

A. JOSIKA.
FRANZ.
RAKOCZI.

OSZK

Central Library of the Hungarian Academy of Sciences

56

17882

522-529

OSZK

OSZK

ex libris



Sallay Ferenc

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Franz Rákóczi II.

Historischer Roman

von

Nicolaus Jósika.

Deutsch bearbeitet

von

Julie Jósika.

Fünfter Theil.

CARL SPIELMANN.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or author name, appearing as a mirror image.

Handwritten text in the upper middle section, appearing as a mirror image.

Handwritten text below the upper middle section, appearing as a mirror image.

Large, faint, mirrored text in the center of the page, likely bleed-through from the reverse side.

Handwritten number: 17.882 / 522-529

ORZÁGOS SZÉPESÉNYI KÖNYVTÁR
B 347 / 1981
LELTÁRI SZÁM

Handwritten text below the library stamp, appearing as a mirror image.

Handwritten text at the bottom left, appearing as a mirror image.

Handwritten text at the bottom of the page, appearing as a mirror image.

Die Flut schwillt an.

I.

Rákóczi und die Seinen setzten ihren Weg fort, und das Weinen und Jammern, das von Zeit zu Zeit, gleich einem Windstoße, in ihr Ohr drang, ließ nicht nach. Je weiter sie vorrückten, um desto mehr schien es, als nahten sie dem Lande des Schmerzes und der Feerei, aus welchem diese Klagen, wie die wachsende Flut, ihnen entgegen tönten.

Plötzlich öffnete sich die Mündung eines schmalen Thales vor ihren Blicken, in welchem ein ergreifender Auftritt ihrer harrete. Das ruthenische Landvolk der Umgegend kam langsam, in feierlichem Trauerzuge den Nahenden entgegen. Voraus ein paar Popen mit langen Bärten, das Crucifix in der Hand; ihnen nach wurde ein Wald bunter Fahnen, mit Heiligenbildern bemalt, getragen, und endlich kam das Volk, Greise, Weiber und Kinder, in unabsehbarer Reihe.

Unmöglich ist es, sich einen Begriff von dem Weinen und Klagen zu machen, welches das Blut in den Adern der Nahenden erstarren ließ. Rákóczi selbst, der in seinen Memoiren dieses Umstandes erwähnt, nennt es unglaublich, (¹) obgleich diese lauten Trauerbezeugungen in den Gewohnheiten der russischen Volksstämme liegen.

Das Gerücht hatte die Nachricht von Rákóczi's Rückzuge, sammt den gewöhnlichen Zusätzen mit Blitzesschnelle in der ganzen Gegend verbreitet, so daß das Landvolk

nicht nur währte, sein ganzes Heer sei vernichtet, sondern auch er selbst gefallen. (²)

Diese Trauerbotschaft erfüllte die Bewohner der Umgegend, die den Fürsten anbeteten, mit tiefem Schmerze; sie versammelten sich in den Kirchen, begaben sich in langen Trauerzügen nach den Friedhöfen und erfüllten Berg und Thal mit ihren verzweiflungsvollen Klagen.

Werden die russischen Truppen in die Flucht geschlagen, so erheben sie auch heut zu Tage noch unter Weinen und Schluchzen ein lautes Jammergeschrei, wie wir dies vor Kurzem erst zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Als die Trauernden Rákóczi's ansichtig wurden, wagten sie kaum ihren Augen zu trauen. Die Fahnen wurden in die Erde gepflanzt, die Popen stiegen von ihren Pferden, das Volk sank auf die Knie. — Wie die Flammen auf der vertrockneten Prairie, so griff die Nachricht, daß Rákóczi noch am Leben sei, unaufhaltsam in der ganzen Gegend um sich; und so groß die Trauer und der Schmerz gewesen, eben so grenzenlos war jetzt die Freude. (³)

Endlich erreichte Rákóczi Zavadka, — eine seiner Besitzungen, die sich an der Grenze Polens befand. Er sandte unverzüglich einen Boten nach St. Miklós, wohin die schlechten Nachrichten gleichfalls schon ihren Weg gefunden hatten, und beschied die dort befindlichen Truppen nach Zavadka.

Nach der Einnahme von Munkács geschah übrigens, was bei allen Revolutionen nach jeder geschlagenen Schlacht, sei sie nun glücklich oder unglücklich, zu geschehen pflegt. Rákóczi's Streitkräfte, welche schon bis zu ungefähr viertausend Mann angewachsen waren, schmolzen nach den

Ereignissen der letzten Tage, durch die Entfernung der Eingeschüchternen, bis auf zweitausend Mann Fußvolk und vierhundert Mann Berittene zusammen.

Nach kurzer Zeit begannen jedoch die Krieger wieder von allen Seiten herbeizuströmen, und Rákóczi verwendete den ganzen Monat Juni dazu, sein stets wachsendes Heer zu ordnen.

Kaum hatte er acht bis neun Tage in Zavadka zugebracht, als eines Morgens ein paar hundert wohlbewaffnete Berittene anlangten. Der erste Blick würde uns gelehrt haben, daß sie jener wilden Volksmenge angehörten, der wir im Saura Drakuluj begegneten, unter welcher sich nur zu viel kecke Abenteurer fanden, die sich kein Gewissen daraus machten, den Landadel auszuplündern, unter dem Vorwande, daß dieser nur deshalb mit seinen Vorbereitungen zögere, und sich in seine Schlösser und Burgen zurückziehe, weil er sich nicht zu Rákóczi's Partei schlagen wolle, und die Sache des Vaterlandes ihm überhaupt nicht am Herzen liege.

Die Neuangekommenen waren kräftige, kampfge wandte Männer, durch die Räuberhäuptlinge, unter welchen sie bisher gestanden, an eine Art rauher Kriegszucht gewöhnt, die eben, weil sie wußten wie eigenwillig und unbeugsam die Leute waren, mit welchen sie es zu thun hatten, nur in einer Weise im Stande waren diesen zu gebieten und Einfluß auf die wilden Gemüther zu üben, nämlich durch augenblickliche Ausübung der Gerechtigkeit, die keinen Widerspruch duldete; denn wer den Mund zum Widerspruche öffnete, der sank im nächsten Augen-

blicke von einer Kugel oder einem Dolchstoße getroffen leblos zu Boden.

Rákóczi sah ein, daß er diesen Leuten die selbstgewählten Anführer lassen müsse, wollte er Vortheil aus ihrer Anwesenheit ziehen; deshalb erhob er einige derselben zu höherem Range und bestätigte die Uebrigen in ihren Aemtern. (*)

Die Neuangekommenen erzählten, daß sie im Angesichte der Besatzung von Munkács und des Regimentes Montecuccoli an der Feste vorübergekommen waren. (°)

Auch aus den übrigen Theilen des Landes kamen nach und nach immer mehr der Anhänger Rákóczi's nach Zavadka; einige furchtsam und schwankend, andere von kühner Zuversicht, noch andere von Neugier zu dem entscheidenden Schritte getrieben. Rákóczi sah, daß sich selbst unter den Furchtsamen und Zweifelnden einer oder der Andere fand, der die Uebrigen zu ermuthigen und ihnen Vertrauen einzufloßen suchte; die Hoffnung fehlte nicht in seinem Herzen und dennoch gab es gar Manches, was dies starke Herz bedrückte. Jahre entschwanden und er sah weder seine Gattin noch Julia, die er so innig liebte; und manchmal, in einsamen Stunden, stieg Magdalenens Bild, umflossen vor der Glorie ihrer reinen, uneigennütigen Liebe, vor seiner Seele empor.

Gerüchte, Botschaften, Briefe vermochten die Leere nicht auszufüllen, die immer fühlbarer ward in seinem Gemüthe, obwohl er mit Jenen, die seinem Herzen so nahe standen, in ununterbrochener Verbindung blieb. Es lag etwas so Heiliges in der Dreieinigkeit der Liebe, die über ihm wachte, und die Liebe in Amaliens Busen, die schwe-

sterliche Zuneigung, die Julia für ihn hegte, und Magdalenenens treue, aufopfernde Freundschaft waren so unerschöpflich, daß Kákóczi, ungeachtet aller Hindernisse und Gefahren, nie ohne Nachricht von diesen drei schützenden Genien blieb.

Dem erfinderischen Geiste Magdalenenens, Fierville's und des furchtlosen Brenkovic's war nichts zu schwer, nichts unmöglich; allein nur Jene, die ein unerbittliches Geschick von ihren Liebenden getrennt, wissen, welch' himmelweiter Unterschied zwischen den kalten Buchstaben des beschriebenen Blattes und dem Leben, welches spricht und athmet, wirkt und anzieht, besteht.

Ah, wie sehnte er sich darnach, die geliebte Gattin in die Arme zu schließen! Welch' heller Freudenstrahl zuckte durch die Nacht so vieler Entbehrungen, gedachte er der schönen Stunde, wo er Julia wiedersehen, wo Magdalenenens klarer Blick ihm die Ueberzeugung geben sollte, daß erhabene Seelen in Selbstverläugnung und aufopfernder Freundschaft Trost und Genuß zu finden vermögen, während alltägliche Geschöpfe, bei Allem was sie thun und empfinden, von ihrem eigenen Selbst ausgehen.

Gar Vieles mußte noch geschehen, so wenigstens wähnte Kákóczi, ehe er die theuren Gestalten abermals erblicken, ehe seine Tage einst auf's Neue an Amaliens Seite schöner und genußreicher entschwinden sollten.

Das Erste, was die Vorsehung von jenen Sterblichen verlangt, denen sie ein großes Werk im Leben anvertraut, ist Selbstverläugnung. — Große Männer sehen sich vom Schimmer des Ruhmes umflossen, erhabene Augenblicke reißen sie hin in schrankenloser Begeisterung,

das Geschick bietet ihnen in Glück und Unglück unerhörte Ruhmeskränze dar, — allein glücklich, wahrhaft glücklich ist kein großer Mann.

Rákóczi wußte seine Wünsche, sein heißes Sehnen zu bezwingen — er war gleich dem Pilger, der alles zurückläßt in der Heimat, um nach dem gelobten Lande zu eilen.

* * *

*

Zwei Tage nach der Ankunft der letzterwähnten Hilfstruppen gab es ein Fest in Zavadka. Rákóczi bewirthete sein kleines Heer und ritt mit glänzendem Gefolge Bercsényi entgegen, der seine Reise nach Warschau glücklich vollbracht hatte, und jetzt mit Geld und Hilfstruppen die Grenze überschritt. Leider brachte er weder viel des einen noch der andern: denn zwei Compagnien walachisches Fußvolk, eben so viel Reiterei und außer diesen zwei Compagnien Polen, welche Fürst Wisnowski ausgerüstet, war alles, womit er Rákóczi's Streitkräfte verstärken konnte.

Indessen ermuthigte die Ankunft dieser zwar nicht bedeutenden, doch wohlbewaffneten und zu jedem Wagnisse bereiten Schaar die Jagenden nicht wenig, und auch das Geld verfehlte seine Wirkung nicht. Rákóczi ließ seinen Leuten auf der Stelle eine einmonatliche Löhnung ausbezahlen; denn außer der geringen Summe, welche Bercsényi dem Freunde überbrachte, erhielt der Fürst auch die Zusage, daß der französische Hof ihm binnen Kurzem fünftausend venetianische Ducaten — in jenen Zeiten eine sehr bedeutende Summe — zusenden werde. (°)

Jene Auftritte, deren Zeugen wir im Lager von

Klinicz gewesen, wiederholten sich auch in Zavadka, nur in weit größerem Maßstabe.

Eine Gesandtschaft folgte der andern, und die meisten derselben ließen nicht ab, Rákóczi zu beschwören, daß er um jeden Preis suchen möge den Theißfluß zu überschreiten, denn nur jenseits desselben biete sich ihm Hoffnung dar, die Zahl seiner berittenen Truppen bedeutend zu vermehren. (7)

Jetzt nahmen jene raschen, blitzartigen Feldzüge ihren Anfang, wie sie deren nur wenige Revolutionen aufzuweisen vermögen. Wir wollen sie nur kurz berühren, da wir uns nicht die Rechte eines Historikers anmaßen, sondern auf dem Felde der Romantik zu bleiben gedenken; und sollten wir auch manchmal gezwungen sein, unsere skizzenartige Schilderung abubrechen, um deren Faden später wieder aufzunehmen, so werden uns dies hoffentlich Diejenigen verzeihen, die sich mit den Personen unserer Geschichte befreundet haben.

Allein trotz aller Kürze dürfen wir doch jene ersten Schlachten und errungenen Vortheile nicht unerwähnt lassen, welche einerseits die stets im Wachsen begriffene Schilderhebung des Volkes begreiflich machen, während andererseits durch ihr Gewicht selbst die zum Theil geübten deutschen Generale besorgt und vorsichtig wurden.

Rákóczi verlegte sein Lager später nach Szathmár, in die Nähe von Betés, wo die einfachen Hütten desselben, welche die Zelte ersetzten, in einer freien, offenen Gegend, unter den Bäumen eines Espenhaines, umgeben von üppigen Pflaumengärten, aufgeschlagen waren. (8)

Schon damals standen dem Fürsten zahlreiche Offi-

ziere zur Verfügung, denen er vertrauen konnte Außer Bercsényi und mehreren Andern, die wir im Verlaufe dieser Begebenheiten bereits kennen gelernt, hatten noch die beiden Flosvai, Balthasar und Emerich, sowie der alte Freibeuter Johann Szűcs die Führung kleinerer und größerer Abtheilungen übernommen.

Rákóczi selbst nebst allen, die sich seiner Sache angeschlossen hatten, gedachte nur selten seines eigenen Interesses, seiner eigenen Gemächlichkeit.

Kühn und kampfgeübt, Gefahren und Beschwerden verachtend, behielt er stets das erhabene Ziel im Auge, dem er alles geopfert hatte.

Während Rákóczi seine Streitkräfte ordnete und alles aufbot, um sie auch pünktlich besolden zu können, was mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war, vergaß er auch seiner Verbündeten nicht, obwohl keiner derselben es gewagt, oder wenigstens nicht für rathsam gehalten hatte, sich offen für ihn zu erklären. — Sehen wir daher Brenkovic's und dessen Gefährten, so wie Fierville, Apagyi und noch manche Andere, deren Unerschrockenheit und kluger Gewandtheit er vertrauen konnte, nur selten in seiner Nähe, sondern gewöhnlich von kühnen Unternehmungen, und oft mit Lebensgefahr verknüpften Sendungen in Anspruch genommen, so darf uns dies nicht Wunder nehmen.

Oft erblicken wir während dieses Lagerlebens die rasch beförderten Hauptleute und Feldobersten im Schatten einer hohen Espe auf den weichen Rasen hingestreckt. Jene Art von Kriegszucht, welche bei geordneten Armeen unbedingte Ehrerbietung gegen Vorgesetzte mit sich bringt,

fehlte hier ganz und gar. Wer heute oder gestern erst zu Rákóczi's Streitkräften gestoßen war, allein durch seine Anwesenheit dem kühnen Unternehmen Vorthail brachte, wer nicht allein, sondern mit zahlreichen Anhängern angelangt, oder der Träger eines Namens war, der Vertrauen zu erwecken vermochte, der konnte einer Befehlshaberstelle gewiß sein. Es geschah auch hier, was sich bei jeder Revolution zu wiederholen pflegt: daß nämlich während der schweren Lage der Gefahr, im Augenblicke dringender Noth, die Menschen nicht ihrer Verdienste wegen, wohl aber oft ob ihres martialischen Außern, ihrer reichen Besitzungen, oder auch nur weil sie zudringlicher waren als die Uebrigen, zu Aemtern und Würden befördert wurden, zum großen Vergernisse kluger Köpfe, allein den Gesetzen eiserner, unerbittlicher Nothwendigkeit gemäß, die jedes andere Gesetz in den Hintergrund drängen.

Wir begegnen hier gar manchem jener kühnen Krieger wieder, die einst unter Lökölyi's Fahnen gekämpft; allein viele derselben schienen auch ganz und gar vom Schauplatze verschwunden, wie dies stets der Fall ist, wenn ein bedeutender Zeitraum zwischen zwei Revolutionen liegt.

Wir wollen dies bunte Lager an einem heiteren Sommertage betreten. Die Sonne stand hoch am Himmel und senkte ihre glühenden Strahlen auf die dunstige Erde herab, so daß die etwas winterliche Nationaltracht fast überall mit leichten Hemden von blauem Leinen oder blauer Seide vertauscht worden war, und die Gruppe, welcher wir vor allen andern nahen, den kühlen Schatten hoher Bäume gesucht hatte.

Gar manches unbekante Antlig fällt uns hier ins

Auge, doch erblickten wir auch Züge, die wir schon gesehen zu haben wähnen: entweder in der Schlacht bei Zerneſt oder während der neueren, bereits geſchilderten kriegeriſchen Auftritte. Einige der Anweſenden aber gehören zu unſeren älteſten Bekannten, und unter dieſen heben wir vor allen Baſzil und den alten Urſza hervor.

Wohl Niemand würde jezt den einſtigen Ziegenhirten in Erſterem wiedererkennen. Jede Spur des rohen walachiſchen Gebirgsbewohners war verſchwunden. Er ſprach ungarisch, als hätte er nie eine andere Sprache gekannt, und Anzug und Bewaffnung führten den Beweis, daß Rákóczi bald zu der Erkenntniß gelangt war, was er an dieſem kühnen, furchtloſen Menſchen beſaß. — Wirklich hatte auch der Ziegenhirt des Szibles ſchon ſo gut denken gelernt, daß er vom Fürſten zu einem ſeiner Feldoberſten ernannt worden war. — Der greiſe Bärenjäger, der eben ſo alt und ſaltenreich, aber auch eben ſo geſund und kräftig war, als da wir ihn als geheimen Werber zum erſten Male erblickt, führte eine Abtheilung jener Berittenen an, die zuerſt in Zavadka angelangt, und unter welchen ſich auch ein paar Kaluger (walachiſche Mönche) befanden, die die Kutte mit dem Szekler Zeke (kurzes Ueberkleid) ver- tauscht hatten.

Es verdient hervorgehoben zu werden, wie groß die Vaterlands- und Freiheitsliebe war, welche die Walachen während der Schilderhebung Rákóczi's an den Tag legten, und wie wenige derſelben ſich zu einer Gegenrevolution bewegen ließen, obgleich es an Verſuchen hierzu nicht fehlte, und nichts unterlaſſen wurde, wodurch ſie gegen die Ungarn und vor allem gegen den Adel aufgewiegelt werden konnten. (°)

Basil und Urša waren von ungarischen Offizieren umgeben, die eifrig ihren Worten lauschten. Laßt uns ein Gleiches thun; vielleicht gelingt es uns zu erfahren, was sich, seitdem Rákóczi das Lager von Zavadka verlassen, zugetragen.

»Ihr könnt mir's glauben, Schlamm und Wasser reichten uns bis zum Gürtel; allein wir drangen wohl-gemuth vorwärts, denn von allen Seiten flohen die Deutschen, und selbst Stefan Csáki suchte das Weite, als er die Kunde von dem Nahen des Obersten Thomas Esze erhielt.«

Basil war es, welcher sprach und wahrscheinlich die früher begonnene Erzählung eines Kriegsabenteuers fortsetzte.

»Allein was konnte wohl die so zahlreichen deutschen Truppen zur Flucht bewegen, Herr Oberst?« fragte einer der jüngeren Offiziere.

»Das ist bald gesagt, Freund,« entgegnete Basil, der sich den Ton geistiger Ueberlegenheit wunderbar schnell angeeignet hatte, obwohl die eigensinnige Energie des ein-stigen Ziegenhirten noch von Zeit zu Zeit aus den offenen, aber ernstern Zügen leuchtete.

»Unser Fürst — den Gott segnen möge — hatte die Kunde erhalten, daß der Adel von Bereg und Ugocea sammt hundert Mann Fußvolk von der Szathmárer Besatzung und eben so viel Berittenen aus dem Regimente Montecuccoli, unter Stefan Csáki's Anführung in Beregßaß angelangt sei, um unseren Uebergang über die Theiß zu verhindern; er ertheilte daher augenblicklich den Befehl zum Aufbruche.

»Wir drangen zwischen Wäldern und Bergen vor, und die Sache ging ganz gut, obgleich der Regen unablässig vom Himmel strömte. Gegen Morgen hatten wir Bergpaß fast erreicht; allein das Fußvolk war, der furchtbaren Straßen wegen, zurückgeblieben. Ein Theil des Feindes befand sich diesseits der Theiß; und da er einsah, daß er uns nicht ausweichen konnte, warf er sich auf eine Art Halbinsel, die durch eine Krümmung des Stromes gebildet ward; wir griffen ihn unverzüglich an.

»Die feindliche Abtheilung, die sich am jenseitigen Ufer des Flusses befand, feuerte unablässig nach uns, ohne daß es uns möglich war, ihr Schaden zuzufügen. Die Hälfte unserer Leute wäre ohne Zweifel zu Grunde gegangen, denn es war kaum möglich, sie zurückzuhalten; allein der Fürst gab den Befehl, vom nutzlosen Angriffe abzustehen, und die Ankunft des Fußvolkes abzuwarten. (10)

»Wohl könnt Ihr Euch denken, Ihr Herren, welch' angenehme Musik für unser Ohr der erste Trommelwirbel war, den wir vernahmen.

»Kaum hatten wir dem Fußvolke durch einen Boten sagen lassen, wie es um uns stand, so waren die wackeren Bursche bei uns — weiß Gott, sie hätten zu Pferde nicht rascher anlangen können.

»Als sie zur Stelle waren, sammelten sie sich in dichte Häuflein, und dem Feinde in den Rücken fallend, drängten sie ihn nach dem Flusse und den denselben umgebenden Sümpfen zu. — Die Hälfte ging dort zu Grunde, die andere Hälfte hieben wir zusammen, oder nahmen sie gefangen.

»Am jenseitigen Ufer staunte der Feind über das, was unsere Reiterei vollbrachte. (11)

»Allein hört weiter, Ihr Herren, denn wir sind noch nicht am Ende. Ein deutscher Trompeter, den die Unsern am Ufer der Theiß gefangen hatten, ergriff im Getümmel des Kampfes die Flucht, und wir besorgten mit Recht, daß er dem Feinde die geringe Zahl unserer Leute und Hilfsstruppen verrathen würde. Doch es kam anders, und jener Trompeter erwies uns die besten Dienste; denn er verkündete seinen Kameraden, daß vierzigtausend Schweden und Polen mit zahlreichen Kanonen uns zu Hilfe kämen, und durch die Marmaros zur Belagerung Szathmárs herbeieilten. (12)

»So geht es immer; denn die feigen Flüchtlinge nehmen den Mund gar voll, und bringen nur selten gute Kunde. In Folge dieser lügenhaften Nachrichten zog Stefan Esáki sich sammt den Deutschen zurück. Der Adel jedoch verschanzte sich in seinen Schlössern und Burgen, und wartete, bis er erkennen konnte, woher der Wind weht.

»Wir setzten auf Mühlenschiffen und hier und da verborgenen Rähnen über die Theiß und Oberst Esze führte die Truppen nach Namény zu.

»Dieser Uebergang über die Theiß war, wie gesagt, gefährlich genug, denn oft versanken wir bis zum Gürtel in Wasser und Schlamm; unsere armen Leute hatten halb nackend Haus und Hof, Weib und Kind verlassen, um unter unsere Fahnen zu eilen. Als wir endlich am jenseitigen Ufer der Theiß waren, schwoll binnen wenig Tagen unser kleines Heer bis zu achttausend Köpfen an. (13)

»Der Adel fürchtete das Volk gleich den Deutschen; denn ersteres glaubte in dem furchtsamen Schwanken der Herren feindliche Gefinnungen zu erkennen, und fügte ihnen Schaden zu, wo es nur konnte.«

»Und hatten diese Leute denn auch Offiziere?« fragte ein bartloses Bürschchen, das erst vor Kurzem zum Offiziere befördert worden war.

»Das will ich meinen; irgend ein Fleischer oder Schneider, ein Barbier oder Schenkwrith, wer sich willig finden ließ und den Mund recht voll nehmen konnte. Doch das thut nichts zur Sache, denn es fragt sich nicht darum, wie wir begonnen, wohl aber wie wir geendet haben.

»Als der Adel sah, daß unsere Zahl wuchs, begannen die Aermern unter demselben sich uns anzuschließen; die Reicheren waren saumseliger, besonders die Szabolcser, die sich in die Kleinwardeiner Feste gezogen hatten und sehr weise und umsichtig sich erst dann zu entscheiden gedachten, wenn sie sahen, daß sie dies mit gedecktem Rücken thun konnten. Eines aber versprachen sie doch; (¹⁴) nämlich, nichts gegen uns zu unternehmen.

»Indessen hatte man in der Gegend von Großwardein Kunde von unserem Mahen erhalten und es gelang einem Edelmann, Namens Bónis, viertausend Berittene und dreitausend Mann Fußvolk zusammenzubringen. Mit diesen zog er noch Dioszeg und schlug dort ein Lager auf, doch leider fehlte es ihm an der nöthigen Vorsicht. Die Spione der Barad-Daszer Raizen, die ihm auf seinem Marsche gefolgt waren, sahen, daß im Lager keine Spur von Ordnung und Mannszucht zu finden war; sie berichteten dies den Thren und die raizische Bevölkerung, wie zu einem Raub-

zuge um Mitternacht aus ihren Betten treibend, überfielen sie Bónis, der trinkend und jubelnd die Nacht verbrachte, und schlugen ihn sammt den Seinen in die Flucht. ⁽¹⁵⁾

»Zum Glück blieben nur Wenige auf dem Platze, denn jeder lief diesmal so eilig und so weit er konnte.

»Kungab's Hiobsposten genug, und wer am tapfersten gelaufen und folglich zuerst bei den Seinen angelangt war, der wollte der größte Held gewesen sein und nur deshalb die Flucht ergriffen haben, weil er gezwungen war, der überwiegenden Macht zu weichen.

»Unser guter Fürst machte nicht viel Wesens aus der Sache; es gibt keine Truppen, sagt unser Herr immer, die nicht ein paarmal recht tüchtig auf's Haupt geschlagen werden; haben sie einmal Lehrgeld gegeben, so wezen sie die Scharte wieder aus.

»Auch mit den Heidenstädten hatten wir unsere Noth, obgleich's, weiß Gott, kein prächtiger und dem Vaterlande mehr ergeben Volk auf der ganzen weiten Erde gibt; allein die Armen haben sich schon mehr als einmal den Mund verbrannt und deshalb sträubten sie sich, der Gefahr mir nichts dir nichts in den Rachen zu laufen, und wollten keinen Fuß von der Stelle rühren, bis die Källoer Burg nicht in des Fürsten Händen war.«

II.

So weit war Oberst Baszil in seiner Erzählung gekommen, als plötzlich die ganze Gesellschaft sich aus ihrer sitzenden und liegenden Stellung erhob.

Kákóczi nahte zu Pferde mit zahlreichem Gefolge

der Stelle, wo sie sich befanden. Es waren neue Nachrichten angelangt und den edlen Hengst, den er ritt, anhaltend, ertheilte der Fürst den Anwesenden kurz und bündig seine Befehle.

Andern Tages sollte ein Theil des Heeres aufbrechen, und für Baszil und Ursza gab's besondere Aufträge.

Rákóczi's berühmtes Manifest, das schon in Zavadka verfaßt worden, war in's Ungarische, Deutsche, Slavische und Walachische übertragen, im ganzen Lande verbreitet worden und that ihm bessere Dienste, als seine, zwar von den besten Absichten beseelten, aber eigensinnigen und unerfahrenen Feldobersten. (1°)

»Recrudescunt vulnera inclitae gentis hungarae!« ertönte es überall im Vaterlande. — Die Wunden, dem Herzen eines edlen Volkes geschlagen, bluteten aufs Neue! Rákóczi's weltberühmte Proclamation griff nicht um sich gleich dem Dese, das seine unsichtbaren Netze über die empörten Wellen breitet, nicht beruhigend, nicht in Todes-schlummer wiegend, wohl aber gleich dem Funken, welcher zündend in den Holzstoß fällt, gleich der Fackel, die alles mit ihrem rothen Lichte überströmt, — das ganze Land durchfliegend, getragen auf den Schwingen des Gerüchtes, wie das blutige Schwert unserer Ahnen. Gleich dem zündenden Blitze des Himmels fiel sie in den seit Jahrhunderten angehäuften Brennstoff.

Blickt um Euch her, auf den Gebirgen, auf den Fels-spißen, auf den unermesslichen Steppen, in den blühenden Thälern, zwischen Schluchten und Engpässen, Schanzen und Wällen, Mauern und Hecken; — wo die Donau rauschend dahinströmt, wo die Theiß ihre trägen Fluten

wälzt, wo die Drau und die Sau schäumen und kochen, — überall hat Gott das Volk erweckt! — Der Gott des Krieges, der greise Hadur mit dem Schwerte in der Hand, das einst Attila — *metus orbis, flagellum Dei!* — geschwungen.

Hier, von den Fesseln der Feigheit gelähmt, glimmend unter der Asche, sprüht der Funke empor, um Mitternacht, in einsamen Hütten.

Von Lauschern umringt, in aufgewiegelter Brüder Mitte, schärft dort in finsternen Kellerräumen der treue Bürger, der Sohn des Volkes, sein gutes Schwert und harret des Augenblickes, der ihn zum Befreiungskampfe ruft. Ist er ein Ungar? werdet Ihr fragen! — Was soll ich Euch erwiedern? Ungarn, Slaven, Walachen, alle Bewohner des weiten Ungarlandes waren vom selben Geiste beseelt.

Wohl fanden sich auch Verräther und Brudermörder; allein das Ganze, die große Mehrzahl, bewährte sich als wahre Kinder des heiligen Bodens, der sie ernährte; keiner fragte, wer es sei, der seine Mutter schlug; — er eilte ihr zu Hilfe und gab sein Leben willig für sie hin, wenn's sein mußte.

Anderwärts suchten kleine Häuflein kühner Streiter, des Tages in Wäldern und Schluchten versteckt, des Nachts bei Mondlicht die Fahnen entfaltend, das Lager mit seinen Schlachten und Wunden, seinen Todesqualen und seinem Freiheitssehnen auf. Wo war die Feuersäule des Propheten Moses? der leitende Stern der drei morgenländischen Könige, der über einer Krippe anhielt, in welcher ein Gott schlummerte, der Gott der Liebe, der

Brüderlichkeit, der Freiheit! — Die geheimnißvolle Magnetnadel im Herzen des Volkes trug nicht; — sie zog es weder nach Osten noch nach Norden, sondern trug es dahin auf den Schwingen der Begeisterung, wie der Sturm die Wolken trägt, wie der mächtige Strom Bäche und Flüsse an sich reißt: denn es war ein Flammenmeer, das über dem ganzen Lande zusammenschlug.

Die Tazygier und Rumanier waren die Ersten, die in Kákóczi's Lager anlangten, an ihrer Spitze der Lieutenant, das zerfetzte Duplicat des Pfandbriefes auf der Spitze seines Schwertes, mittelst welchem der von Schmeichlern und bösen Rathgebern umringte Monarch, durch mangelhafte Berechnungen bethört, dies herrliche Volk den reichen Pfaffen verpfändet hatte. (17)

Von allen Seiten strömten kampflustige Männer herbei. Kákóczi's Heer schwoll an gleich dem Ballon des Luftschiffers, um ihn emporzutragen aus dem bedrückenden Dunstkreise kleinlicher Angst und Besorgniß.

Er überschritt die Theiß, seine Fahnen flatterten auf den unermesslichen Ebenen Unterungarns; jeder Trommelwirbel, jeder Trompetenstoß schien Streiter aus der Erde hervorzuzaubern, Streiter jedes Alters: Greise, Jünglinge, Knaben.

Die aufgewiegelten Maizen, durch den Sieg bei Dioszeg kühn geworden, schwuren sammt ihrem wilden Anführer, Balthasar Riß, ihren ungarischen Nachbarn Tod und Verderben. Allein Bercsényi überfiel sie, und ließ sie sammt und sonders über die Klinge springen, selbst Balthasar Riß hatte seine irdische Laufbahn beendet, ehe es ihm gelungen war, seinen usurpirten ungarischen Namen

mit dem früheren raizischen zu vertauschen. Ein ungeheures Grab schloß sie alle in sein kühles Dunkel.

Schmerzlich schlug Rákóczi's Herz bei diesem traurigen Siege. Waren die Gefallenen nicht seine Brüder gewesen? — Tapfere, kühne, kräftige Männer?

War ihr wilder Führer nicht ein Held? — Sie alle, deren warmes Blut geflossen, nicht Söhne seines großen herrlichen Vaterlandes!

Schäme Dich nicht der Thräne, die in deinem Auge glänzt, Du großer Sohn jenes hartgeprüften Landes! O, diese Thräne, der wilde Schmerz, der deine Brust durchzuckt, dein Schutzgeist ist es, der sie Dir warnend sendet! — Denn viel des edlen Blutes sollte fließen, — muthige Volksstämme sich feindlich gegenüberstehen, nicht wissend weshalb, nicht ahnend das teuflische Spiel, das mit ihrem Blute, ihrem Glauben gespielt ward.

Rákóczi wußte den errungenen Vortheil zu nützen. General Klöckelsberg warf sich in die kleine Feste Somlyó, die zum Theil in Trümmern lag, allein durch rasch angelegte Wälle und Palissaden in Vertheidigungszustand versetzt wurde.

Johann Szücs, einer von Tökölyi's Jünglingen, dem wir schon einmal begegnet, erklärte sich freudig bereit, die Feste Somlyó in die Hände der Ungarn zu bringen.

Klöckelsberg, ein eben so guter als tapferer Soldat, ließ, statt dies kleine Nest zu vertheidigen, dort nur eine Abtheilung schwerer Reiter zurück und eilte der Besatzung der weit wichtigeren Szathmärer Besse zu Hilfe.

Szücs, den seine Kundschafter bei Zeiten von dem raschen Rückzuge des deutschen Generals benachrichtigt

hatten, war ihm fortwährend auf der Ferse, beunruhigte ihn ohne Unterlaß, und drängte ihn endlich bis auf die kleine Insel, welche die beiden Flüsse Szamos und Kraszna bilden.

Zum Glücke für den deutschen General war die Szamos aus ihren Ufern getreten, und als Klöckelsberg die Brücke überschritten hatte, ließ er sie zerstören, wodurch er seinen Zweck erreichte; denn er langte ohne Unfall und Verlust in Szathmár an. (18)

Szucs war ganz für jenes wildbewegte Zeitalter, in welchem er lebte, geschaffen: er stand augenblicklich ab von dem jetzt unmöglich gewordenen Vorhaben, und wandte seine ganze Energie einem möglichen zu. In unglaublich kurzer Frist stand er vor der Feste Somlyó, und stürmte sie mit Blitzesschnelle. Binnen kaum einer Stunde waren Wälle und Mauern erklettert, und die kleine Besatzung gab nicht nur der Uebermacht nach, sondern nahm sogar vom Ersten bis zum Letzten Dienste in Rákóczi's Heere. (19)

Indessen hatte Gregor Pintye, den wir in Sauras Drakuluj gesehen, auf Mirian's Gebot mit seiner wilden Schaar die Bergstadt Nagy-Bánya überfallen, und sich derselben in Rákóczi's Namen bemächtigt; der unerschrockene Räuberhauptling fühlte den Drang in sich, seinem wüsten Leben zu entsagen, und sich durch eine glänzende Waffenthath Rákóczi's Vertrauen zu erwerben.

Allein die Sache kam nicht also; — die wilde Horde — vielleicht die rohste und verworfenste, welche jemals die Wälder und Gebirgsschluchten, die Siebenbürgen von der Walachei scheiden, zum Schauplatze ihrer Heldenthaten gemacht — besaß nicht gleich dem kühnen, nach einer Feld-

herrnstelle lüsternen Räuberhäuptlinge, unter dessen Befehlen sie stand, jene edleren Instincte, die ihn einen ruhmvollern Lebenspfad erschnen ließen: und als sie die geräumigen, mit allem Nöthigen wohlversehnen Häuser der wohlhabenden Bürger, die Gold- und Silberminen sah, konnte sie dem Gelüste, dies alles zu ihrem Eigenthume zu machen, nicht widerstehen.

Berauscht, unter wildem Schreien und Fluchen, stürmte sie die Häuser, raubend, mordend und sengend. — Allein sie hatte es nicht mit feigen, von Schreck gelähmten Spießbürgern zu thun. — Die Bewohner von Nagy-Bánya griffen muthig zu den Waffen, und nach furchtbarem Kampfe gelang es ihnen, dies Raubgesindel bis zum letzten Mann zu vernichten.

Pintye selbst, der die Ordnung herstellen wollte, und seine Hoffnungen durch diese Ausschweifungen im Keime erstickt sah, ward, nachdem er vier seiner eigenen Leute niedergeschossen, in dem Augenblicke überfallen, wo er in ein Haus treten wollte, um die Räuber aus demselben zu verjagen. Er konnte nicht zum Worte kommen und das wuthentbrannte Volk machte seinem Leben rasch ein Ende: er büßte für die Vergangenheit. (20)

Nagy-Bánya war frei; allein es nützte seine Freiheit nur dazu, um durch Abgeordnete Kákóczi von dem Vorgefallenen und der unbedingten Huldigung der patriotisch gesinnten Stadt in Kenntniß zu setzen. — Der Fürst hieß die erzwungene Nothwehr gut, und verdoppelte durch den freundlichen Empfang, den er der Gesandtschaft angedeihen ließ, den Eifer und die Ergebenheit der wohlhabenden Bergstadt.

Auch das Städtchen Groß-Károlyi unterwarf sich dem Fürsten. Die Gemalin Alexander Károlyi's stand, vielleicht schon damals den geheimen Weisungen ihres abwesenden Gatten zu Folge, von der ohnedies sehr schwierigen Vertheidigung ab, und eilte nach Kaschau zu ihrem Manne, der sich zwar noch nicht offen für Rákóczi erklärt, allein demungeachtet schon den vollen Verdacht der vor jedem Schatten zitternden Wiener Regierung auf sich gezogen hatte.

So viele unerwartete Vortheile und die von Tag zu Tag wachsende Zahl seiner Streitkräfte bestimmten Rákóczi zu dem Entschlusse, die Feste Szathmár einzunehmen.

Er selbst und Bercsényi leiteten das Unternehmen.

Ungehindert langten sie in der Nähe von Szathmár an; allein die Besatzung war auf ihrer Hut und zur Vertheidigung wohl vorbereitet. Dies war die Ursache, daß Rákóczi sich gezwungen sah, den heißen Sommer, der selbst die Brunnen versiegen machte, unthätig mit einem Heere hinzubringen, das alles eher als Unthätigkeit zu ertragen mußte.

Wer in demselben gut beritten und bewaffnet war, der begann nach und nach auf eigene Hand Streifzüge in der Umgegend zu unternehmen, und so schmolz die Zahl der Belagerungstruppen sichtlich zusammen. Rákóczi gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß es das Gerathenste sei, seine Leute, wenn auch ohne Hoffnung auf Erfolg, zu beschäftigen. Deshalb eilte er mit ihnen nach Pálfalva, zwar in dem Bereich der Schüsse aus der Szath-

märer Feste, allein von Bäumen und Strauchwerk geschützt. (²¹)

Die deutschen Reiter, welche die Besatzung der Feste Somlyó gebildet hatten, begleiteten ein paar Abtheilungen des ungarischen Fußvolkes, die Rákóczi voraussandte, um, so viel es thunlich war, Kenntniß von der Gegend zu nehmen.

Die Nacht war finster, und so geschah abermals, was sich bei ähnlichen Kriegsführungen leider nur allzu oft wiederholt.

Die deutschen Reiter waren, vielleicht von der unbefahrenen Straße irrefgeführt, etwas von derselben abgekommen, und wollten nun in scharfem Trabe die hierdurch verlorene Zeit so viel als möglich einbringen.

Rákóczi und Bercsényi ritten ungefähr in der Mitte des Heeres, als plötzlich rascher Hufschlag den bisher ruhigen Schritt der Reiterei ablöste.

„Der Feind, der Feind!“ riefen mehrere Stimmen aus, während ein junger Edelmann eilig vorwärtsprengte und seine Pistole nach den Berittenen abbrannte. (²²) Dieser Schuß, verbunden mit jenem Rufe, brachte die unsäglichste Verwirrung hervor.

Die deutschen Reiter sammt dem Fußvolke, das den Vortrab bildete, schwenkten augenblicklich um. Die Reiterei, von dem herbeieilenden Fußvolke gedrängt, und wähnend, daß der Feind ihr gegenüberstehe, hieb in Rákóczi's berittene Truppen ein. Lärm und Verwirrung wurden immer größer, und mehrere der Kämpfenden sanken todt oder verwundet von ihren Rossen.

Rákóczi und Bercsényi, welche zuerst den Irrthum

wahrnahmen, sprengten heran. Bercsényi's Pferd stürzte mit seinem Reiter und Rákóczi, wäbnend, daß sein bester und treuester Freund gefallen sei, eilte ihm zu Hilfe, und ließ ihn aus dem Kampfgetümmel tragen. (23)

Kaum war dies geschehen, so durchbrach er die Reihen der von Kampflust entflammten Truppen und sprengte zu dem Fußvolke, das er endlich mit vieler Mühe zum Stehen bringen, und ihm den traurigen Irrthum, welcher stattgefunden, begreiflich machen konnte.

Endlich entwirrte sich der Knäuel; die befreundeten Truppen erkannten sich gegenseitig, und nach anhaltendem Lärm und Getümmel ward Ordnung und Ruhe wieder hergestellt. Allein es war unmöglich den Marsch fortzusetzen, und Rákóczi sah sich gezwungen, ein Lager aufzuschlagen.

Bercsényi hatte einen heftigen Schlag an den Kopf erhalten, der jedoch nicht tödtlich war, und als er das Bewußtsein wieder erlangte, ließ Rákóczi den Freund, in Begleitung seines eigenen Arztes, nach Groß-Károlyi bringen. (24)

Anderen Tages langte das Heer in Pálfalva an, und Rákóczi ließ alsbald befestigte Erdwälle längs der Szamos aufführen.

Indessen beunruhigte die deutsche Reiterei, welche einen Theil der Besatzung bildete, und zu den besten Truppen der Deutschen gehörte, Rákóczi unaufhörlich, und blieb stets im entschiedenen Vortheile gegen die ungeübten Soldaten des Revolutionsheeres. Zwar war der Verlust, den diese während jener Scharmügel erlitten, nicht bedeutend, doch geriethen ein paar Fahnen in die Hände des

Feindes und Rákóczi sah ein, daß er hier nutzlos seine Zeit verlor; deshalb zog er sich nach Vetés zurück, wußte jedoch wie immer seinem Rückzuge einen so plausiblen Anstrich zu verleihen, daß seine Leute, statt zu retiriren vorzudringen wähten. (25)

Auch die Streifzügler, welche sich von dem Heere getrennt hatten, blieben nicht müßig, denn diese mehr Räubern als Kriegern ähnlichen Abtheilungen blockirten die Schlösser und Burgen, welche sie nicht einzunehmen im Stande waren.

Der Adel der Szabolcser und Szathmárer Gespanschaften, zwischen zwei Feuer gedrängt, verließ mit fliegenden Fahnen die Kleinwardeiner Feste, in welcher er sich bisher eingeschlossen hatte, und stieß bei Dioszeg zu Rákóczi's Heere.

Die Mármaroscher Gespanschaft sandte ihm auf's Neue viertausend Mann Fußvolk und achthundert Berittene.

Baron Stephan Sennyei, ein greiser Edelmann, dessen feste Burg Tárkány schon seit geraumer Zeit von jenen früher erwähnten Streifzüglern bestürmt ward, ergab sich endlich, der ewiger Angriffe überdrüssig, und schloß sich der Sache Rákóczi's an.

Er war einer jener alten, erfahrenen Krieger, die sich in den gegen die Türken geschlagenen Schlachten herangebildet hatten, und deshalb als kluger und geübter Heerführer ein unberechenbarer Gewinn für das Revolutionsheer. (26)

Neue Namen tauchten jetzt auf. Franz Deák nahm die Szolnoker Feste ein. Kiba, ein tapferer Raizenhaupte-

ling, eilte zum Entsatz derselben herbei, allein Deák ließ dreitausend Mann zusammenhauen und schoß mit eigener Hand den wilden Kiba von seinem Rosse. (27)

Die Gegend zwischen der Donau und der Theiß war jetzt von den Raizen gesäubert.

Ganz Oberungarn griff zu den Waffen. Ueberall ertönte kriegerische Musik, rollten Trommelwirbel, flatterten Fahnen; das Volk nahm zur Hand, was es finden konnte: Sensen, Aexte, Knüttel, und strömte zu Kákóczi's Heere; der Adel öffnete seine Vorrathskammern, Frauen und Jungfrauen machten die ererbten Kostbarkeiten zu Gelde und führten ihre Söhne und Brüder in das Lager der Ungarn.

Die ganze Zempliner Gespanschaft erhob sich, als Bercsényi dort erschien; sein Heer wuchs gleich den Aehren im Felde, wenn der Segen aus den Wolken auf ihre Häupter strömt.

Balthasar Borbély und Ladislaus Deákai, neue Heerführer, deren Namen erst jetzt im Vaterlande genannt zu werden begannen, dehnten mit ihren zügellosen Schaa- ren, die überall sengten und verheerten, ihre Streifzüge bis an die Grenzen Polens aus. Sie brachen in die Neutraer Gespanschaft ein, wo mehrere tausend Berittene sich ihnen anschlossen, die auf den Spitzen ihrer Säbel, unter den Hufen ihrer Rosse den Ruhm und die Gräuel des Kuruczenheeres bis an die Fluten des Bágflusses trugen.

Ueberall Blut und Flammen! Es war die rohe Kraft, die vernichtend dahinstürmt und welcher Menschlichkeit und Verstand nicht länger zu gebieten vermögen,

wenn der Damm einmal durchbrochen ist, wenn der Löwe sich losgerissen hat von seiner Kette.

Paul Drosz — abermals ein neuer Name — brach mit einem Heere von sechstausend Mann in Siebenbürgen ein.

Dort befand sich Bussi Rabutin, der kaiserliche General. Die deutsche Regierung hatte ihn dort vergessen, ohne hinreichende Streitkräfte, ohne Trost und Geld. Der treue, redliche Soldat ließ sein eigenes Silber einschmelzen, es zu Geld schlagen, und zahlte damit die Löhnung seiner Leute.

Er konnte nicht daran denken, Siebenbürgen zu verlassen, das er seinem Monarchen erhalten mußte. Der kluge Mann wußte recht gut, daß ein großer Theil des siebenbürgischen Adels sich der Sache Rákóczi's angeschlossen hatte, und die immer mehr um sich greifenden Flammen des Aufruhrs entgingen seinem aufmerksamen Auge nicht; deshalb beschied er die Vornehmsten des Adels unter dem Vorwande einer Berathung nach Hermannstadt, in die Mitte der jammernden, verstorbenen Sachsen, die hinter ihren festen Mauern verzweiflungsvoll der Hilfe und Rettung harreten. (28)

Allein nur wenige der Eingeladenen ließen sich in die Falle locken. Stephan Toroczkaï, Lorenz Bekri, Drosz und Stephan Guthi, die sich widersetzten, wurden eingefangen und in den Kerker geworfen. Umsonst! — Michael Teleki, Ladislaus Csáki, Paul Kaszás, Sigmund Székely, Thomas Nemes, Michael Henter, Johann Sándor, Thomas Deák, Georg Horváth und Andreas Incze (29) wußten eine allgemeine Waffenerhebung im Szeklerlande zu Stande zu bringen, und erklärten sich für Rákóczi.

So standen die Sachen, als Alexander Károlyi bei Tokaj in Rákóczi's Lager anlangte. Zwei Monate lang hatte man ihn in Wien zurückgehalten, während die stolzen Machthaber ihn mit wegwerfender Verachtung behandelten. Mit männlicher Offenheit machte Károlyi sie auf die Mißgriffe, aufmerksam die sie begangen hatten, und auf die drohende Gefahr, welche das System, das sie befolgten, unausbleiblich hervorrufen mußte. Er sprach mit dem Kaiser selbst und legte ihm die Bitte ans Herz, wenigstens den Gespanschaften Bereg, Szathmár und Ugocsa die ungeheuren Abgaben, welche ihnen auferlegt worden waren, zu erlassen. ⁽³⁰⁾ Alleiner mußte endlich einsehen, daß der Kaiser nichts zu thun vermochte, daß dessen Macht von verworfenen Emporkömmlingen ausgebeutet und mißbraucht ward; ⁽³¹⁾ er verließ daher die Residenz und eilte nach Kaschau, von wo aus er, nachdem er dem Leichenbegängnisse des vor Angst und Schrecken gestorbenen General Nigrelli beigewohnt, sich nach Tokaj begab.

Rákóczi empfing ihn mit zuvorkommender Herzlichkeit, ernannte ihn, auf Bercsényi's Anrathen, zum Capitän der Tazygier und Kumanier, und vertraute ihm die Führung der sich täglich mehrenden Streitkräfte an, die sich auf den Kecskeméter Pustten und am linken Donauufer gesammelt hatten. ⁽³²⁾

Bercsényi's unbedachte Hefigkeit und Leidenschaftlichkeit begann Rákóczi schon damals lästig zu werden

da er in dem Freunde, ungeachtet seines seltenen Muthes, doch jedes Feldherrntalent vermiffen mußte. ⁽²³⁾

Nie drängte diese Ueberzeugung sich ihm unwiderstehlicher auf, als da er die nutzlosen, ja fast kindischen Anordnungen sah, welche Bercsényi zur Bestürmung der Feste Tokaj getroffen hatte, die er mit drei elenden Haubitzen, deren Schüsse nicht einmal bis an die Feste reichten, einnehmen wollte.

Unmöglich läßt sich der Zauber beschreiben, der in jener großartigen Epoche seine Macht auf Freund und Feind ausübte.

Der Oberst des Regimentes Montecuccoli hatte bei den Vorthteilen, die Rákóczi in rascher Reihenfolge errang, und bei dem allgemeinen Volksaufstande, der gleich der wachsenden Flut um sich griff, den Kopf ganz und gar verloren; er verließ die feste Stellung, die er in Munkács genommen, und eilte nach Kaschau. ⁽²⁴⁾

Durch diesen kopflosen Rückzug gewann die ganze Ermelyék und Hegyalja, so wie der District der Heiduckenstädte freies Feld; die kampffähige Bevölkerung griff zu den Waffen und eilte zu Tausenden Bercsényi entgegen.

Rákóczi sandte Emerich Flosvay mit zweitausend Berittenen nach Siebenbürgen, um die unter Samuel Bethlen's Führung in Zsibó versammelten Streitkräfte zu überwachen und ihm Nachricht von deren Anzahl zu geben.

Flosvay griff Bethlen und die Seinen zwar nicht wider, jedoch ohne Rákóczi's Befehl an, sprengte sie aus einander und kehrte mit eroberten Fahnen und Trommeln beladen zu Rákóczi zurück.

In Wien bot die Regierung ein trauriges Beispiel erschrockener Kopflosigkeit dar.

Der Churfürst von Baiern hatte, wie bereits erwähnt, die Städte Linz und Passau eingenommen und bedrohte Wien.

Der Kaiser wagte der geringen Anzahl ungarischer Edelleute, die sich seiner Sache angeschlossen, nicht zu vertrauen und wähnte, daß nur Simon Forgács, einer seiner treuesten und ihm unbedingt ergebenen Generale, im Stande sein würde der Flut zu widerstehen, welche die Bevölkerung von ganz Ungarn mit sich fortriß.

Die Reichstruppen konnten nicht mobil gemacht werden, und so erhielt denn nun der unglückliche und gerade zu jener Zeit abermals geschlagene Schlick den Befehl, mit zweitausend Mann Rákóczi's Vordringen zu verhindern. (35)

So standen die Sachen, und so viel war in unbegreiflich kurzer Zeit geschehen, daß die Wiener Regierung sich von den Umständen fast überwältigt sah und nicht wußte, was sie beginnen sollte.

Rákóczi sandte Bercsényi mit einer ziemlich bedeutenden Zahl gewählter Truppen nach Erlau, wo es ihm gelang, den Bischof von Erlau, Stefan Telekési, zu dem Entschlusse zu bewegen, die Stadt nicht zu verlassen. Der Adel leistete alsbald den Schwur der Treue in des ungarischen Heerführers Hand.

Simon Forgács wußte mehr als jeder Andere seine Leute anzufeuern und mit Kampflust zu erfüllen. Jede seiner Bewegungen war rasch und entschieden; er nahm Schlick sammt seinem geschlagenen Heere mit sich, und während Dcskay in der Gegend von Léva sich in Sicher-

heit wählte, überfiel ihn Forgács unversehens, schlug seine ordnungslosen und nur nach Beute lüfternen Truppen auf's Haupt, nahm Léva ein, und nahte in Eilmärschen den Bergstädten.

Die Nachricht dieser errungenen Siege erregte in doppelter Weise Bercsényi's Unwillen. — Der Glückstern, der dem ungarischen Heerführer, welcher gegen sein Vaterland die Waffen ergriffen hatte, zu leuchten schien, und die Gefahr, die den an Gold und Silber reichen Bergstädten drohte, spornten ihn zu rascher Thätigkeit an.

Er benachrichtigte Károlyi, der sich in Kecskemét befand, von dem Vorgefallenen, sammelte mehrere Truppenabtheilungen und eilte Forgács nach. (36)

Die besten Feldobersten in Rákóczi's Heere waren zu jener Zeit unstreitig Johann Szűcs, Stefan Sennyei, Alexander Károlyi und noch ein Viertel, den wir bisher zu nennen keine Gelegenheit gehabt: — nämlich Georg Andráshy.

Nebst diesen standen Rákóczi noch eine bedeutende Anzahl kühner und unternehmender Männer zu Gebote, die wir zum Theile schon kennen; natürlicher Weise traten daher manche derjenigen, die anfangs eine Rolle gespielt, nach und nach in den Hintergrund, und wir begegnen im Verlaufe unserer Begebenheiten anderen Namen. — Allein hiermit wollen wir keineswegs gesagt haben, daß Männer gleich Apaggi, Fierville, dem alten Mirian und Brenkovicz nebst seinen unerschrockenen Genossen vom Felde des Handelns verschwanden.

Im Gegentheile; übernahmen auch kampfsgeübte Heerführer die Leitung der verschiedenen Kriegszüge, so

mußten doch die so eben genannten Männer in den weniger glänzenden Wirkungskreisen, die ihnen zufielen, sich Verdienste ohne Zahl zu erwerben, und feierten keineswegs in träger Unthätigkeit. Zwar verschweigt die Geschichte ihre Namen, allein die Thatfachen, welche sie aufzeichnet, legen Zeugniß ab für ihre unermüdlige Thätigkeit.

Mirian's Einflusse war vor allem der patriotische Eifer zuzuschreiben, den die in unserem Vaterlande so zahlreichen fremden Nationalitäten für die Sache Ungarns an den Tag legten.

Apagyi befand sich, mit dem Range eines Feldobersten bekleidet, beim Heere, und benützte jede freie Stunde, um durch begeisterte Worte die Männer der Revolution mit einem erhabenen und deshalb vielleicht der Zeit voraneilenden Geiste zu erfüllen.

Tierville bereifte in Rákóczi's Auftrage mit wunderbarer Schnelligkeit Rußland und Schweden, Polen und Frankreich. Allein demungeachtet wurden seine Verbindungen mit Mirian nicht unterbrochen; er war einer jener Menschen, die zu allem Zeit finden, und wenn wir sie am fernsten wähen, plötzlich an unserer Schwelle stehen.

Auf dem Felde der Diplomatie that er, oft unter fremdem Namen, alles, was sich thun ließ; und war dies auch nur wenig, so trug nicht er die Schuld hieran, wohl aber die furchtsame Vorsicht der Regierungen, welche nur dem Glücklichen — dem Sieger gegenüber, Theilnahme an den Tag zu legen wagen. Rákóczi hatte manche Geldhilfe, manche Vorarbeit für den Fall des Gelingens, den Bemühungen dieses unermüdlischen Freundes und Anhän-

gers zu verdanken, der selbst durch Ludwig XIV. begünstigt und ausgezeichnet ward.

Das bisher Gesagte mag genügen, um es erklärlich finden zu lassen, daß diese Namen, von dem Gewichte und dem Ueberstürzen der Begebenheiten übersflügelt, nur in einzelnen, bedeutungsvollen Momenten hervortreten.

Die Entfernten.

I.

Ehe wir Rákóczi weiter geleiten auf seinem gefahrvollen Pfade, wollen wir dem Frauenranze, der sich durch unser Drama windet, einige Blätter weihen.

Kaum gibt es in der Geschichte Ungarns eine Epoche, in welcher die Frauen — die erwählten nämlich — in schönerem Lichte erschienen wären, als während der Revolutionen, die unter Tökölyi und Rákóczi das Land in seinen Grundfesten erbeben machten. Jenes wildbewegte Zeitalter bietet uns so viele Beispiele aufopfernder Treue und uneigennütziger Anhänglichkeit dar, daß wir den Grund, weshalb uns die Geschichte die Namen Einzelner nicht aufbewahrt, nur in dem Umstande suchen müssen, daß die Zahl derjenigen, die da aufgezeichnet zu werden verdient hätten, allzugroß war.

Mehrere jener Frauen, die wir im Verlaufe unserer Begebenheiten kennen gelernt, traten während der großartigen Entfaltung derselben scheinbar in den Hintergrund; jetzt aber wollen wir, während Rákóczi seine täglich und stündlich wachsenden Streitkräfte ordnet, sie auffuchen und

zu erfahren trachten, was sie indessen gethan und was mit ihnen vorgefallen.

Auch Ungarn war nicht glücklich genug, sich bloß edler Frauen rühmen zu können; denn auch hier trat dem Beobachter manchmal jenes Schwanken der politischen Ansichten oder jene Gleichgiltigkeit entgegen, welche eine nicht ungarische Erziehung, wenn auch keineswegs zu entschuldigen, so doch zu erklären vermag. Eines jedoch glauben wir verbürgen zu können: daß jene Art von Frauen nämlich, welche im Auslande, namentlich unter der verarmten und von Aemtern und Sinecuren ihr Leben fristenden Aristokratie so häufig zu finden sind, und die in tiefster Devotion alles, was von oben kommt, bewundern und gutheißen, während ihr ganzes politisches Glaubensbekenntniß in unbedingter Huldigung besteht, damals, wenigstens in unserm Vaterlande, nicht vorhanden war. Es liegt ein so unwiderstehlicher Zauber in dem Boden unseres Vaterlandes, daß jede fremde Jungfrau, die oft aus dem fernsten Norden in denselben verpflanzt ward, binnen wenig Jahren zur eifrigsten Patriotin wurde; wie denn Ungarn überhaupt stets nur leidenschaftliche Freunde oder leidenschaftliche Feinde besaß.

Amalie von Sachsen-Rheinfeld und Magdalena von Darmstadt, erstere als die Gattin des berühmtesten Ungars seiner Zeit, letztere, indem sich in ihrem Herzen die erste junge und leidenschaftliche Liebe mit dem Vaterlande des Geliebten verschmolzen hatte, waren zu ungarischen Frauen geworden. Allein verläugneten sie deshalb das große Deutschland, dies schöne Vaterland forschenden Verstandes und biederer Redlichkeit? — Keineswegs: sie

verpflanzten im Gegentheile dessen Tugenden in den Boden Ungarns. Unmöglich würden so edle Wesen im Stande gewesen sein, einer Nation ihr Mitgefühl und ihre Theilnahme zu versagen, deren ganze Geschichte aus Kampf und Ringen besteht; einer Nation, welche sich jener Tugenden rühmen kann, die in jedem edlen und reinen Frauenherzen Anklang finden: der Tugenden des Muthes und der Ausdauer im Unglücke.

Wen dürfte es wohl Wunder nehmen, wenn zwei Wesen gleich Amalie und Magdalena ihre Neigung und Theilnahme in eben dem Maße wachsen und erstarken fühlten, in welchem das Gewicht des Unglücks — diese unzertrennliche Beigabe der Tugend — schwerer und drückender herabsank auf das hartgeprüfte Land?

Niedrige und charakterlose Geschöpfe fühlen sich durch nichts so sehr zu Zorn und Unwillen gereizt, als durch Charakterstärke und edle Ausdauer, die, weit davon entfernt, den Nacken willig unter's Joch zu beugen, gerade dann am unerschütterlichsten dastehen, wenn alle Weisheit gewöhnlicher Seelen darin besteht, sich willig in das Unvermeidliche zu fügen, was sie Vernunft und Klugheit zu nennen belieben; während sie diejenigen, die ihrem Beispiele nicht folgen wollen, albern und kopflos schelten; als ob es so ungewöhnlicher Geistesgaben bedürfte, um einzusehen, daß es zur Wahrung unserer Haut ganz gut und rätlich ist, den Mantel nach dem Winde zu kehren! — wenn wir nämlich — und das ist die hauptsächlichste Frage — unsere Haut höher schätzen als unsere Tugend.

Amalie und Magdalena besaßen zahlreiche Feinde

in den Kreisen, in welchen sie aufgewachsen waren, und zwar vor allem in ihren eigenen Familien, wo der Schwarm von Mähmen und Basen, welche nirgends so sehr in eine Form gegossen scheinen als bei der deutschen Aristokratie, nicht sparsam mit Tadel und Beschuldigungen den beiden jungen Frauen gegenüber war; diese jedoch kümmerten sich wenig um die Meinungen und Ansichten dieses weiblichen Areopags, und mußten sie auch einsehen, daß sie oft gröblich gegen jene Art von Klugheit verstießen, die sich Aemter und Würden zu erwerben und zu erhalten weiß, so setzten sie doch mit freudigem Selbstbewußtsein alles für die edlen Grundsätze auf's Spiel, für welche die Reichen und Mächtigen der Erde gewöhnlich keinen Heller geben; erstens weil sie unbezahlbar sind und zweitens, weil sie vor denselben zittern.

Allein von dem Augenblicke an, wo Rákóczi's Feinde der Hoffnung, seiner wieder habhaft zu werden, entsagen mußten, wurde die Stellung der beiden Frauen äußerst peinlich, und besonders sah sich Amalie der strengsten Aufsicht unterworfen. (37)

Daß sie überdies gar manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war, daß ihre eigenen Verwandten keine Gelegenheit versäumten, um mit der bekannten Erbarmungslosigkeit der Feigheit der edlen Frau das Leben zu verbittern, wird wohl Niemand bezweifeln, der die Schule des Unglücks durchgemacht und folglich zu der traurigen Erkenntniß gelangte, daß feige Seelen die Angst, die sie ausgestanden, jenen, vor denen sie gezittert, nun und nimmer vergeben.

Amalie mußte gar viel erdulden; allein sie trug ihr

Kreuz mit starker Seele und versuchte es nie, diejenigen, die sie mit unzarten Worten angriffen, zu widerlegen, denn sie wußte wohl, daß es leeres und sinnloses Geschwätz gibt, für welches Schweigen die beste und einzige Antwort ist.

Sah sie sich demnach auch oft gekränkt und beleidigt, so gab es doch auch Manche, die gerade während dieser schweren Tage des Leidens bewiesen, daß ihr Blick klar und vorurtheilsfrei war, und Amalie erhielt zahlreiche Beweise muthiger Treue und Freundschaft, die nicht bloß aus leeren Worten besteht, sondern auch zu wagen und Opfer zu bringen weiß.

Dies mag uns erklären, wie es möglich war, daß Amalie, ungeachtet des rastlosen Spionirens, Lauschens, Brieferebrechens und aller übrigen eben so edlen und ritterlichen Kunstgriffe ihrer stets zitternden und in jedem Winkel Gespenster sehenden Feinde, in ununterbrochener Verbindung mit ihrem Gatten blieb, und mit der unerschütterlichen Ausdauer, von welcher alltägliche Wesen keine Ahnung haben, sich Kraft, Muth und Thätigkeit ungeschmälert zu erhalten wußte.

Im Laufe des Junimonats des Jahres 1703 verschwand Magdalena plötzlich aus der Hauptstadt und deren Umgebungen.

Viele glaubten, daß sie nach Deutschland zurückgekehrt sei, Andere behaupteten, daß sie sich in Italien befinde; allein Bestimmtes wußte Niemand. Zur selben Zeit erschien bei Amalie wiederholt eine äußerst einfach gekleidete Bürgersfrau, was natürlich augenblicklich die Aufmerksamkeit der damals zwar noch nicht regelmäßig

organisirten und mit Nummern bezeichneten, allein deshalb doch äußerst wachsamem und reichlich besoldeten Polizei erregte.

Stratmann und Kinski waren von allem, was sich in Amaliens Nähe zutrug, auf's Genaueste unterrichtet, und da die Nonnen, denen ihre Bewachung anvertraut war, der jungen Fürstin gegenüber große Ehrerbietung an den Tag legten, wurden sie gleichfalls verdächtigt. Es war die Rede davon, die Fürstin nach Prag und später nach Innsbruck zu bringen, allein es mangelte an einem gültigen Vorwande hierzu. Die Nonnen erklärten, als sie hierüber befragt wurden, die Besuche jener Bürgersfrau einfach dadurch, daß diese Dienste bei der Fürstin gesucht habe.

Jene Bürgersfrau war Magdalena, die damals alle Welt schon fern von Wien glaubte.

Wohin sie sich später begab und was sie unternahm, wird uns vielleicht kein Räthsel bleiben; bis uns dies jedoch gelöst wird, wollen wir die verschiedenen Persönlichkeiten aussuchen, die im Laufe dieser Begebenheiten unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, und einen Blick in ihre Verhältnisse thun.

Julia Aspremont nimmt unter diesen den ersten Rang ein; und obgleich Niemand innigern Antheil an Rákóczi's Geschick nehmen konnte als sie und ihr wackerer Gatte, war ihre Stellung doch der Art, daß sie es nur ihrer großen Vorsicht zu danken hatten, wenn es ihren zahlreichen Feinden nicht gelang sie zu stürzen.

Aspremont schloß sich mit unbedingter Hingebung an seinen Monarchen und dessen Interessen an. Vielleicht war es eine Folge der soldatischen Erziehung, die er genossen,

und jenes Vertrauens, welches das kaiserliche Paar ihm vor seiner Verbindung mit Julien und selbst nach derselben noch bewiesen hatte, daß er, obgleich er die zahlreichen Mißgriffe der Regierung einsehen mußte, doch noch immer an dem Glauben festhielt, daß die constitutionellen Freiheiten, deren Ungarn sich erfreute, in zu grellem Widerspruche mit dem Drucke, der auf den Erbstaaten lastete, standen, als daß sie nicht Neid und Mißgunst hervorrufen sollten; aus welchem Grunde er auch, gleich so vielen Zeitgenossen, nur von einer Verschmelzung Ungarns mit den Erblanden Heil und Rettung hoffte und erwartete.

Rákóczi's Flucht vermochte er nicht zu verdammen, nachdem man ihn auf die falschen Aussagen eines elenden Spions hin verhaftet und gequält hatte; allein von dem Momente an, wo sein Schwager die Grenze Polens überschritt, erklärte er Julien unverhohlen, daß er ihren Bruder für einen Hochverräther und Rebellen ansehen müsse, und es für seine Pflicht halte — ihm, wenn es sein müsse, auf dem Felde des Kampfes feindlich entgegenzutreten.

Wie schmerzlich dies für Julien war, läßt sich denken, besonders da wir wissen, mit wie inniger Liebe sie an dem Gatten sowohl als an dem Bruder hing; und nur ihrem feinen weiblichen Tacte und der sanften Güte und Erhabenheit ihres Charakters dürfen wir es zuschreiben, daß sie sich in dieser peinlichsten aller Lagen sowohl die Liebe und Achtung des Gatten, als die warme Anhänglichkeit und Dankbarkeit des Bruders zu erhalten wußte.

Gelang es ihr auch keineswegs, Asprenont's eingewurzelte Vorurtheile zu besiegen, so war dieser doch viel zu ritterlich gesinnt, und vor allem viel zu sehr Soldat,

um jene Kleinlichen, unwürdigen Kniffe und krummen Wege, durch welche die Regierung Rákóczi zu verderben suchte, nicht von ganzem Herzen zu verabscheuen und zu verachten.

Nichts schmerzte Aspémont und Julia mehr als das Blutgeld, welches man auf Rákóczi's Kopf gesetzt. Mußte Aspémont als treuer Unterthan und als Soldat das Auftreten seines Schwagers auch mißbilligen, so konnte er doch nicht umhin, sich heimlich darüber zu freuen, daß es diesem bisher geglückt war, allen Fallstricken, die man ihm gelegt, zu entgehen.

Julia, deren Rolle, wie wir uns demnach überzeugen konnten, eine äußerst schwierige war, blieb demungeachtet in ununterbrochener Verbindung mit ihrer Schwägerin, und ließ schon damals nichts unversucht, um vom Hofe die Erlaubniß, ihren Bruder besuchen zu dürfen, zu erlangen; wobei sie das Versprechen leistete, ihr Möglichstes zu thun, um ihn einer friedlichen Ausgleichung geneigt zu machen: allein die Regierung hatte bisher dem Auftreten Rákóczi's so geringes Gewicht beigelegt, daß das Anerbieten der Gräfin Aspémont zwar mit höflichen Worten, jedoch mit spöttischem Lächeln zurückgewiesen ward.

Nichts vermag die Menschen einander näher zu bringen als ein gemeinschaftliches Interesse. — Vereint sich dies aber in der Sympathie für ein Wesen gleich Rákóczi, dessen Name schon hinreichend war, um ein ganzes Land aus dem Schlafe zu rütteln, so ist es wohl natürlich, daß auch diese Annäherung leichter und rascher vor sich geht.

Amalie und Magdalena konnten Julia's edlen Charakter nicht verkennen; und obgleich es nur zu viele unter Rákóczi's Freunden gab, die es sich zur Aufgabe machten,

sie und ihren Gatten in den Augen der beiden Frauen zu verdächtigen, mußten diese doch mit weiblichem Scharfblicke recht gut zu beurtheilen, wie sehr sie Julia's zwar nicht unternehmendem und energischem, aber ausdauerndem und unerschütterlich festem Charakter vertrauen konnten. Dies mag uns erklären, wie es kam, daß die drei, Frauen fortwährend in enger Verbindung blieben, ohne daß es dem stets wachenden und spähenden Verdachte gelingen wollte, sie auf der That zu ertappen.

Amadil, welche im Verlaufe dieser Begebenheiten gleich einem Irrlichte nur hier und da auftauchte, ist bisher für uns und vielleicht auch für sich selbst ein Räthsel. Sie war während der drei oder vier Jahre, die zwischen Rákóczi's Flucht und seinem jezigen Auftreten lagen, zum Spielballe eines launenhaften Geschickes geworden.

Amadil, die in der Hütte eines Köhlers, zwischen Rauch und Ruß aufgewachsen; Amadil, die schöne, eigensinnige und doch so liebenswürdige Jungfrau, die Julia Rákóczi ihrer Freundschaft würdig hielt; die stolze Gräfin Erdödi und die tiefergriffene Frau, die bebend und beschämt zu Honorien's Füßen sank; der leichtsinnige, schnipische, leidenschaftliche Edelknabe Kálmán, der sich in Kampf und Kriegsgewühl gefiel, und jene Amadil, die das arme Bettlermädchen aufsuchte, um es mit mütterlicher Sorgfalt zur schönen, geistreichen Jungfrau heranzubilden; diese wunderbar unstäte und doch so charaktervolle Frau, dies wirkliche auf Erden wandelnde und keineswegs erträumte Wesen, — wer vermöchte wohl zu läugnen, daß es eine der außergewöhnlichsten Erscheinungen ist?

Das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihr und Julia bestand noch immer; allein von Julia's Seite hatte es an Innigkeit verloren, was der Charakter dieser edlen Frau erklärlich macht.

Wie hätte sie wohl warme Zuneigung für Amadil empfinden können, für Amadil, die den enthusiastischen, mit Leidenschaft an seinem Vaterlande hängenden Bersényi liebte, ihm mit seltener Selbstaufopferungin's Kampfgewühle der Schlachten folgte und später doch die Gattin eines Mannes ward, der, obgleich ein Ungar, denjenigen seiner Landsleute feindlich gegenüberstand, die alles auf's Spiel setzten für Ungarns Unabhängigkeit; wie wäre sie Achtung für die Frau zu hegen im Stande gewesen, deren Handlungen bisher stets durch Selbstsucht und Eigennuß bedingt zu sein schienen, die sich an nichts und Niemand mit ausdauernder Treue und Hingebung anzuschließen vermochte?

Drei Frauen bleiben uns noch zu erwähnen übrig: die bejahrte, doch lebenskräftige Frau von Rafael, die wir zuletzt in dem einfachen Hause ihrer Schwägerin erblickt, deren Tochter, Apagni's Braut, jetzt wahrscheinlich schon seine Gattin, und Rosa, die kleine Bettlerin, auf welche Fierville's Erscheinen, als sie mit Amadil aus der Pforte des Klosters trat, einen so angenehmen, wenngleich blitzartigen Eindruck hervorbrachte.

Es dünkt uns an der Zeit, diesen anziehenden Frauenkranz in den Vordergrund treten zu lassen.

II.

Wir befinden uns in Preßburg auf einem der größten Plätze der mit Mauern umgebenen Stadt, in einem geräumigen Gebäude, vor welchem eine Schildwache auf- und abgeht, deren weiße Uniform, so wie die Luntentbüchse und das schwarze, auf's linke Ohr gedrückte Dreieck, das den Hut vorstellte, uns augenblicklich errathen läßt, daß wir die Wohnung eines österreichischen Offiziers betreten haben.

Wirklich wurde auch das ganze erste Stockwerk des ziemlich hübschen Hauses von Graf Aspremont bewohnt, dessen Gemalin eben mit Ungeduld seiner Rückkehr aus Wien, wohin Geschäfte ihn gerufen hatten, entgegen sah.

Julia Rákóczi's Haushalt war glänzend und belebt, und auch in Preßburg, wie überall, wo sie sich aufhielt, fehlte es ihr nicht an zahlreichen Besuchen.

Wir finden sie, ungefähr um die eilfte Morgenstunde, in einem reichmöblirten, mit Blumen geschmückten Empfangsaale an der Seite der Gattin des Judex curiae, Grafen Johann Draškovic, die neben ihr auf dem Sopha saß.

»Dein Gatte ist krank?« fragte Gräfin Aspremont theilnehmend, ihre Worte an die junge schöne Frau richtend, deren gewählter Anzug und heitere Miene keineswegs die Gattin eines gefährlich Kranken in ihr vermuthen ließ.

»Eine natürliche Folge hohen Alters,« entgegnete diese so kalt und gleichgiltig, daß Julia sich höchst unan-

genehm dadurch berührt fühlte. Dies mochte sich in ihren Zügen aussprechen, denn gleichsam um den Verdacht der Kälte von sich abzuwenden, erfaßte Gräfin Draskovics rasch ihre Hand und sprach mit einem Anflug von Wärme, der ihr sehr gut stand: »Mein Mann ist krank, oder besser gesagt, er kränkelt, was schon seit Jahren der Fall ist. Ward ich denn nicht weit mehr seine Krankenwärterin als seine Gattin, als ich ihm die Hand reichte, und ist es meine Schuld, wenn die Menschen die Ehe bald zu einer Wohlthätigkeitsanstalt, bald zum Versorgungshause machen? In meiner Jugend — denn mit siebenundzwanzig Jahren ist man den Dreißigern nicht mehr fern, wo das reifere Alter beginnt, — in meiner Jugend also, nämlich vor sechs bis acht Jahren, wähnte ich, daß die Ehe etwas so Heiliges, so für's ganze Leben Entscheidendes sei, daß sie nur zwischen gleichgestimmten Wesen geschlossen, dem Zwecke, den Gott ihr vorgesteckt, entsprechen könne.«

»Und jetzt glaubst Du dies nicht mehr?« rief Julia eifrig aus; »was konnte Dir diese Ansicht rauben, Dir, die zweimal eine glückliche Ehe geschlossen? Dein erster Gatte betete Dich an, dein zweiter, der wackere alte Draskovics, lebt nur in Dir.«

»Was mich auf den Gedanken brachte, daß die Menschen die Ehe zu etwas ganz Anderem gemacht, als sie eigentlich sein sollte, will ich Dir sagen,« entgegnete ernst die junge Frau. »Mein erster Gatte war ein bejahrter Mann, mein zweiter ist ein Greis, kränkelnd, erschöpft, der nur auf Tage, nicht auf Jahre zählen kann. — Hätten diese beiden Männer Frauen gewählt, von denen sie geliebt wurden, die diese Verbindung beglücken konnte —

dann alle Achtung — dann könnte ich nichts weiter zu sagen haben. Allein der erste der beiden heiratet ein junges, unerfahrenes Kind, von dem er recht gut weiß, daß nur Dankbarkeit es in seine Arme führt; der zweite eine Witwe, deren Besitzungen an die seinen grenzen und in der er eine Hausfrau sucht, ohne der Gattin gedenken zu wollen! Wie kann sich demnach ein tieferes, innigeres Gefühl in dem Busen der jungen Gattin entfalten, die selbst bei der Schließung dieses Bundes nur aus Vermögensrückichten ausging? Wahrlich, Julia, « fuhr die junge Gräfin Draskovics fort, » ich wollte niemals besser scheinen, als ich bin. Nach dem Tode meines ersten Gatten fielen seine reichen Besitzungen natürlicherweise an dessen Familie zurück; allein, was er mir an Silber, Gold und Geschmeiden hinterließ, war viele Tausende werth, und ich muß gestehen, daß es mir weh that, seine redlichen, doch nicht wohlhabenden Verwandten den reichen Witwengehalt entbehren zu sehen, den das Gesetz mir zusprach. Da ich jedoch diese stolze Familie durch ein Geschenk, das sie überdies zurückgewiesen haben würde, nicht kränken konnte und wollte, nahm ich den Heiratsantrag des wackern, greisen Draskovics an, der in der hohen Stellung, die er einnahm, und die ihn zwang ein offenes Haus zu machen, nicht gut ohne Hausfrau bleiben konnte. Ich ward demnach Gräfin Draskovics und brachte binnen Kurzem eine der glänzendsten, zugleich aber auch unordentlichsten Haushaltungen vollkommen in Ordnung. Jetzt weißt Du, was mich zu dieser Heirat bestimmte: ich bedurfte weder eines glänzenden Namens noch eines Vermögens; ich wollte Andere beschenken, ohne sie zu beschämen. Jetzt kennst Du meine Beweg-

gründe; Dir allein wollte ich sie offenbaren. Sie mögen eigenthümlich, vielleicht unwahrscheinlich sein, doch brauche ich mich derselben nicht zu schämen, und was ich gethan, geschah aus redlicher Absicht.

Julia war durch diese Aufklärungen so sehr überrascht, daß sie keine Worte finden konnte.

Die junge Frau an ihrer Seite fuhr demnach fort: Liebe kann sich in solch einer Ehe nicht entwickeln, und was ist das Leben ohne Liebe! Leider werden jedoch die meisten Ehen aus ähnlichen Gründen geschlossen, und die arme Frau, gelingt es ihr auch ihren Schmerz zu verheimlichen, empfindet ihn deshalb quälend genug. Wohl weißt Du, wie sehr ich mich immer nach Freiheit gesehnt — jetzt habe ich sie errungen und dennoch bin ich nicht glücklich!

»Weil Du das Glück dort gesucht, theure Freundin, wo es nicht zu finden ist,« versetzte Julia sanft; »in Glanz Reichthum und rauschendem Vergnügen. Dies alles führt zu Ueberdruß und macht das Gemüth hart und trocken; — es gleicht dem ununterbrochenen Sonnenscheine mit seiner brennenden Mittagsglut: was Wunder, wenn das Auge sich manchmal müde und geblendet nach der kühlen, stillen Nacht mit ihren Sternen, nach dem erfrischenden Thau des dämmernden Morgens sehnt! Du strebtest nach Freiheit, und die Freiheit selbst hat Dich unter's Joch gebeugt; denn lassen wir unseren Wünschen den Zügel schießen, so beginnt unsere Dienstbarkeit.«

Die junge Gräfin Draskovics wollte der Freundin eben antworten, als ein Diener in das Gemach trat und ihr einen Brief überreichte.

Sie erblickte, als sie einen Blick in denselben ge-

worfen, ohne daß ihre Züge jedoch Schmerz oder Schrecken verriethen. »Die Krankheit meines Mannes hat sich plötzlich bedeutend verschlimmert,« (38) sagte sie, sich erhebend; »ich eile zu ihm. — Lebe wohl!«

Hiermit verließ sie rasch das Gemach, und bald vernahm man das Rollen ihres Wagens unter den Fenstern des Hauses.

Julia blickte ihr eine Weile sinnend nach, und ging dann langsam in dem geräumigen Saale auf und ab. »Welch' eigenthümliches Geschöpf,« sagte sie endlich leise vor sich hin, »und dennoch muß man ihr gut sein!« So mochte ungefähr eine Viertelstunde entschwunden sein, als Hufschlag sie aus ihrem Sinnen erweckte. Sie trat an's Fenster.

Zu jener Zeit war es etwas so Gewöhnliches, Reisende zu Pferde anlangen zu sehen, daß dies Julien gewiß nicht aufgefallen wäre; allein der kleine Reitertrupp verlor sich in dem Thorwege ihres Hauses, und sie erkannte in einem der Reisenden den Kammerdiener ihres Vaters.

Früher als er geglaubt, war es Aspremont möglich geworden, nach Preßburg zurückzukehren, und kaum hatte er sein Gefolge entlassen, so begab er sich nach Julia's Gemächern.

Diese eilte ihm, die gebräuchlichen Förmlichkeiten beseitigend, entgegen, und traf ihn an der Thür des großen Speisesaales.

Aspremont hatte sich nur wenig verändert, seit wir ihn in Prag gesehen; allein dennoch legten ein paar leichte Falten, ein paar graue Haare an den Schläfen Zeugniß ab von den Rechten der unerbittlich vorwärts eilenden

Zeit; seine Haltung jedoch war noch eben so männlich, sein schönes Antlitz noch eben so offen wie damals.

Als sie sich wieder in dem Gemache befanden, in welchem wir Julia früher erblickt, schnallte Aspremont den Säbel ab, gab ihn sammt dem Hute einem Diener, und setzte sich neben seiner Gattin auf das Sopha.

Nach den ersten Fragen und Antworten rief Aspremont aus: »Franz ist zu weit gegangen! Er kann nicht mehr zurücktreten; und deshalb, theure Julia, hat die Stunde jetzt geschlagen, wo wir bei irgend einem Entschlusse stehen bleiben müssen.«

»Wir wollen ihm zu helfen, den Frieden zu vermitteln und das Vertrauen zwischen ihm und dem Kaiser herzustellen suchen!« rief Julia eifrig aus.

»Das ist unmöglich,« entgegnete Aspremont; »denn leider ist es nicht der Kaiser, der regiert, und jeden Schatten von Theilnahme, den wir für deinen Bruder an den Tag legen, lenkt den Verdacht auf uns, und erschwert uns das, was wir für ihn zu thun im Stande wären. — Deshalb, theure Julia, will ich mich an deinen klaren Verstand, deinen echt weiblichen Tact wenden, denn keine Lage dünkt mir peinlicher, als mit sich selbst nicht im Reinen zu sein. Ob die Gründe, die deinen Bruder Franz bewogen haben, das Panier des Aufruhres zu entfalten, nun giltig sein mögen oder nicht: ich kann und darf nichts Anderes thun als das, was die Treue für meinen Monarchen, die Ehre dieses kriegerischen Kleides mir zu thun erlaubt. Zwischen mir und Franz muß demnach von dem Augenblicke an, wo er das Schwert gegen seinen König erhob, jede Verbindung abgebrochen sein und blei-

ben. Ihn zu einem Friedensschlusse zu bewegen, ist unmöglich; denn jene Menschen, die jetzt am Staatsruder sitzen und in des Kaisers Namen so furchtbar in dem armen Ungarn haufen, stehen nicht ab von dem, was sie begonnen, nämlich Ungarns Verschmelzung mit den übrigen Erblanden. Und dann steht ja Rákóczi auch nicht allein; ganz Ungarn wird sich für ihn erklären, darüber kann kein Zweifel obwalten; dem Kaiser bleibt daher nichts Anderes übrig, als strenges Auftreten und gewaltsames Unterdrücken der Empörung. «

»Wäre es nicht schöner und edler, den gerechten Klagen der Nation ein willig Ohr zu leihen?« entgegnete Julia; »mir dünkt, es bedürfte nicht einmal großer Zugeständnisse; wird nur der Willkür gesteuert, welche die Militärherrschaft und die aus allen Theilen des Reiches zusammengeströmten fremden Beamten sich so schamlos erlauben, so würde die tiefgefränkte Nation Geschehenes bald vergeben und vergessen, und der Friede hergestellt sein.«

»Glaubst Du, daß Ungarn so leicht vergibt und vergißt?« versetzte Aspremont; »schmeichle Dir nicht mit einem Frieden, der über Gräbern geknüpft werden müßte. — Gott straft die Sünde bis in's siebente Glied: so spricht die schwarze Schaar der Rache und Unduldsamkeit; ich aber sage: nie vergessen und vergaßen Nationen bis ins siebente Glied! — Wohl gibt es Einzelne, die sich einschläfern lassen, und das sind die Reichen und Vornehmen des Landes. — Sie selbst tragen nur zu oft die Schuld daran, daß gar Manches geschieht, was schmerzlich im Lande wiederhallt. Gibt es nicht ungarische Kriegsobersten, die bereit sind, selbst Hand anzulegen bei dem

Umsturze der Verfassung ihres Vaterlandes? die sich gehrt und glücklich fühlen, der unumschränkten Macht als Stütze dienen zu dürfen, hebt diese sie nur von Grad zu Grad empor und umgibt sie in Wien und Prag mit Glanz und Pracht?»

»Leider gibt es nur zu viel solcher Menschen!« sagte Julia schmerzlich; »hält in einem Lande, und vor allem in einem constitutionellen Lande gleich dem unsern, Jedermann fest zusammen, so gehört Aufruhr und Empörung zu den Unmöglichkeiten. Allein auch Ungerechtigkeiten gleich jenen, die jetzt nur zu häufig verübt werden, können dann nicht stattfinden.«

»Du hast Recht,« entgegnete Aspremont; »nichts leichter, als den Monarchen auf Irrwege zu führen, wenn sich Männer finden, die mit Wort und That des Vaterlandes gerechte Klagen Lügen strafen. — Hierher gehören nebst so vielen Anderen auch die hohen Würdenträger der Kirche, Männer, zu denen das Volk mit Verehrung aufblickt, an deren Lebenswandel es sich ein Beispiel nimmt; — was thun diese? — Verfolgen sie nicht mit Feuer und Schwert die Protestanten? Bedarf es mehr, als daß die Regierung ihnen ein paar Millionen Menschen zur Beute überläßt, um sie zu allem willig und bereit zu finden? und gibt es auch einige Wenige unter so Vielen, die kühn das Wort erheben zum Besten des Vaterlandes — so wirft man ihnen ein paar protestantische Gotteshäuser hin, und sie vergessen im blinden Eifer ihres Religionshasses das Vaterland zu lieben.«

Wie wir sehen, war Aspremont keineswegs von Täuschungen befangen, obgleich er nicht zu Denjenigen gehörte,



welche die Regierung unbedingt verdammten. Er sah ein, daß es hauptsächlich einige entartete Ungarn waren, denen das Land einestheils die zahllosen Grausamkeiten, welchen es preisgegeben war, und andernteils die falschen Begriffe und Ansichten, welche man im Auslande über dasselbe hegte, zu danken hatte.

Wen kann es Wunder nehmen, wenn die Feinde und Neider unseres Vaterlandes auf den Gedanken geriethen, daß in einem Lande, wo Jene, die von den Gesetzen mit dem Rechte bekleidet sind, an der Regierung theilzunehmen, sich der Willkür zuneigen; wo ein paar stolze Oligarchen und der mit Schätzen überhäufte Clerus, diese durch ihren thätigen und unmittelbaren Einfluß mit so entscheidender Macht begabte Körperschaft, sich nicht entblöden, das heiligste der Rechte, die Religionsfreiheit, mit Füßen zu treten, die aufgeregten und wider einander in Haß entbrannten Gemüther unmöglich auf sanfte, gemäßigte Weise gezügelt zu werden vermöchten. Wen dürfte es, wie gesagt, wohl Wunder nehmen, wenn man im Auslande nicht begreifen konnte, wie es kam, daß eine Nation, die unaufhörlich Klage führte über ihre gekränkten Rechte, ihre zertretene Verfassung, sich doch zur Wahrung ihrer Freiheit nicht einen konnte oder wollte?

Dies war die Lage, in welcher Ungarn sich zu jener Zeit befand; — und die deutsche Regierung unterließ nicht, nach allen Seiten auszuposaunen, daß das ungarische Insurgentenheer nichts Anderes sei, als ein Haufen zusammengelaufenen Gesindels, was zu Anfang, wie wir dies gesehen, auch wirklich der Fall war.

Aspremont wußte aus sicherer Quelle, daß ein gro-

ßer Theil der ungarischen Aristokratie, ja sogar der Palatin selbst, in Rákóczi's Auftreten nichts Anderes erblicken wollte, als die persönliche Rache und die Ruhmsucht eines kranken Abenteurers; und folglich war es wohl erklärlich, daß er, als treuer Anhänger des Kaiserhauses, sich eine Stellung zu sichern wünschte, die ihn nicht nur vor jedem Verdachte schützte, sondern auch seiner Gattin und seinem Schwager gegenüber für immer haltbar war.

Aspremont war durchaus nicht einverstanden mit der Handlungsweise der Regierung, und verabscheute die Sünden, welche die Ehre des Kriegers mit dem Sperieser Blutbade und ähnlichen Grausamkeiten besleckt hatten. Auch war er zu sehr eingeweiht in die Verhältnisse und Interessen Ungarns, um nicht zu wissen, wie gerecht die Forderungen einer Nation waren, die nichts verlangte als ihre durch Schwüre bekräftigten, durch Friedensschlüsse zugesicherten Freiheiten. — Allein wußte er auch dies alles, war er auch fest davon überzeugt, so verdamnte er doch entschieden die Schilderhebung einer Nation gegen ihren gekrönten König.

Julia's Herz war bedrückt; sie fürchtete nichts mehr, als daß die deutsche Regierung, um sie desto tiefer zu verwunden, ihrem Gatten die Führung eines Armeecorps gegen seinen eigenen Schwager anvertrauen würde. Dies schmerzte sie am tiefsten, doch als sie den Entschluß faßte Aspremont ihre Hand zu reichen, hatte sie natürlich auch seine Interessen zu den ihren gemacht, und konnte demnach unmöglich die Forderung an ihn stellen, Rákóczi's Partei zu ergreifen und den Kaiser, dem er bisher treu angehangen, in dem Augenblicke zu verlassen, wo die Ge-

fahr am dringendsten war. — Ueberdies mußte sie sich auch sagen, daß dieser Treubruch vollkommen nutzlos gewesen sein würde; da jene Menschen, die keinen Begriff von uneigennütziger Treue und Anhänglichkeit hatten, ihren Gatten unablässig mit argwöhnischem Eifer überwachten.

Langes Streiten und Erörtern lag nicht in Julia's Natur; deshalb sprach sie kurz und einfach ihre Meinung aus; und nachdem auch Asprenont offen und ohne Rückhalt seine Ansichten dargelegt, kamen sie zu dem Entschlusse, nichts unversucht zu lassen, um Rákóczi, falls er unerwartete Vortheile erringen sollte, zu einer friedlichen Ausgleichung zu bewegen, und hierbei auch persönliche Vermittlungen nicht zu scheuen; im entgegengesetzten Falle jedoch, falls sein kühnes Unternehmen Schiffbruch leiden sollte, bei Zeiten dafür Sorge zu tragen, daß seine Person der racheschnaubenden Regierung und dem Zorne des entrüsteten Monarchen nicht preisgegeben werde.

Asprenont kannte Rákóczi zu gut, um ihn aus demselben Gesichtspunkte zu beurtheilen wie die charakterlose Menge die alles mit dem Maßstabe ihrer eigenen Engherzigkeit, ihrer eigenen winzigen Interessen mißt, und vor der glücklichen Kühnheit im Staube liegt, während sie auf den unglücklichen Heldenmuth, nach ausgekämpfter Todesschlacht, im Augenblicke seines Falles verächtlich herabblickt und in ihrer eigenen Zwerghaftigkeit über den Sturz des stolzen Riesen jubelt.

Er achtete Rákóczi, er wußte was in dieser Feuerseele lag, und faßte daher das ganze Gewicht seines Auftretens, statt es geringschätzend zu beurtheilen.

Zum Glück ward er jedoch nicht in die peinliche Lage versetzt, persönlich theilnehmen zu müssen an dem Kampfe

wider seinen Schwager, da die Regierung zu viel Mißtrauen in ihn setzte, um ihn an die Spitze eines bedeutenderen Truppenkörpers zu stellen.

Wo der Staat und die Regierung in ihren Grundsätzen nicht von dem Standpunkte des Rechtes und der Tugend ausgehen, dort ist es wohl natürlich, wenn charaktervolle und edel denkende Männer stets in den Hintergrund gedrängt werden, während die kecke Schaar der Zungenhelden in ihrer Unverschämtheit die Oberhand erhält.

»Weißt Du wohl,« sagte Aspremont zu Julien, nachdem sie über das, was sie zu thun beabsichtigten, ins Reine gekommen waren, »daß Magdalena aus Wien verschwunden ist? Niemand weiß was aus ihr geworden.«

»Wäre ich in Amaliens Lage, ich könnte mich der Eifersucht nicht erwehren,« versetzte Julia; »es dünkt mir unmöglich, daß Franz bei so viel Aufopferung, so viel uneigennütziger Liebe kalt bleiben kann: denn auch jetzt ist dieser schützende Genius gewiß nicht ohne Grund verschwunden, daran zweifle ich keinen Augenblick. Welch' ein Unterschied zwischen ihr und Amadil, was die Tiefe und Ausdauer des Gefühls betrifft.«

»Ich weiß nicht wie es kommt,« entgegnete Aspremont; »doch scheint mir Amadils offene Hingebung oder wenn Du willst ihr Leichtsinns nicht so abstoßend, als dies bei anderen Frauen, die durch denselben auf eine so tiefe Stufe moralischen Werthes gestellt werden, der Fall sein würde; — es gibt so manchen Zug in diesem Gemüthe, der auf eine edlere Grundlage schließen läßt. Ich finde sie nebst all' ihren Eigenthümlichkeiten äußerst anziehend. — Wie viel Selbstständigkeit, wie viel Ergebung und Aus-

dauer im Unglück, welch' wahrhaft religiöses Gefühl, das heißt unerschütterliches Vertrauen in die Vorsehung birgt sich unter dieser heiteren, sorglosen Außenseite! — — Und dann — ihre mütterliche Liebe für Rosa! Sie ist ein seltenes Wesen. — In ihrem Hause herrscht die größte Ordnung, überall begegnet das Auge Spuren geläuterten Geschmacks; der erste Blick verräth, daß sie kein alltägliches Geschöpf sein kann —

Hier wurde Aspremont unterbrochen, denn die in Preßburg anwesenden kaiserlichen Offiziere hatten seine Ankunft erfahren und kamen jetzt, um ihn zu begrüßen.

Im Dunkeln.

I.

Gleichfalls in Preßburg und in geringer Entfernung von Aspremont's Wohnung, allein zu einer späteren Stunde, bietet sich uns ein anderer Auftritt dar.

Es mochte ungefähr um die eilfte Abendstunde sein, als drei Reiter in eine der engeren Straßen der Stadt einbogen; in leichte graue Mäntel gehüllt, die sie nicht als Schutz gegen die Abendkühle, wohl aber gegen den Regen um die Schultern geworfen hatten, der lau, in einzelnen großen Tropfen vom Himmel fiel.

Obgleich die Züge der Reiter sich im Dunkel der Nacht nicht erkennen lassen, zeigt doch das Licht der Blitze, die von Zeit zu Zeit den Gesichtskreis durchzucken, daß sie

auf schönen, kräftigen Pferden sitzen, deren Hufe jedoch fast lautlos die Pflastersteine berühren, als ob sie in Tuch gehüllt wären.

Als sie ungefähr die Mitte der Straße erreicht haben mochten, hielten sie vor einem einfachen Hause an, und dreimal in die Hände klatschend, rief einer derselben halblaut aus: »Wir sind zur Stelle.«

Unmittelbar nach dem gegebenen Zeichen öffnete sich ein Fenster des oberen Stockwerkes, und vom Lichte der im Innern des Gemaches brennenden Kerzen umflossen, zeigte sich an demselben, für ein paar Secunden, eine jugendliche Frauengestalt, deren Schönheit sich selbst in der mangelhaften Beleuchtung erkennen ließ; denn das schwarz und goldene Nieder, das sich an die schlanke Gestalt schmiegte, ließ die herrlichen Formen deutlich hervortreten, und als sie aus dem Fenster blickte, war das edle Profil dem Lichte zugewandt und bot den unten Harrenden den reizendsten Anblick dar.

»Er ist es!« rief die Frauengestalt am Fenster aus, und zwar so laut, daß die Reiter vor dem Hause die Worte deutlich vernehmen konnten.

Sogleich trat eine zweite weibliche Gestalt zu der ersten, und warf einen Blick auf die Straße, dann schloß sich rasch das Fenster und hinter demselben wurden schwere Vorhänge herabgelassen, durch die kein Lichtstrahl nach außen zu dringen vermochte.

Einen Augenblick später öffnete sich die Hausthür, und ein paar derbe, gedrungene Männergestalten traten aus derselben.

»Nur herunter von den Pferden, Ihr Herren,« rief

der eine derselben; »wir haben im Nachbarhause Quartier für die Thiere gemacht.«

Die Reiter schwangen sich aus den Sätteln und die beiden Männer, die aus dem Hause getreten waren, ergriffen ohne weitere Worte die Zügel derselben und führten sie vorsichtig weg. Die Angelangten jedoch traten in den schmalen Corridor, der sich von der Hausthür bis zum Treppenhause zog, drückten die Thür hinter sich in's Schloß und eilten dem Fuße der Treppe zu, wo eine schwarzverschleierte Frauengestalt, eine Lampe tragend, ihrer harrete.

»Seid Ihr es, Berengar?« fragte die Harrende, den Schleier zurückwerfend, den ersten der Eingetretenen.

Elermont und Rosa standen einander gegenüber. Das Mädchen warf einen fragenden Blick auf den Nahenden.

»Gut Freund!« entgegnete Elermont heiter als Antwort auf den forschenden Blick, und folgte rasch der reizenden Gestalt die ziemlich steile Treppe hinan.

Oben angelangt befanden sie sich vor einer hohen Thür, durch die sie in ein kleines Vorgemach gelangten, wo die Männer ihre Mäntel ablegten. Nachdem Rosa die Lampe auf ein Tischtischen gestellt, öffnete sie eine dem Eingange gegenüber befindliche Flügelthür, und im nächsten Augenblicke befanden sich die drei Männer in einem einfachen, mit einer Balkendecke versehenen Gemache vor der schönen Amadil.

Das Antlitz der reizenden Frau war vielleicht noch nie so anziehend und lieblich gewesen, als in diesem Augenblicke; die kleinen Hände verschlungen vor der Brust

haltend, schien der Blick der lebensvollen Augen eine ganze Schaar von Räthseln auszudrücken.

»Clermont Tonnerre, de Fierville et autres, (39) Friedensstörer, Rebell!« rief Amadil lächelnd aus. »Ihr hier, inmitten der feindlichen Generale? Kaum hundert Schritte weit von Aspremont! Welch' unerhörte Tollkühnheit!«

»O, die Gefahr ist kaum der Rede werth, dem gegenüber, was meiner hier wartet!« entgegnete Clermont, der in dem dunklen Kriegergewande, die Damascenerklinge an schwerer goldener Kette über die Schulter geworfen, eine der schönsten kriegerischen Erscheinungen darbot, die man sich denken konnte.

Nach diesen Worten wandte sich sein Blick mit tiefster Innigkeit Rosa zu, deren reines, sanftes Auge offen auf Clermont's schönen, allein ernstesten Zügen ruhten.

Jetzt ergriff Clermont Apaghi's Hand, der neben ihm stand, und ihn Amadil nennend, führte er den beiden Frauen den anscheinend kaum sechzehnjährigen Jüngling zu, der auf Apaghi's Arm gestützt seine Blicke bald auf Amadil bald auf Rosa heftete, und stellte ihnen in demselben Apaghi's junge Gattin vor.

Wirklich war der scheinbare Jüngling niemand Anderer, als die Tochter der Witwe Rafael, seit drei Jahren bereits mit Apaghi vermählt, und ihm auf allen seinen abenteuerlichen Kriegszügen folgend.

An Apaghi war die Zeit spurlos vorübergegangen. Züge, welche die Feindesklinge so oft durchfurcht hat, sind dem Wechsel wenig unterworfen, und nur in späterer Zeit, wenn das Haar zu ergrauen, das Feuer des Auges zu

erlöschen beginnt, lassen die Jahre ihre Fußstapfen auf demselben zurück.

Rosa's Blick musterte mit freundlicher Neugier diese kriegerische Erscheinung, und wandte sich dann nach dessen junger Gattin, deren Antlitz Kraft und Entschlossenheit, zugleich jedoch Güte und Wohlwollen athmete; dann schlossen die beiden jugendlichen Wesen mit einer herzlichen Umarmung Freundschaft, während Amadil's Auge theilnehmend und mit einem Schatten tiefen Ernstes an ihnen hing.

Es schien als fühle die kleine Versammlung das Gefährliche ihrer Lage; denn die Glieder derselben vergaßen Platz zu nehmen und setzten stehend ihr Gespräch fort.

»Wahrlich,« bemerkte Amadil, nach ein paar Worten der Begrüßung an Apagyi und seine Frau gerichtet, »was Ihr gesagt, Clermont, entspricht der Wirklichkeit. Der Lohn ist schön, allein die Gefahr deshalb nicht minder groß — wir dürfen sie nicht geringschätzen. Alles wimmelt von Spionen und Angebern, und vor allem wir ungarischen Frauen, die wir das unverzeihliche Verbrechen begehen, treu an unserem Vaterlande, unserer Sprache, unserer Nation zu hängen, sind den Deutschen und all den Gott weiß woher zusammengewürfelten Fremden, die in Wien ihr Wesen treiben, ein Dorn im Auge. Seit längerer Zeit schon kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß jeder meiner Schritte von denjenigen überwacht wird, von denen die Großen der Erde sich so gerne hinter's Licht führen lassen.«

Clermont hielt indessen Rosa umschlungen und Amadil rief, sich an Apagyi wendend, mit scherzender Entrüstung aus:

»Da seht, ist's nicht entsetzlich? Die Gefahr sitzt uns

auf der Ferse und die Beiden dort denken nur an Küssen und Umarmen.«

»Ah, gnädige Frau,« rief Clermont, sich Rosa's Armen entwindend, aus, indem er Amadil's Hand ergriff, »erlaubt, daß ich diese schöne, wohlthätige Hand an die Rippen ziehe! Erlaubt, daß ich es in dieser schönsten Stunde meines Lebens ausspreche, daß meine Dankbarkeit gegen Euch eine ewige, unwandelbare ist!«

»Können Engel denn anders als himmlisch beglücken?« fiel Rosa ihm mit Innigkeit in's Wort. »O Berengar, die Stunde schlägt, die uns auf ewig beglücken, uns für immerdar vereinen soll, wie dieser edle Krieger und seine liebliche Gattin hier; wie habe ich die Stunden, die Minuten bis zu diesem ersehnten Augenblicke gezählt und dennoch wird mir's schwer, unendlich schwer, meine Wohlthäterin, meine Mutter zu verlassen!«

»Laßt uns Platz nehmen,« ergriff jetzt Amadil das Wort, in deren schönen Zügen sich eine Innigkeit wieder spiegelte, welche deutlich verrieth, daß das Herz dieser Frau, was die Welt auch von ihr denken mochte, tiefen Gefühles fähig war; »setzt Euch hierher, neben mich, Frau von Apagni, und Du, Rosa, an meine andere Seite.«

Nachdem alle sich gesetzt hatten, fuhr Amadil mit Wärme fort: »Clermont, ich möchte den Flug der Zeit hemmen, möchte, daß die Vorsehung mir gestatte, dies liebe Kind, meine Tochter, meine Freundin, nie, nie von mir zu lassen; allein die Zeit drängt, und deshalb laßt uns eilen. Raun hatte ich Euch erkannt, so sandte ich einen Boten an den Priester; eure Vermählung wird in einer kleinen Vorstadtcapelle stattfinden, und dann —«

hier brach die Stimme der schönen Frau vor innerer Erregung, und Rosa an die Brust ziehend schwieg sie ein paar Augenblicke und fuhr dann leiser fort, während Thränen ihr in's Auge traten, — »und dann müssen wir uns trennen, mein theures Kind, nicht für lange Zeit, o nein, allein dennoch fühle ich, wie schwer die Stunde ist, der ich entgegengehe. Euch, Clermont, trete ich ein theures Kleinod ab; schätzt und bewahrt es! — Diesem lieblichen Kinde hier hat die Natur des Adels Stempel auf die Stirne gedrückt. — sie besitzt der Reichthümer herrlichste, doch ruhen sie in enger Kammer: — in ihrem schönen starken Herzen. — Als Ihr in ruhigeren Zeiten meine Rosa kennen lerntet, als Ihr sie täglich sahet, bald in meinem Hause, bald in den Kreisen der großen Welt, wohin sie mich begleitete, da entging eure Liebe meiner Aufmerksamkeit nicht — und ich gestehe Euch offen, daß ich sie nicht begünstigte, denn ich wollte meinen Liebling nicht den gewöhnlichen Folgen einer ungleichen Verbindung preisgeben — später Reue und bitterer Enttäuschung. Jetzt kenne ich Euch besser; und seitdem ich mich überzeugt habe, daß Ihr wißt, welches Kleinod Ihr in dem Herzen und Gemütthe dieses lieblichen Geschöpfes besitzt — seitdem bin ich beruhigt.«

Clermont zog die Hand der schönen Frau nochmals an die Lippen, und dann sich an Rosa wendend, fragte er mit bewegter Stimme: »Sag', theure Braut, bebst Du nicht vor der Gefahr zurück, die uns umringt? und zürnest Du mir nicht, daß in so außergewöhnlicher Zeit ich mich gezwungen sehe, auch zu außergewöhnlichen Mitteln zu greifen?«

»Ich folge Dir freudig, wohin es auch sein mag!«

entgegnete Rosa fest und innig, während ihr Auge sich mit Thränen füllte, stille Zeugen des Schmerzes, den, trotz aller Liebe, ihr Herz bei dem Gedanken an die Trennung von der Frau empfand, die ihr bisher Wohlthäterin, Mutter, Freundin — alles in allem gewesen.

»Theures Fräulein,« nahm Apagyi jetzt das Wort, der bisher das Gespräch nicht unterbrechen wollte, »die Stunde der Trennung ist stets eine schwere; weiß ich doch noch recht gut, mit wie zahllosen Thränen meine Frau von ihrer Mutter schied. Allein glaubt mir, es liegt eine eigene Kraft in Liebe und treuer Anhänglichkeit, und mein Freund Clermont, der sein Leben einer großen und heiligen Sache geweiht — verdient es, daß ein Engel ihm zur Seite stehe.«

»Nur der Anfang ist schwer,« bemerkte Frau von Apagyi tröstend, »allein die Kraft wächst täglich mit dem Drange der Zeiten. Wenn ich jetzt auf kräftigem Rosse, in Männerkleider gehüllt, an meines Gatten Seite die Welt durchziehe, und ein Blick auf ihn mir sagt, daß ich das, was mir auf Erden das Theuerste ist, stets in meiner Nähe habe; o glaubt mir, dann fühle ich, wie das Herz mir schwillt — der Muth wächst — der Wille kräftiger, entschiedener wird. Sind wir nicht Töchter Ungarns, und weiß nicht alle Welt, daß deren Treue sich am schönsten in den Stunden der Gefahr bewährt?«

»Es fehlt mir nicht an Muth,« versetzte Rosa; »bin ich doch der Zögling dieser edlen Frau.«

In diesem Augenblicke trat ein Diener in das Gemach und meldete, daß alles bereit sei.

»In meinem eigenen Wagen würden wir zu leicht

erkannt werden,« sagte Amadil; »deshalb habe ich mir das Fuhrwerk des Besitzers dieses Hauses, eines wackern Schnürmachers, erbeten, der uns bis zur Capelle bringen wird. Ihr, Apaggi, seid der eine der beiden Zeugen, der zweite, ein treuer Croate, mein Zdvornik, dem wir vertrauen können. — Das Uebrige ist meine Sache; wüßte ich Euch nur erst glücklich außerhalb der Mauern Preßburgs!»

Nach diesen Worten erhob sich Amadil, während ein schwerer Seufzer sich ihrem Busen entrang. »Laßt uns gehen,« rief sie, augenscheinlich im Kampfe mit sich selbst, aus, und that ein paar Schritte nach der Thür zu; allein plötzlich blieb sie stehen und warf sich mit einem Schmerzensschrei in Rosa's Arme. Die Stimme versagte ihr, und es schien, als sei es ihr unmöglich, sich von der Pflegetochter loszureißen.

Die Anwesenden fühlten sich tief ergriffen.

»O, es ist schwer — bitterer als ich es mir gedacht, Dich zu entbehren, mein geliebtes Kind!« flüsterte sie endlich mit halb erstickter Stimme, und fuhr dann, sich gewaltsam zusammenraffend und ihre Thränen trocknend, an Clermont gewendet, mit edler Erhabenheit fort: »Clermont, Ihr bürgt mir für jeden Herzschlag meines Kindes! — Vergesst nicht, daß ich Euch zu Liebe mich von der Hälfte meines Daseins trenne! — Ehret und beschüßet meine Rosa; denn ich schwöre es bei allem was mir heilig ist, ich räche mich an Euch für jeden düstern Augenblick, der dies geliebte Wesen trifft.«

Es lag etwas tief Ergreifendes in diesem Ausbruche des Trennungschmerzes, das den jungen Mann für einen

Augenblick der Sprache beraubte. Dann jedoch entgegnete er ernst und mit dem Ausdrucke des Selbstvertrauens in den männlichen Zügen:

»Edle Frau, wohl weiß ich, daß es Liebe und nicht Mißtrauen ist, was Euch diese Worte in den Mund gelegt, — Ihr sollt Euch nicht in mir getäuscht haben; treu und ohne Unterlaß will ich über dies theure Leben wachen.«

Rosa's offener, liebevoller Blick hing an Clermont's edlen Zügen, — sie waren ihr des Vertrauens offenes Buch — und strömten Glauben und Beruhigung in ihre Brust.

II.

Nach dieser kurzen, doch tiefergreifenden Unterbrechung war Amadil die Erste, welche das Gemach verließ; die Uebrigen folgten ihr.

Vor dem Hause angelangt, fanden sie in der engen Gasse einen langen Leiterwagen mit drei Sizen und einer Decke von weißem Leinen versehen. Zwei Ackergäule zogen dies bescheidene Fuhrwerk, in welchem wohl Niemand so vornehme Gäste vermuthet haben würde.

Kaum hatte der Wagen die enge Gasse verlassen, so trieb der Kutscher die Pferde zu raschem Laufe an, und bald hielt das Fuhrwerk vor dem kleinen Gotteshause, in welchem der Priester und der treue Zdvornik der Ankomenden bereits harrten.

In welchem Theile der Stadt dies Kirchlein sich befand, wissen wir nicht zu bestimmen; und da dies zu den Einzelheiten gehört, die für den Verlauf unserer Bege-

benheiten ohne Wichtigkeit sind, genügt es wohl, wenn wir bemerken, daß Amadil es eben seiner Abgelegenheit wegen gewählt, und alles so eingerichtet hatte, daß sie hoffen durfte, vor Entdeckung oder Gefahr geschützt zu sein.

Slermont ward von allen Einzelheiten durch Briefe unterrichtet, die ihm auf sicherem Wege zukamen; und als er Apagni die Sache mittheilte und ihn um seinen Beistand bat, war dieser augenblicklich zu dem Wagnisse bereit, wollte jedoch diesmal seine junge Frau nicht mitnehmen, und traf auch sonst noch allerlei Vorkehrungen, die er dem Freunde mitzutheilen nicht für nöthig hielt.

Allein die junge Frau war unzertrennlich von ihrem Gatten, und hatte von der Mutter eine Entschlossenheit und Willenskraft geerbt, die sich auch diesmal nicht verläugnete.

Zu jener Zeit war es keine leichte Aufgabe für Männer, die im Verdachte standen, zu den Verbündeten Rákóczi's zu gehören, sich nach Preßburg zu wagen. Allein so lange die Parteien noch nicht scharf geschieden waren und ein Theil des Adels noch schwankte, während der andere sich offen gegen die Sache und das Interesse des Landes ausgesprochen, blieb es auch für die Regierung eine schwere Aufgabe, Denjenigen Hindernisse in den Weg zu legen, die herbeieilten, um sich den deutschen Besatzungen und den dem Kaiser treu gebliebenen Truppen anzuschließen.

Dies allein nebst unausgesetzter Vorsicht und Wachsamkeit hatte es Slermont und Apagni möglich gemacht Preßburg zu erreichen; besonders da es nur Wenige gab,

die Apaggi persönlich kannten, während man über Clermont's Denkungsweise, der übrigens auch unter dem Schutze der französischen Gesandtschaft stand, noch nicht vollkommen im Reinen war.

Dies alles schien Clermont wohl für den Augenblick Sicherheit zu versprechen, auf die er jedoch später nicht mehr rechnen konnte, wenn der Aufstand weiter um sich griff und die Eventualitäten des Krieges Amadil und ihre Pflegetochter absperreten oder zwangen, ihren Aufenthaltsort zu wechseln.

Dies war der Grund weshalb Clermont seine Vermählung mit Rosa nicht länger hinauschieben wollte; und Amadil, mit der er in Wien zusammentraf, gab endlich nach langem Sträuben ihre Einwilligung, da sie selbst einsehen mußte, daß längeres Zögern die Gefahr nur vergrößern konnte. Auch müssen wir gestehen — und zwar ohne den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit auf uns zu laden, — daß es in dem Wesen der schönen Frau lag, Gefallen an dem Ungewöhnlichen zu finden, das stets einem günstigen Wiederhale in ihrer eigenen Eigenthümlichkeit begegnete.

Ob alles wohl so geheim geblieben, wie Clermont und Amadil dies hofften und wünschten, und das Erscheinen der kühnen Abenteurer in Preßburg so unbemerkt vorübergegangen war, wie sie wähten, wird sich erst später entscheiden.

Nachdem die kleine Gesellschaft den Wagen verlassen hatte, und im Innern der Capelle verschwunden war, blieb draußen eine Zeitlang alles still und einsam. Die Nacht war eine der finstersten, und der Regen, der schon begon-

nen hatte, als die drei Reiter vor dem Hause anlangten, daß Amadil zu diesem Stelldichein gewählt, goß jetzt in Strömen vom Himmel.

Raum hätte sich ein günstigerer Augenblick für irgend ein geheimes Wagniß denken lassen; wiegt jedoch die Ehrlichkeit sich in dem süßen Glauben, daß Nacht und Finsterniß hinreichend sind zum Schutze eines zwar weder schlechten noch sündigen, jedenfalls aber den Schleier des Geheimnisses beanspruchenden Unternehmens, so hat sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, oder besser gesagt: ohne die zahllose Schaar der Spione und Polizeidiener, die zu keiner Zeit eifriger auf der Lauer sind, als in dergleichen günstig scheinenden Momenten.

In Amadils Umgebung fehlte es gleichfalls nicht an Leuten, die, von den deutschen Heerführern gut besoldet, nur in ihrem eigenen Interesse handelten, wenn sie alles auszuspüren und zu verrathen suchten, was diese reiche Ernte zu sichern und zu mehren versprach.

Läßt uns erforschen, in wie weit unser Verdacht gegründet war.

Ungefähr zehn Minuten mochten verflossen sein; der Wagen hielt dicht an der Mauer des Kirchleins, und das Wasser rann in kleinen Bächen an dem Kutscher und seinen Pferden herab. Im Innern der Capelle schien alles still und ausgestorben; selbst durch die Fenster derselben drang kein Lichtstrahl, denn der Geistliche hatte sie verhängen lassen.

Plötzlich tauchten unfern der Kirche, doch an der dem Eingange entgegengesetzten Seite, zwei verdächtige Gestalten aus dem Dunkel der Nacht.

Sich an die Häuser drückend, schlichen sie heran, so daß man sie erst wahrzunehmen vermochte, als sie der Capelle schon ganz nahe waren.

Seit undenklichen Zeiten gehört das schärfste Auge, sowie das feinste Ohr zu den nothwendigsten Attributen des Schriftstellers; und da es dem Auge des Dichters möglich ist, selbst im tiefsten Dunkel zu sehen, ist das Hören ihm um so weniger untersagt, da es ihm ja sogar gestattet ist, in den Gedanken zu lesen, und das Gelesene auszu-
plaudern.

Die beiden verdächtigen Gestalten flüsterten leise zusammen. »Sie kommen noch immer nicht,« sagte der Eine, »und doch läßt sich denken, daß die in der Capelle dort die Zeit nicht ohne Noth verschwenden werden.«

»Schade, daß nicht Du gegangen bist oder ich — das Verdienst ist ja ohnedies das unsere.«

»Das meine,« bemerkte scharf der Andere; »Du hast mir nur gesagt, was ich ohnedies schon wußte.«

»Laß uns nicht streiten,« entgegnete der Erste; »den Kerl mit den vielen Narben im Gesichte kenne ich recht gut — solch eine Frage vergißt man nicht so leicht, wenn man sie einmal gesehen hat. Ich wette meinen Kopf, daß es mit dem nicht richtig ist — er war in Lökölni's Lager.«

»Aber der Andere?« flüsterte der, welcher zuerst gesprochen, »wer kann das sein?«

»Weiß nicht, und brauch's auch nicht zu wissen. Haben wir ihn nur erst in der Wachstube, da werden sie ihm schon [in's Gesicht leuchten. Genug, daß er bei der

Gräfin gewesen, und die Gräfin — — Bst! hörst Du nichts?«

»Der Regen schlägt an's Leinendach des lumpigen Wagens dort,« beruhigte ihn der Andere.

»Wie's gießt — als ob sie daoben dafür bezahlt würden; — aber was wollt' ich doch sagen: — ja, die Gräfin, bei der geht's auch nicht mit rechten Dingen zu. Ist sie eine Gräfin — und noch dazu eine steinreiche, was sucht sie im Hause des Schnürmachers? Ein Wort für tausend, wir thun einen herrlichen Fang.«

»Wenn sie nur endlich kommen wollten, und zwar in genügender Zahl, um die Gasse zu umstellen; denn mit dem Kerl mit dem zerhackten Gesichte ist's nicht gut Kirshen essen — und, das Dienstvolk dazugerechnet, werden wir's immer mit fünf bis sechs Männern zu thun haben.«

»Kein Wunder, wenn wir in dem Teufelswetter weder hören noch sehen können — —«

»Oh — oh — oh! wer ist denn das?« schrie er plötzlich, sich unterbrechend.

»Ach wai — wai geschrien — laßt mich gehen — thut mir kein Leid an — ich bin ein ehrlicher Mann!« stöhnte der Zweite.

Die Sache war einfach die: während die beiden Spione der Capelle zuschlichen, wurden sie ihrerseits von einem oder mehreren Andern überwacht, die ihnen leise folgten; und als sie in ihrem Zwiegespräche bis an die Stelle gelangt waren, wo wir ihre erschrockenen Ausrufungen vernommen, empfand jeder derselben die unsanfte Berührung einer kräftigen Hand, die ihn von hinten beim Kragen packte.

»Schnell herbei mit den Stricken!« rief eine gebietende Stimme.

»Gnade! Erbarmen!« kreischte der Jude, denn daß einer der beiden Spione ein Jude war, läßt sich nach den Worten, die wir gehört, nicht bezweifeln; »schenkt mir das Leben, hängt mich nicht auf, Ihr Herren!«

Seinem Gefährten war die Gurgel wahrscheinlich fester zugeschnürt, denn man vernahm nur sein ersticktes Stöhnen.

»Soll ich ihm ein paar Zoll Eisen zu kosten geben?« fragte jetzt Derjenige, der den Juden am Kragen hielt.

»Schnür' ihm für's Erste nur Hände und Beine zusammen,« lautete die Antwort auf die gemüthliche Frage, »später werden wir dem Galgenvogel schon den Garauß machen.«

Während dieser Worte wurden dem Juden die Hände auf den Rücken gebunden, und sobald er einen Laut von sich gab, fühlte er, wie ihm das Halstuch fester gezogen ward.

»Seid Ihr fertig?« fragte jetzt eine dritte Stimme, die bisher noch nicht gesprochen hatte.

»Alles in Ordnung! Der Meine muckst nicht mehr, vielleicht ist ihm bereits der Athem ausgegangen.«

»Werft sie beide auf den Wagen,« befahl die früher gehörte Stimme.

Dieses alles fand während des strömenden Regens und in einer solchen Finsterniß statt, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Die kleine Gruppe, welche hier ihr Strafgericht vollzog, kam bald mit dem Nöthigen zu Stande. Sechs oder

sieben kräftige Gestalten ließen sich im Dunkel erkennen; vier oder fünf derselben packten die zusammengeschnürten Spione, und bald fühlten die beiden Unglücksvögel, daß sie gleich Mehlsäcken auf einen Wagen geworfen wurden, auf dessen Boden sich schon etwas regte, und zwar mit so zarter Vorsicht, daß ihnen alle Knochen im Leibe knackten.

Einer Derjenigen, die diesen kühnen Wurf vollbracht hatten, stieg auf den Wagen, in welchem sich schon ein Gebundener befand, wahrscheinlich so kunstreich zusammengeschnürt wie seine beiden Nachfolger.

»Steckt jedem der drei sauberen Vögel einen Strohwisch in's Maul, damit sie nicht etwa zur un rechten Zeit zu peroriren beginnen.« ertönte abermals eine Stimme.

Dreimaliges Stöhnen bezeugte, daß der Befehl erfüllt worden war, und die Gebundenen einen Strohwisch zwischen den aufgespreizten Lippen fühlten.

»Jetzt ist Alles in Ordnung,« sagte Jener, der bisher den Befehl geführt hatte, und fuhr dann fort: »Saubere Burschen seid Ihr, das muß man Euch lassen! Gebunden wie Kälber, die man zur Schlachtbank führt, und geknebelt, damit Ihr nicht zu viel von dem schwätzt, was Niemand Euch aufgetragen. Nur vorwärts, laßt die Pferde tüchtig ausgreifen; und seid Ihr an Ort und Stelle, so werft sie in den Brunnen.«

Die Aussicht für die drei auf dem Boden des Wagens Befindlichen war allerdings reizend! Nach der fast sicheren Hoffnung eines reichen Fanges solch' bittere Enttäuschung, sammt Stricken, Knebel und der beglückenden Hoffnung, in den Brunnen geworfen zu werden.

Aus Allem geht deutlich hervor, daß die nächtlichen

Diebsfänger — von denen wir wohl voraussehen dürfen, daß sie nicht im Solde der deutschen Heerführer standen — auch den Boten aufgegriffen hatten, der nach der nächsten Wachtstube geschickt worden war, um das Militär hebeizurufen, und daß er es gewesen, der sich bereits auf dem Boden des Wagens befand.

Brauchen wir noch hinzuzufügen, daß es Apagyi's Leute waren, die diesen Fang so geschickt vollbracht hatten? Wir sprachen ja bereits die Ahnung aus, daß der kluge Mann seine Vorkehrungen getroffen.

Was weiter mit den drei Gefangenen geschah, die augenscheinlich jener ehrenwerthen Gilde angehörten, denen der Kamm stets dann am gewaltigsten anschwillt, wenn ehrliche Leute sich am bedrücktesten fühlten, ist von geringerer Wichtigkeit; und deshalb genügt es wohl, wenn wir sagen, daß Apagyi keineswegs blutdürstig war, und seine Leute recht gut wußten, daß sie seinem Willen genug thun, wenn sie die drei Galgenvögel nach Herzenslust in's Bockshorn jagen, und dann, ein paar Stunden von Preßburg entfernt, auf offener Landstraße ihrem Schicksale überlassen.

S u z z t.

Nachdem die kirchliche Ceremonie in der kleinen Vorstadtcapelle ohne Unterbrechung beendet worden, verließen Clermont und Apagyi sammt ihren jungen Frauen auf schon bereitgehaltenen Pferden die Stadt, während Ama-

dil, um jedem Verdachte zu entgehen, eilig nach ihrer Wohnung zurückkehrte.

Was trägt sich indessen auf dem Schauplatze der politischen Bewegungen zu?

Die Heerführer, auf welche die deutsche Regierung ihre schönsten Hoffnungen baute, nachdem sie endlich einsehen mußte, daß sie es mit einem allgemeinen Aufstande und nicht mit den Friedenstörereien einzelner Parteien zu thun hatte, waren alle theils bereits in Anspruch genommen, theils mit nur geringen Streitkräften versehen.

Demungeachtet wiegte Kákóczi sich keineswegs in Täuschungen, sondern gestand sich ein, daß die Truppen, welche sich im Lande befanden, unsichtig überwacht und geführt, mehr als hinreichend waren, um den Aufstand zu ersticken. Zu seinen gefährlichsten Gegnern zählte er das Kürassierregiment Montecuccoli sammt seinem ausgezeichneten Obersten und seinen tapferen, dem Kaiser mit leidenschaftlichem Eifer ergebenen Offizieren. Außerdem gehörte auch General Klöfelberg, obgleich vom Gemeinen bis zu seinem jetzigen Grade avancirt, zu den heldenmüthigsten und entschlossensten Männern der Armee, und besaß selbst unter dem Adel Ungarns (40) zahlreiche Freunde und Bewunderer.

Hierzu kam noch, daß von dem Zeitpunkte an, wo der ungarische Aufstand Bedeutung gewann, und die Wiener Regierung durch die Nachricht von dem raschen Vordringen der Kuruzen und einzelner von denselben errungenen Vortheilen keineswegs angenehm überrascht wurde, abermals alle jene geheimen Umtriebe und Intrig-

guen in Anwendung gebracht wurden, welche damals zu den Hauptgrundsätzen einer fehlerhaften Politik gehörten.

Ganze Schaaren geheimer Agenten überfluteten der Freiheit edlen Boden; die Nationalitäten wurden wider einander gehetzt; alle Schwächen und Fehler der menschlichen Natur, wie: schwankende Charaktere, politische Feigheit, Gewinnsucht, Ruhmsucht, ausgebeutet und in Versuchung geführt. Selbst Kákóczi's starke Seele würde zurückgebebt haben, hätte sie das unermessliche, zu seinem Verderben ausgespannte Netz gekannt, dessen Schlingen bis zu den Vorhängen seines Zeltes reichten.

Wie wir gesehen, hatten die so sehnsüchtig nach dem Boden Ungarns und dem Hab und Gut ihrer Nachbarn trachtenden Raizen bereits eine feindliche Stellung eingenommen. Allein wenn der Widerwille der raizischen Bevölkerung gegen die besitzenden Classen auch unlängbar war, so strömten hingegen die Walachen damals massenweise in's ungarische Lager.

Diese wunderbaren Beweise der Anhänglichkeit waren hauptsächlich eine Folge des Einflusses, welchen Mirian auf das walachische Landvolk übte, der mit unverhohlener Pietät an dem Namen Kákóczi sowohl, als an den unzertrennlich mit demselben verknüpften Rück Erinnerungen der ungarischen Nation hing. Allein es gab auch noch andere Männer, vorzüglich unter der walachischen und ruthenischen Geistlichkeit, welche alle Umtriebe der Wiener Regierung durchschauten, und, sich freiwillig zu geheimen Agenten der ungarischen Sache anbietend, sie auf jede Weise zu vereiteln strebten; woraus ihnen noch überdies der Vortheil erwuchs, daß sie diejenigen ihrer geheimen

Feinde kennen lernten, welche das Volk mittelst unerfüllbarer Versprechungen gegen die Gutsbesitzer aufzuwiegeln strebten. (*1)

Unter diesen Umständen gelangte Rákóczi's scharfer Verstand bald zu der Einsicht, daß alles davon abhing, in kürzester Frist so viele besetzte Plätze in die Hände zu bekommen, als die Kräfte, über die er zu verfügen hatte, es gestatteten, und den Aufstand so rasch und mächtig in's Leben treten zu lassen, daß er festen Boden und geordnete Waffenkraft gewinnen könne, ehe die deutsche Regierung Zeit und Mittel finde, Hilfstruppen aus Italien und Deutschland herbeizuziehen.

Káló, Huszt und noch manche andere besetzte Burgen, von welchen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist, waren damals mit deutschen Besatzungen versehen. An größere Festungen konnte er sich natürlich nicht wagen, da er durchaus kein Belagerungsgeschütz besaß. Selbst das Erstürmen der kleineren würde bei dem Mangel an Kanonen, (*2) trotz der Ergebenheit seiner Leute, unausführbar oder doch die höchste Zeitverschwendung gewesen sein. Rákóczi mußte daher zur List seine Zuflucht nehmen, wobei er die Ausführung jenen Männern anvertraute, die unter Brenkovic's Befehlen standen.

Obgleich diese größtentheils schon höhere Kriegsdämter bekleideten, hatten sie doch der Verbindung mit dem berüchtigten Kundschafter keineswegs entsagt, und ermangelten niemals ein gewisses Vorrecht zu beanspruchen, sobald es sich um die Durchführung irgend eines halbbrecherischen Unternehmens handelte.

Jedenfalls war es eine ganz außergewöhnliche That-

sache, daß Brenkovicz, der durchaus kein Amt oder keinen Titel in Rakóczi's Armee besaß und noch nie mit der dauernden Führung irgend eine Kriegskörpers betraut worden war, über seine ehemaligen Verbündeten: Ursza, Baszil, Tzikucz, Fenchel und Rafael, fortwährend so viel Macht und Einfluß übte, daß von dem Augenblicke an, wo irgend ein kühnes Wagniß sie freiwillig oder auf Rakóczi's Gebot zusammenführte, Brenkovicz wieder der eiserne, unerbittliche, nur in gebietenden Worten sprechende Befehlshaber jener Obersten und Kriegsführer war, den wir während der Schlacht von Zernest seine kurzen, bündigen Befehle ertheilen hörten.

Die Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung ist einfach darin zu suchen, daß es Gewohnheiten und Leidenschaften gibt, welche unvertilgbar an der menschlichen Natur haften, und unter diesen nehmen die ersten Plätze befriedigte Eitelkeit, Stolz und Gewinnsucht ein, und bleiben ein stets unerschöpfliches Reizmittel. Trozdem ist es keine leichte Sache, diese eigenthümliche Erscheinung unter den Anomalien der menschlichen Natur zu erörtern; wahr bleibt es indessen immer, daß ausnahmsweise Zeiten auch gar manches Außergewöhnliche in den Reihen des Angetommenen und Bekannten hervorrufen.

Auch dürfen wir keineswegs vergessen, daß es nicht der Zufall war, der die fünf Verbündeten des Rundschafters zusammengeführt, sondern daß Brenkovicz selbst sie mit ungewöhnlicher Menschenkenntniß unter Tausenden ausgewählt — und zwar nach gar mancher harten Prüfung.

Sie waren es, die aus der Zahl so vieler Anderen, die Brenkovicz zeitweilig als Werkzeuge benützte, als Er-

wählte gleichsam im Siebe blieben, während der Kühne Häuptling die Uebrigen gleich Spreu bei Seite warf.

Die ausgezeichnetsten der Männer, welche sich um Rakoczy geschaart, sprachen mit einer Art von Begeisterung von Brenkovic's und seinen Genossen. Nicht nur die Eitelkeit also, welche diese schmeichelhafte Anerkennung immer mehr anspornte, brachte jene Männer dazu, trotz ihrer glänzender gewordenen Stellung ihren größten Stolz noch immer in ihre außergewöhnliche Verbindung mit Brenkovic's zu setzen; sondern auch die Leidenschaft für gefährvolle Wagnisse, und die Anhänglichkeit, welche sie stets ihrem einstmaligen Vorgesetzten bewahrten, war Ursache, daß sie sich nie und nirgends so wohl und heimisch fühlten, als wenn eine Aufforderung des kühnen Rundschafters sie wieder um ihn versammelte, wenn sie die reichen Abzeichen ihrer jetzigen Stellung mit den groben Gewändern der einstigen Kriegsknechte vertauschen konnten, und, nichts fürchtend, zu allem bereit und entschlossen, zusammen ihre Rosse bestiegen.

Gab es einen Wetteifer unter diesen Männern, so war es nur, wie unglaublich dies auch scheinen mag, der Wetteifer, wer der Schnellste und Ergebenste sein könne, und selbst der stets protestirende und raisonnirende Fenzel suchte auf dem Felde der That und des blinden Gehorsams seine Genossen nur zu überflügeln.

Ein billiger Blick, ein Wort des Lobes, welches Ueberraschung oder Bewunderung dem Munde des Rundschafters entlockte, und welches bewies, daß er nichts für unausführbar hielt, wenn er von seinen treuen Genossen

umgeben war, galt diesen Menschen mehr als selbst Rákóczi's Billigung.

Dies ein=für allemal auszusprechen, hielten wir für unvermeidlich, um Manches zu erklären, was vielleicht gar Vielen unglaublich dünken mag, was sich jedoch fast in jeder ausnahmsweisen Periode der Weltbegebenheiten wiederholt.

Zu der Zeit, als wir Bazzil im Lager von Vetés als Oberst wiederfanden, trug Rákóczi sich mit dem Gedanken, die Beste Huszt in Marmaros in die Hände zu bekommen, ohne deshalb seine Truppen zu zerstückeln, oder deren rasches Vorwärtsschreiten zu verzögern. Bei dem Erwachen ähnlicher Ideen war Brenkovic's stets der Erste, dem der Fürst sie mittheilte und mit dem er sie besprach.

Brenkovic's war einer jener Menschen, welche sich stets frei und offen aussprechen, und selbst Höhergestellten gegenüber wußte er seine Ansichten geltend zu machen.

Er hatte vor Kurzem im Auftrage des Fürsten und Bercsényi's eine viel weitere Reise unternommen, als sich dies irgend Jemand träumen ließ, und sie in weit kürzerer Zeit vollbracht, als ihm dies selbst anfangs möglich dünkte.

Nicht nur in Wien und Prag war er gewesen, sondern selbst auf dem Kriegsschauplatze der deutschen Truppen, wo er mit Prinz Eugen von Savoyen eine persönliche Zusammenkunft gehabt.

Er hatte alles gesehen, alles beobachtet und erforscht, und als er wiederkehrte, erschloß sich vor Rákóczi's Augen der unabsehbare Horizont der geheimen Umtriebe, gegen welche er zu kämpfen hatte. Wie er dies alles zu Stande

gebracht, brauchen mir, falls der Leser das zu Anfang dieser Blätter entworfene Charakterbild des kühnen Kundschafters noch nicht vergessen hat, wohl kaum zu erläutern.

Durch ihn lernte Rákóczi eine Anzahl von Männern durchschauern, deren schwankendem Charakter sich nicht vertrauen ließ; und später bestätigten die Begebenheiten nur zu sehr alles, was Brenkovic, diese Leute betreffend, vorausgesagt hatte.

Er war der Erste, welcher den Fürsten davon zu überzeugen suchte, daß Alexander Károlyi nur einer günstigen Gelegenheit harrete, um sich mit ihm zu verbünden; daß Simeon Forgács von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, sich ihm scheinbar anzuschließen, damit er jeden seiner Schritte höheren Ortes verrathen könne. (⁴³) Allein zu gleicher Zeit ermangelte Brenkovic auch nicht, Rákóczi darauf aufmerksam zu machen, daß der im Kriege kühne, im Rathe weise Károlyi demungeachtet beim Eintritt schwerer Tage stets für Ausgleichung und Versöhnung stimmen würde, und daher immer überwacht werden müsse.

Brenkovic war angenehm überrascht durch die fast fabelhafte Ausdehnung der Erhebung, welche während seiner kurzen, kaum acht Wochen dauernden Abwesenheit erzielt worden war. Kaum angelangt, theilte ihm Rákóczi seinen Plan mit, Huszt und Kálló für sich zu gewinnen.

Nach kurzem Nachdenken erklärte Brenkovic ernst, und wie immer ohne leichtsinnigen Uebermuth, daß er die feste Hoffnung habe, die beiden Festen durch seine Leute in die Hände zu bekommen, und stellte nur die einzige Bedingung, daß es ihm gestattet sein möge, mit Kálló per-

sönlich einen Versuch zu wagen. In seiner Eigenschaft als Kundschafter hatte er in den meisten festen Plätzen freien Eingang, und war im Besitze von Beglaubigungsschreiben, die ihm fast alle Thore öffneten.

»Ich hoffe, Euer Hoheit erlauben mir, mich zur Ausführung dieser beiden keineswegs leichten Wagnisse meiner alten Genossen zu bedienen,« sagte der Kundschafter, »die, obgleich große Herren geworden, doch auf mein erstes Wort bereit sein werden, sich um mich zu schaaren, und bin ich ihrer Mitwirkung gewiß, so sollen Huszt und Kálló bald in unseren Händen sein.«

Rákóczi lachte und gewährte dem Kundschafter augenblicklich sein Verlangen.

»Noch Eines, Hoheit,« fuhr der kühne Vertraute fort. »Eure Hoheit besitzen keine treueren Anhänger, als die Glieder der Familie Flosvay. Sie waren die Ersten aus der Mitte des wohlhabenderen Adels, die in euer Lager kamen, zu einer Zeit, wo die Uebrigen noch keinen Schritt zu thun wagten, weil sie mit sich selbst nicht im Reinen darüber waren, wen sie mehr fürchten sollten, die Deutschen oder das Volk. Die Herren von Flosvay sind in Marmaros allgemein bekannt; und vor allem dünkt mir Emerich Flosvay, einer von Euer Hoheit entschlossensten Kriegshauptleuten, ganz dazu geeignet, mir bei der Einnahme Huszt's gute Dienste zu leisten.«

»Unmöglich, Brenkovic!« rief Rákóczi aus; »Emerich und Balthasar Flosvay gehören zu meinen besten und brauchbarsten Offizieren. Ich kann sie ohne Nachtheil nicht entbehren.«

»Hoheit, die Feste Huszt ist der Schlüssel der Mar-

maros; so lange dies befestigte Nest sich den lauergefinnten oder furchtsameren Edelleuten der Umgegend als Zufluchtsstätte anbietet, können wir nicht Herr der Marmaros werden. Herr von Ilosvay kann Eurer Hoheit keinen wichtigeren Dienst leisten, als wenn er durch eine kurze Abwesenheit Euch zum Besitze von Huszt verhilft. «

Kálóczi, der, wie wir gesehen haben, sich gezwungen sah, Schneider, Bartscherer, Gastwirth u. s. w. zu höheren Offiziersstellen zu befördern, glaubte ebenso wie Bercsényi, daß die beiden Ilosvay, so wie der alte Semsy ihm durchaus unentbehrlich seien. Er ging daher jetzt eine Zeit lang in Nachdenken versunken vor seinem Zelte auf und ab, wo sein Gespräch mit Brenkovic's stattgefunden, und rief endlich in heiterem Tone aus:

»Jede Revolution, Brenkovic's, ist ein Zeitpunkt der Entsagung und Selbstverläugnung. So mag's d'rum sein! Hat Emerich Ilosvay Lust, das Wagstück zu bestehen, so will ich ihn Dir überlassen. Doch wohlverstanden, nur wenn er Lust dazu hat; denn es gibt Menschen, die mir und dem Vaterlande viel zu theuer sind, als daß ich ihnen anderswo als bei dem Donner der Kanonen Befehle ertheilen möchte. — — Wollte Gott, ich hörte ihren Donner schon, und könnte über geschickte Kanonenmannschaft verfügen; bis dahin stehen wir doch nur ohne Hut im Regen.«

Des Fürsten Einwilligung in sein Verlangen war Brenkovic's höchst willkommen, und er rief heiter aus: »Dank eurem Entschlusse, Hoheit, ist Huszt uns gewonnen. In Kálló gibt's ein paar alte Feldschlangen, und auch in Huszt finden sich wohl ein halb Duzend rostiger Kanonen vor — zum Anfang ist auch das nicht zu verachten; — der

Feind hat des Geschüßes genug — später nehmen wir ihm's ab.«

»Das wird sich zeigen,« entgegnete Kálóczi wieder ernst werdend, denn er war kein Freund hochfliegender Hoffnungen und allzu sanguinischer Voraussetzungen, sah es aber gern, wenn seine Leute stets entschlossen und guten Muthes waren. — »Gott hat uns nicht ohne Grund die Hoffnung zum Reisegefährten auf unserer irdischen Wanderschaft gegeben,« so dachte er; »wer hofft, ist nicht verloren.«

* * *

Hufzt erhebt sich inmitten eines herrlichen Thales, wie es deren in den so wenig gewürdigten und doch so wunderschönen Gebirgen der Marmaros gar viele gibt.

Der Thalgrund gleicht einem ausgebreiteten Festungswerke, wie das Genie des besten aller Baumeister es nur erschaffen kann; mit Mauern versehen, welche aus Bergen, Felsen und schroffen Anhöhen bestehen, mit einem Anwurfe von dunkelgrünen Urwäldern überzogen; mit Laufgräben umgeben, welche von unwegsamen Thalflüften und Felspalten gebildet werden.

Die Luft ist frisch und würzig, die Pflanzenwelt reich und saftig, und das Volk, welches diese herrliche Gegend bewohnt, sturmgewohnt und kraftvoll. Es hat gar viel gesehen, gar viel ertragen! — Und in den Legenden unseres nationalen Lebens erscheint es gar oft in blutige Gewänder gehüllt.

Weshalb ist dem also?

Fragt nicht. — Das Schlechte auf Erden kommt stets von den Menschen; das Gute, das Erhabene, das

Tröstende von dort oben, wo der blaue Himmel sich über uns wölbt.

Nicht der allmächtige Vater ist es, der die Menschen bestraft — sie selbst sind es, welche die Geißel der Nemesis schwingen. Sie hassen sich unter einander, während Gott in seinem Erbarmen die Wunden heilt, die sie sich geschlagen; und doch sind sie anmaßend und übermüthig genug, ihre eigenen Schwächen und Leidenschaften dem ewigen Herrn der Himmel anzudichten. — —

Die Feste selbst ist nicht groß, allein sie verspricht Schutz und Sicherheit; obgleich auch im deutschen Lager die Geschütze nur spärlich vertheilt sind.

Läßt uns den Hof des kleinen Felsennestes betreten.

Das Hauptgebäude, vom Festungscommandanten und der kleinen, unter seinen Befehlen stehenden Besatzung bewohnt, ist in Dunkel gehüllt, kein Lichtstrahl dringt aus demselben; denn der Himmel ist umwölkt und Mitternacht bereits nahe. Manchmal, wenn eine der schweren Wolken weiterzieht, fällt eine Art zweifelhafter Dämmerung auf die düsteren Gestalten, denen wir jetzt nähertreten.

Halberloschene Rückerinnerungen erwachen bei diesem Anblick in unserem Gedächtnisse; uns dünkt, als müßten wir dies scharfe Profil, welches dort aus der Dämmerung hervortritt, schon irgendwo erblickt haben, als ob der Strahl, der dort gleich einem Blitz aus dem dunklen Auge schießt, uns nicht zum ersten Male überraschte; ja selbst die flüsternden Stimmen schlagen in bekannten Lauten an unser Ohr.

Allein ein Umstand flößt uns Zweifel ein: der An-

zug der Männer, die hier in ungarischer Sprache ihre Gedanken austauschen.

Sie tragen alle die Uniform des deutschen Fußvolkes, als ob sie zur Besatzung der Feste gehörten; nur eine schöne männliche Gestalt, deren Züge wir nicht deutlich zu erkennen vermögen, ist in ungarischer Tracht, die sich zu jener Epoche kriegerisch genug ausnahm.

Dieser Mann ist Emerich Ilosvay, dem es sogleich gelungen war, Eingang in die Feste Hufzt zu erlangen, wo der Befehlshaber der etwa sechzig Mann zählenden Besatzung sich in einer höchst unbehaglichen Lage befand, und ihn fast mit Zuorkommenheit empfing.

Baron Eider der Festungscommandant, war ein finsterner, übermäßig strenger Mann und haßte die ungarische Bevölkerung von ganzem Herzen. Er ließ nichts unversucht, um die walachischen Bewohner der Marmaros gegen die Ungarn aufzuwiegeln, allein ohne den geringsten Erfolg; und gegen den Adel hatte er sich in letzter Zeit noch feindlicher benommen als gewöhnlich. Dies war die Ursache, weshalb er allgemein gemieden ward.

Die Besatzung und deren Offiziere fürchteten ihn, beliebt war er bei Niemand; (***) allein die Disciplin birgt eine solche Zauberkrast in sich, daß unter ihrem Schutze selbst Willkür und Tyrannei ruhig schlafen können.

Zwei feindliche Gewalten gibt es indeß, die diesen Zauber leicht zu lösen vermögen, und diese heißen: verlorne Schlachten und Geldmangel.

Wird eine Armee ein paarmal tüchtig auf's Haupt geschlagen, ist es nicht möglich die Löhnungen regelmäßig zu zahlen, dann ist das Zauberband der Disciplin dem

Bruche nahe, und fehlt ein einzig Glied, so ist die Kette vernichtet.

Daher kommt es auch, daß es bei Revolutionen stets gefährlich ist, sich bloß auf die Armee zu stützen, ohne die kräftige Schutzmauer, welche wir das Volk nennen, für sich gewonnen zu haben.

Kein Würfel ist so wandelbar als das Kriegsglück bei Revolutionskämpfen, welche ganz anders beschaffen sind als das gewöhnliche Gemetzel, welches uns unter dem Namen Krieg bekannt ist.

Bei Revolutionen und Bürgerkriegen hängt das Gelingen gewöhnlich von unvorhergesehenen Eventualitäten ab. Mehr als einmal wendet — wie der Weltbegebenheiten ewiges Zeugniß uns dies beweist — das Glück in raschem Wechsel bald der disciplinirten und bald der undisciplinirten Heeresmacht den Rücken, besonders zu Anfang revolutionärer Erhebungen.

Mehr noch als dies jedoch bringt der Umstand, daß in dergleichen Momenten die Zahlungen nur allzuleicht in's Stocken gerathen, die geregelten Truppenkörper in Gefahr.

Undisciplinirte Truppen sind nicht an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt; sie entbehren und ertragen ohne Murren, und oft ist es gerade der Mangel an Löhnung, der sie zur Erkämpfung von Siegen antreibt, die ihnen reiche Beute verheißten.

Bei regelmäßigen Truppen hingegen ist Unpünktlichkeit im Bezahlen der Löhnungen hinreichend, um verderbliche Unordnungen hervorzurufen; bleibt sie jedoch ganz aus, so ist der Verfall ein unvermeidlicher.

Seit der ungarischen Schilderhebung blieben die ohnedies stets ungenügenden Geldsendungen an die verschiedenen deutschen Truppenkörper fast ganz aus, was die Befehlshaber in die unangenehme Nothwendigkeit versetzte, ihren Leuten Streifzüge zu gestatten.

Die Besatzung der Feste Huszt war bei ähnlichen Beutezügen schon oft gar übel weggekommen; denn ist der Zorn des Walachen einmal rege gemacht, so vergißt er die Rache nicht, und schon damals gehörte das bekannte ezine mintje zu dessen Lieblingsausdrücken.

Ueberdies kommt ein Unglück nie allein; Beleidigungen ziehen Gegenbeleidigungen nach sich, und dies bringt eigensinnigeren Widerstand hervor. Die Besatzung brachte nicht selten eine tüchtige Tracht Schläge, oft auch Wunden mit nach Hause — aber selten das, was sie zu finden gewünscht. Da jedoch das sehnlichst erwartete Geld noch immer nicht ankam, verdoppelte der Commandant, der sich selbst in der peinlichsten Aufregung befand, seine gewohnte Strenge. Die größte Zahl seiner Feinde zählte er daher in seiner eigenen Mannschaft, und selbst den Offizieren war er seines barschen Wesens wegen im höchsten Grade verhaßt.

Er empfing Ilosvay daher mit ungewohnter Freundlichkeit, erstens, weil er hoffte durch den Einfluß des ungarischen Edelmannes Lebensmittel für seine Leute zu erhalten, und zweitens, weil dieser ihm versprach, die Besatzung durch ein halb Duzend verlässlicher Burschen zu verstärken.

Dies kam dem Commandanten höchst erwünscht, denn

da die Walachen, wie gesagt, die Geduld verloren hatten, blieben stets ein paar der Streifzügler auf dem Platze.

Raum befand sich Flosvay ein paar Tage lange in der Feste, so fanden sich auch nach und nach mehrere Freiwillige ein, die dem Wunsche des Commandanten gemäß und in Hoffnung späterer Löhnung sich willig finden ließen, in die Reihen der Besatzung einzutreten, welche, ein paar deutsche Veteranen ausgenommen, aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelt war.

Flosvay hatte an dem Tage, der dem Abende, an welchem wir die Feste betreten, voranging, am Tische des Commandanten ein heiteres Mahl eingenommen, der wahrscheinlich günstige Nachrichten von General Klöfelberg erhalten haben mochte; denn bei der Parade, die er tagtäglich abhielt, besonders seitdem er vom Vorrücken Rákóczi's benachrichtigt worden, ermahnte er seine Leute in Flosvay's Gegenwart zur Geduld und verhiess ihnen, daß binnen ein paar Tagen oder spätestens Wochen Geld anlangen müsse, wo sie dann die rückständige Löhnung bis zum letzten Heller erhalten sollten.

Noch ein anderer günstiger Umstand trug zur Erheiterung des alten Haudegens bei: Flosvay hatte nämlich einen seiner eigenen Leute der Abtheilung, welche Lebensmittel einbringen sollte, beigegeben, auch hatten mehrere der Neueingereihten sich derselben angeschlossen; — und aus leicht zu errathenden Gründen kehrte das Häuflein diesmal reich beladen und ohne Prügel und Wunden in die Feste zurück.

Beim Abendbrod waren daher die Flaschen fleißig geleert worden, und der Commandant, dem es beim Be-

herklang heiterer zu Sinne wurde, konnte sich den Genuß nicht versagen, seinem Haffe gegen die Ungarn und Rákóczi unverhohlen Worte zu leihen. Demungeachtet nahm das Mahl seinen ruhigen Fortgang, denn da die Offiziere mit keinem Worte die geringe Erbauung verriethen, in welche die übergroße Offenheit ihres Befehlshabers sie versetzte, fand dieser auch keine Gelegenheit, sie durch rauhe Worte zu verletzen.

Nosvay kannte zwei dieser Herren, und die anderen beiden gehörten zu den erbittertsten Feinden Sider's, der ihnen einst, als sie etwas zu spät in die Feste zurückkehrten, gedroht hatte, sie erschießen zu lassen.

Ehe wir zu dem Häuflein im Hofe zurückkehren, wollen wir zur Charakterisirung jener Zeiten nur noch erwähnen, daß die Festungscommandanten so unglaubliche Willkür ausübten, und mit so schrankenloser Macht versehen waren, wie z. B. der Befehlshaber eines Kriegsschiffes, und über Leben und Tod verfügen konnten, obgleich dies Recht nur in gar weniger Menschen Hände gehört — wenn es sich überhaupt rechtfertigen läßt.

Jede persönliche Rache, jeder Ausbruch des Zornes oder Hasses ward von diesen Herren auf Rechnung ihrer Macht und ihres Rechtes gebracht; und wer damals mit dem Commando einer Festung betraut war, dem durfte man nicht zu nahe treten — denn allzuviel hing von ihrer Treue und Ergebenheit ab.

Und nun — nach dieser ziemlich langen Abschweifung — laßt uns der Männergruppe im Hofe, von welchen wir bisher nur Nosvay genannt, abermals nähertreten.

Wie es schien, war Ilosvay schon seit geraumer Zeit mit ihnen im Gespräche begriffen, und die Berathung mußte bereits eine Weile gedauert haben.

Der Erste, den wir in dem Häuflein erkennen, ist Rafael; seine Züge treten am deutlichsten hervor, denn obgleich bereits im Mannesalter, war er doch zu eitel, um sich zu entstellen; an seiner Seite erblickten wir Fenchel, den Sachsen, und in dessen Nähe Izikucz, alle Drei in der Uniform der deutschen Besatzung; ihnen hatten sich noch zwei Andere angeschlossen, die wir zwar nicht kennen, in denen wir jedoch zwei Offiziere der Besatzung zu begegnen wähen.

Alle trugen den Säbel an der Seite.

»Die Mehrzahl der Besatzung hält mit uns,« flüsterte Ilosvay dem Offiziere zu, der ihm am nächsten stand; »alles ist vorbereitet und die Zeit zum raschen Handeln gekommen.«

»Wir brauchen den Commandanten nur niederzuschießen, und die Feste ist in unseren Händen,« sagte Fenchel ruhig.

»Niederschließen? Weshalb?« unterbrach ihn Ilosvay; »wenn die Besatzung keinen Widerstand zu leisten vermag, wenn die Macht des Commandanten gebrochen ist, weshalb ihm das Leben nehmen? — Er that ja doch nur seine Pflicht, und nichts ist leichter, als ihn gefangen zu nehmen. Der Fürst ist kein Freund nutzlosen Blutvergießens.«

»Er muß erschossen werden,« wiederholte Fenchel, »und zwar gerade um nutzloses Blutvergießen zu vermeiden; denn es gibt Leute unter der Besatzung, die sich nicht bestechen

lassen. Die Sache wird keineswegs so leicht gehen, wie die Herren glauben. «

»Weshalb dies Zögern?« rief Rafael leise, doch heftig aus; »die Wolken verziehen sich, die Zeit verfließt und der Commandant hat günstige Nachrichten erhalten. Steht auch nicht alles gerade so gut, wie er dies behauptet, so hat er doch neuen Muth geschöpft, das ist gewiß, und wird uns daher tüchtig zu thun geben.«

»Ein Theil der Besatzung ist in tiefen Schlaf versunken, die Wachposten alle für uns gewonnen. Zur Sache!« rief Izikucz; »was kann uns denn geschehen?«

Wie wir diesem Gespräche entnehmen, war die Ausführung des langgehegten Planes wirklich für diese Nacht festgesetzt, und Flosvay hätte Sider gern lebend in Rákóczi's Lager gebracht. Er wußte recht gut, daß die Gefangennehmung eines feindlichen Befehlhabers eine weit größere Wirkung hervorbringt, als die Nachricht von dessen Tode; denn den Lebenden sehen die Truppen mit eigenen Augen, während die Todesnachricht gar bald aus ihrem Gedächtnisse schwindet. Uebrigens war es die Feste selbst, was Flosvay am meisten beschäftigte, das Schicksal des Commandanten dünkte ihm nur Nebensache.

»Wohlan denn,« sagte er nach kurzem Erwägen, »zur Sache; ist der Commandant gefangen oder zusammengehauen, so brauchen wir nur die Fahne auszustrecken und den feindlichen Theil der Besatzung für kriegsgefangen zu erklären.«

Hiermit waren alle einverstanden. Flosvay ging voraus, die Uebrigen folgten; und so sehen wir alle dem Eingange des Hauptgebäudes zueilen.

Als sie der Thür nahten, fanden sie dieselbe verschlossen, da sie doch kaum eine halbe Stunde früher, als sie sich einer nach dem andern zum Stelldichein geschlichen, offen gewesen, und dicht an derselben, im dunklen Gange, aus welchem die Treppe ins obere Stockwerk führte, war eine Schildwache aufgestellt — und zwar eine von Flosvay's besten Leuten.

Alle waren aufs Höchste überrascht. Hatten sie auch nicht gehofft, das Wagniß ohne Widerstand durchzuführen, so waren sie doch auf ähnliche Hindernisse keineswegs gefaßt.

»Die Thür ist von innen verschlossen, und auch die Balken sind vorgeschoben,« rief Fenchel erboßt aus; »so geht es immer, wenn man allzulange berathschlagt, statt zu handeln.«

»Wir sind verrathen,« sagte Flosvay, der, obgleich er hinreichende Beweise der Tapferkeit gegeben, doch mit der Natur ähnlicher Wagnisse nicht vertraut war, die nur selten ohne Hindernisse durchgeführt werden können. »Was läßt sich jetzt thun?« fuhr er zu den Offizieren gewendet fort, die der unerwartete Aufenthalt verstummen machte.

»Hat der Commandant auf irgend eine Weise erfahren, was wir im Schilde führen, so muß unser Plan auf der Stelle geändert werden,« sagte der Sine.

»Geändert — aber doch nicht aufgegeben?« fielen Zizucz und Rafael ihm eifrig ins Wort.

»Das fehlte noch!« bemerkte Fenchel verächtlich, dem, wie es schien, die Sache besonders am Herzen lag; — »gerade dann, wenn Andere fühlen, daß der Kamm ihnen jetzt

erst so recht zu wachsen beginnt. Hört einmal,« fuhr er dann fort, »ich will Euch was sagen.«

»Laß hören!« versetzten Razael und Izikucz, rasch näher tretend, während Iosvay und die beiden Offiziere die Thür einzudrücken suchten, die jedoch ihren gemeinsamen Kraftanstrengungen nicht im Geringsten nachgab.

»Wir müssen unverzüglich den Theil der Besatzung, den wir bestochen haben, um uns sammeln und die Uebrigen zu entwaffnen suchen,« sagte Fenchel eifrig; »ohne Blutvergießen nimmt man feste Schlösser nur in Büchern ein. Ist die uns feindlich gesinnte Partei einmal ungefährlich gemacht, dann kann der Commandant sich hinter Schloß und Riegel halten, so lange es ihm beliebt; die Feste gehört uns und wir wollen die Thür schon einbrechen, wenn wir Zeit dazu finden.«

»Recht so,« entgegnete Razael; »die beiden Schildwachen, die dort oben auf der Mauer hin- und herwandern, gehören zu den Unseren, ich will sie abrufen; während dessen mögt Ihr, Fenchel, mit Herrn von Iosvay und den beiden Offizieren die Besatzung heranzuführen.«

»Ich will hier bleiben,« meinte Izikucz; »ich glaube nicht, daß der Commandant mehr als zehn bis zwölf Mann bei sich hat, wenn er überhaupt den Braten riecht.«

Die sechs Männer wollten eben auseinandergehen, um mit Gewalt durchzuführen, was sie durch List zu erreichen gehofft hatten, als Sider, in einer Hand die Pistole, in der andern den Degen, aus der Thür trat, die soeben noch verschlossen und verrammelt gewesen war.

Ein Häuflein Leute der Besatzung folgte ihm, doch ließ sich im Dunkel der Nacht deren Zahl nicht erkennen.

Alles dies geschah so plötzlich, daß es kein Wunder war, wenn Iosvay und seine Genossen im ersten Augenblicke von der Ueberraschung gleichsam gelähmt wurden.

Eider erkannte den ungarischen Edelmann unverzüglich.

»Ha! Ihr seid es, Herr von Iosvay!« rief er unwillig aus, und seine Pistole mit der Linken auf ihn abdrückend, während er in der Rechten den Degen schwang, herrschte er seinen Leuten zu: »Umringt die Nichtswürdigen, nehmt sie gefangen; ich lasse sie der Reihe nach über die Klinge springen!«

Der Schuß des Commandanten hatte Iosvay's linken Arm getroffen, und seinem Befehle gehorsam, umringten Eider's Leute die fünf bis sechs Männer, die noch vor wenig Augenblicken in kühner Siegeshoffnung über das Geschick der Feste verfügten.

Allein kaum sahen diese, daß alles verloren war, besonders wenn etwa des Commandanten energisches Auftreten ihm auch jenen Theil der Besatzung wiedergewann, den Iosvay bereits zu den Seinen zählte, so änderte sich im Nu die Scene. Eider wußte nicht, mit was für Menschen er es hier zu thun hatte.

Ahnte er, daß ein Theil seiner Leute ihm treulos geworden, als er die Verschwornen durch seine Begleiter umringen ließ? Wir wissen es nicht. Gewiß ist es jedoch, daß die Schildwache, die Iosvay vor die Eingangsthür gestellt, entweder die Flucht ergriffen hatte, oder das erste Opfer der Entdeckung geworden.

Kaum war der Schuß des Commandanten gefallen, so drückte Fenchel seine Pistole nach ihm ab, ohne jedoch zu wissen,

ob er ihn getroffen hatte; dann wandte er sich rasch an Rafael und rief gebietend aus: »Bringt unsere Leute ungesäumt herbei; bis dahin wollen wir denen hier die Spitze bieten!«

Die beiden Offiziere, Flosvay, Tzikucz und Fenchel wußten recht gut, daß hier nichts Anderes zu thun sei, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Wie es kam, daß die Besatzung, deren größten Theil sie gewonnen hatten, nicht so rasch zur Stelle war, als sie gehofft, erklärt nur der Umstand, daß Flosvay selbst, ein feindliches Zusammentreffen zu vermeiden wünschend, alles so geordnet hatte, daß für's Erste der Commandant ungeschädlich gemacht werde.

Zu jener Zeit gab's zwar noch keine Bajonnette, demungeachtet jedoch wurde der Kampf zwischen den Angreifenden und Angegriffenen binnen wenig Secunden einer der furchtbarsten, den man sich denken kann.

Nachdem Rafael den ersten seiner Angreifer niedergeschossen und einem zweiten einen furchtbaren Hieb über das Gesicht versetzte, entfernte er sich rasch, um die Besatzung zusammenzurufen.

Fenchel, dem Angriffe entsagend, hatte sich mit dem Rücken an die Mauer gelehnt und suchte bloß sich zu vertheidigen, was ihm bisher auch gelungen war. Flosvay, die Offiziere und Tzikucz stürzten auf den Commandanten zu, konnten ihn jedoch nicht erreichen, da seine Getreuen ihn wüthend vertheidigten.

Da ihre Schüsse im Dunkel der Nacht ohne Wirkung blieben, hieben sie mit ihren kurzen Säbeln auf Flosvay

und die beiden Offiziere ein, die ihrerseits mit ihren längeren Waffen die Hiebe doppelt zurückgaben.

Fenchel und Tzikucz trugen die weiße Uniform der Besatzung, und hatten wahrscheinlich diesem Umstande ihr Leben zu danken, da Eider's Leute nicht erkennen konnten, mit wie viel Segnern sie es zu thun hatten, und oft ihre eigenen Waffenbrüder im Dunklen für Feinde hielten.

Natürlich konnte dies Gemetzel nicht lange währen; nach kaum zehn Minuten stürzte Rafael mit dem gewonnenen Theile der Mannschaft herbei, die ohne einen Befehl Jlosvay's sich nicht hatte rühren wollen.

Fenchel blutete bereits aus zwei Wunden; der Offizier, der an Jlosvay's Seite kämpfte, stürzte von einem Schusse getroffen zusammen, als Eider, der bereits drei Mann verloren hatte, die ihm abtrünnig gewordene Mannschaft herbeistürzen sah.

»Im Namen des Kaisers, Ihr Aufwiegler und Empörer,« rief er in höchster Aufregung aus, »ergebt Euch, streckt die Waffen! Nehmt die Schurken gefangen, die Aufnahme in der Feste gesucht, und jetzt die Waffen gegen den Kaiser ergreifen!«

Seine Worte verhallten im lauten Waffenlärm.

In dem Augenblicke, wo Rafael herbeistürmte und die schweren Tritte der heraneilenden Mannschaft durch die Nacht hallten, zogen Eider's Leute, ihn umringend, sich ein wenig zurück. Hierdurch erhielten Fenchel und Tzikucz freiere Hand.

Obgleich durch großen Blutverlust geschwächt, fühlte Fenchel doch noch Kraft genug in sich, um, sobald er diesen

günstigen Umstand gewährte, mit tiefergleicher Raschheit an Sider's Seite zu springen, der mit Jlosvay kämpfte.

Ein Hieb, von Fenchel's kurzem Schwerte geführt, schlug ihm den Degen aus der Hand, und im nächsten Augenblicke von einem Stiche getroffen, von dem Niemand wußte, wer ihn gethan, stürzte der Commandant mit dem Rufe: »Es lebe der Kaiser!« rücklings zu Boden; seine Leute jedoch, von panischem Schrecken ergriffen, stäubten wie Spreu aus einander und entsagten jedem ferneren Widerstande. (²⁵)

Ein paar räderlose Kanonen, etwas Schießpulver und etwa hundert Stück Gewehre war alles, was sich in der Feste vorfand. Die Besatzung sammt ihren Offizieren schwor zu Rákóczi's Fahnen. (²⁶)

Jlosvay hatte keinen einzigen Mann verloren; denn auch die durch ihn ausgestellte Schildwache fand sich später, gebunden und geknebelt, in einem Verstecke des Hauptgebäudes vor.

Wie der Commandant der Verschwörung auf die Spur gekommen, kam nie an's Tageslicht.

* * *

Bei Tagesanbruch flatterten ungarische Fahnen auf den Mauern der Feste, und Jlosvay sandte einen Aufruf durch die ganze Gespanschaft, dem er Rákóczi's berühmtes Manifest beifügte.

Der Adel der Umgegend, der bisher von der feindlichen Besatzung der Feste Hufzt und von den Drohungen des eben so hochmüthigen, als alles was Ungar hieß tief hassenden Commandanten eingeschüchtert, nicht freie Hand gewinnen konnte, eilte nun plötzlich von allen Seiten herbei.

Es verfloß kein Tag, an welchem nicht ein paar Fähnlein in der Feste anlangten, oder schriftliche Erklärungen der Anschließung an die Sache Rákóczi's Ilosvay zugekommen wären.

Dieser sandte ein paar Tage nach der Einnahme der Feste die ganze gemischte Besatzung derselben, unter Rafael's und Fenchel's Führung, in Rákóczi's Lager, und versah sie mit neuer Mannschaft, aus den herbeiströmenden Fähnlein gebildet, unter dem Commando einiger muthigen und treugesinnten Männer.

So feurig war der Eifer in dieser größtentheils von Walachen und Ruthenen bewohnten Gespanschaft, daß Emerich Ilosvay, so wie später sein Bruder Balthasar, den Rákóczi später gleichfalls nach Huszt sandte, sich gezwungen sahen, die zum Dienste Untauglichen oder Waffenlosen zu Hunderten zurückzuweisen und zur Geduld zu ermahnen, bis die Reihe auch an sie kommen würde.

Jede offene revolutionäre Erhebung Ungars trug bisher diesen Stempel feuriger Begeisterung. Verschwörungen unter dem Schleier des Geheimnisses, versteckte Umtriebe, List und Betrug liegen jedoch durchaus nicht im Charakter der Bevölkerung. Fanden sie hier und da statt, so waren sie entweder so unbedeutend und ungeschickt angelegt, daß sie kaum diese Benennung verdienten; oder sie wurden durch die Bemühungen der Regierung selbst in's Leben gerufen, in deren Interesse es lag, die Mehrzahl jener Persönlichkeiten, die sie fürchtete, an einer Stelle zu versammeln und bei irgend einer ungesetlichen Berathung zu überraschen, um dann den in die Falle

Gelockten mit einem Wurfe die Schlinge über den Hals zu werfen.

Die sogenannten Verschwörungen der Zrinji und Martinovics gehören in diese Kategorie. Man wußte nicht nur um dieselben, sondern hatte sie sogar hervorgerufen — und der Zweck war erreicht; denn eine bedeutende Zahl der besten und edelsten Söhne des Vaterlandes verblutete unter dem Beile des Henkers.

S a g e r.

Während dies alles sich in Huszt zutrug, waren Brenkovic's, Vaszil und Ursza auf andere Weise beschäftigt. Wie bereits erwähnt, hatten die Heiduckenstädte, obgleich ihre Abgesandten häufig im Lager Rákóczi's erschienen, dennoch ihren massenhaften Anschluß bis auf den Zeitpunkt verschoben, wo es dem Fürsten gelingen würde, sich der Feste Kálló zu bemächtigen.

Nicht Furcht war es, was sie zu dieser Handlungsweise bestimmte, wohl aber kluge Berechnung.

Bei den Ungarn gehen jedem Beschlusse lange Berathungen voraus; dies liegt ihnen nun einmal im Blute. Es gibt keine Nation, die so ganz für das System der Volksrepräsentanz geboren wäre, wie die ungarische. Nur selten stürzt sie sich blind in Gefahr, und liebt es stets, ihrer Meinung Worte zu verleihen.

Die guten Heiducken behielten mit freudiger Aufregung den raschen Fortgang der Schilderhebung im Auge, und viele derselben dienten bereits unter Rákóczi's Fahnen;

allein demungeachtet wurden in Dorffschenken und Conventikeln noch ernste Berathungen gepflogen.

»Erst müssen sie der Festungen Herr werden,« hieß es bei diesen Zusammenkünften, »und hat der Fürst den Willen dazu, so wird's ihm auch gelingen. Bis dahin rühren wir uns nicht von der Stelle.«

Die Feste Kálló war eigentlich nicht viel mehr als eine kleine, mit vier Thürmen versehene Caserne. Ihr geräumiger Hof war von Gräben und Erdwällen umgeben, und erstere durch Regen und die natürliche Feuchtigkeit des Bodens mehr mit Schlamm als mit Wasser gefüllt; dennoch war es keine geringe Aufgabe, sie ohne Belagerungsgeschütz einzunehmen, besonders mit ungeübten Truppen.

Obgleich Rákóczi Brenkovic's und seine Getreuen mit geheimen Weisungen nach Kálló geschickt, wollte er aus diesem Grunde dennoch keinen offenen Angriff wagen. Allein er sandte die aus Dioszeg zu ihm gestoßenen Schaa-ren nach Kálló, wo sie unweit der Feste am Fuße einer Hügelreihe außer dem Bereiche der Kanonen ihr Lager aufschlugen. (*7)

Zu jener Zeit war die Begeisterung unter Rákóczi's Fahnen so groß, daß die Truppen sich kaum zügeln ließen. Eines Morgens, als aus der Feste ein Schuß gefallen war, griff, ehe die Offiziere sich dessen versahen, die ganze Mannschaft zu den Waffen, und ohne Ordnung oder regelrechten Plan bestürmten sie die Feste.

Mit allem, wessen sie habhaft werden konnten, mit Wagen, Holzschelten, Bettzeug, Hausgeräth, Dünger und Unrath füllten sie den Graben vor dem schweren, eisen-

beschlagenen Thore an, und alles dies geschah so schnell, die Einwohner des Städtchens Kálló boten so freudig hilfreiche Hand zur Errichtung dieser eigenthümlichen Brücke, daß diese, trotz der zahlreichen, innerhalb der Feste abgefeuerten Kanonenschüsse binnen einer kleinen halben Stunde gangbar war.

Indessen feuerten die Angreifenden nach Art ungeübter Truppen ihre Gewehre unaufhörlich ohne Ziel und Erfolg nach den Mauern der Feste ab. Die Offiziere, die auf ihren rasch aufgeäumten Rossen herbeieilten, suchten zwar einigermaßen Ordnung in den unvorhergesehenen Angriff zu bringen, allein alle ihre Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Kaum war die elastische Brücke zu Stande gebracht, so stürzte die Mannschaft in hellen Haufen mit solcher Macht gegen das Thor, daß man hätte glauben können, sie würden es mit den Gewehrkolben einschlagen. (*^s)

Demungeachtet glückte der Angriff nicht, das Thor widerstand dem Anlaufe; die aus der Feste kommenden Schüsse hingegen trafen mehr als einen der kühnen Angreifer.

Die Offiziere ließen zum Rückzuge blasen, doch erst bei einbrechender Nacht gelang es ihnen, die Mannschaft ins Lager zurückzuführen.

Brenkovicz war der Erste, welcher einsah, daß sich auf solche Weise die Feste nicht einnehmen ließ; deshalb hielt er in dem kleinen Stübchen, das er unweit der Feste im Hause eines Juden bewohnte, eine ernste Berathschlagung mit Urzsa und Baszil.

»Alles hängt davon ab,« sagte Ursza, »daß wir uns in die Feste schleichen können.«

»Das dünkt mir nicht so schwer,« meinte Baszil, »gar manche der Bewohner des Städtchens gehen ungehindert in der Beste aus und ein; erst gestern sah ich zwei Weiber mit Körben über die Zugbrücke gehen; und auch innerhalb des Grabens gibt's ein paar Häuser, deren Bewohner man nicht absperren kann. Ja selbst Flüchtlinge haben in der Beste Aufnahme gefunden.«

»Nun, und dann?« fragte Brenkovic's.

»Ist einer der Unseren einmal drinnen,« fuhr Baszil fort, »so braucht er nur des Nachts einen Strick von den Erdwällen herabzulassen; das Uebrige ist meine Sache.«

»Und wenn wir auch alle in der Feste sind?« fragte Brenkovic's weiter.

»Dann lassen wir die Besatzung über die Klinge springen,« entgegnete Baszil gleichmüthig.

»Vierzig Mann!« rief Brenkovic's aus.

»Weit leichter, als wenn es deren achtzig wären,« versetzte der Walache.

»Ubernes Geschwäg!« warf Ursza verächtlich hin; »wir wollen dann schon sehen, was sich thun läßt.«

»Ich liebe es nicht, mich auf dergleichen Handstreich zu verlassen,« bemerkte der Kundschafter; »deshalb hört, was ich beschlossen habe, und was geschehen muß.«

Ursza und Baszil verstummten augenblicklich, als empfänden sie, Brenkovic's gegenüber, noch immer jene ehrerbietige Scheu, die er ihnen einst als Vorgesetzter ein-

geflóht, und welche besonders Baszil, der in seiner Schule zum Manne herangereift, nie ganz abzulegen vermochte.

»Ihr, Ursza, wáhlt Euch aus den Walachen und Polen, aus denen die Mehrzahl unserer Leute besteht, und die sich zu allem bereit erklárt, ein paar entschlossene Bursche, und sucht mit deren Hilfe das alte, halbvermoderte Schindeldach des rechten Flügels in Brand zu stecken.«

»Dazu bedarf's keiner Hexerei,« láchelte Ursza, der aufmerksam den Worten des Kundschafters lauschte, »ein paar brennende Pfeile dürften's wohl zu Stande bringen.«

»Unter den Polen gibt's zum Glück noch ein paar alte, tüchtige Bogenschützen,« bemerkte Baszil.

»Steht ein Theil der Feste und ein paar der mit Stroh und Rohr gedeckten Häuser einmal in Flammen, so fehlt's uns nicht länger an Gelegenheit, in die Feste zu gelangen; denn im Stádtchen beginnt dann augenblicklich der Feuerlärm, das Volk löscht die Häuser und láßt die Feste brennen, aus der die Flüchtlinge leicht entkommen können. Ich kenne übrigens den Commandanten, und will versuchen, Einlaß zu erlangen. Habt Ihr wohl verstanden, was ich Euch gesagt?«

»Vollkommen,« entgegneten die beiden Gesellen.

Die drei Verbündeten gingen aus einander, und noch am selben Abende haben wir Gelegenheit ein Nachtbild zu betrachten, das noch kein heimischer Künstler verewigt hat; denn leider geschah von oben bisher noch gar wenig für die heimische Kunst, und doch fehlt es in unserer Geschichte nicht an Momenten, die des besten Pinsels würdig sind, und schön und großartig ist das Bild, das unser herrliches, gesegnetes Vaterland darbietet.

Es war Mitternacht, als der Commandant der Feste Kálló, ein alter, dickwänstiger deutscher Lieutenant, nicht wenig besorgt aus dem Bette humpelte, weil er eine seiner Fensterscheiben klirren gehört.

Seit Wochen schon hatte er sich nur wenig Ruhe gegönnt; denn so mächtig auch in den friedlichen Palästen Prags und Wiens dem Uebermuth der Kamm wuchs, eben so drückend lastete die Wucht der schweren Zeiten auf den Schultern der entschlossenen, nur Befehl und Pflicht kennenden und größtentheils von unerschütterlichem Muth befeelten Männer, welche die entlegenen Fäden des Gewebes der österreichischen Militär-Hierarchie bildeten.

Nicht selten befanden sich die wichtigsten Punkte, die Pfosten der Außenwerke, an welchen die Fäden des weiten Netzes befestigt waren, in den Händen irgend eines abgelebten Invaliden.

Zusammengeraffte Truppen, Lahme, Einarmige, halb Blinde, die Ueberbleibsel der aus dem Lande geführten Schaaren, die in fernen Zonen ihr Blut für das Kaiserhaus vergossen hatten, bildeten die ungenügenden Besatzungen.

Ehre diesen Männern! Sie kämpften für eine schlechte Sache und gaben dennoch gar oft das Beispiel der edelsten Treue und Aufopferung. Wenig Herrscherhäuser können sich so eifriger, entschlossener Vertheidiger erfreuen, für so geringen Ruhm und kargen Lohn.

Lieutenant Hager, der Befehlshaber der Feste Kálló, war einer jener Männer. Gott weiß, seit wie lange er schon dem Kaiserhause diente; seine ersten Kriegsjahre stan-

den nur noch gleich einem Traume vor seiner Seele; denn die Last von siebenzig Jahren ruhte bereits auf den treuen Schultern dieses einfachen, genügsamen Mannes, dessen Ansprüche so bescheiden waren. Seit dreißig Jahren schon war das Paradies, nach dem er sehnsüchtig strebte — die Hauptmannspension, ohne daß er sie erreichen konnte.

Man hatte den treuen Menschen zum Befehlshaber des besetzten Schlosses Kálló gemacht, das damals gleichsam als Grenzstein und Wegweiser, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, von nicht geringer Wichtigkeit war. Die Besatzung bestand aus etwa vierzig Mann: Deutsche, Böhmen, Mährer, Zigeuner und Walachen, bunt durcheinandergewürfelt. Der Jüngste derselben war über die Vierzig hinaus, der Älteste ein achtzigjähriger Invalide, einäugig und unaufhörlich betrunken.

Der greise Lieutenant und das kleine Häuflein seiner Untergebenen sahen sich plötzlich den Wogen eines rasch um sich greifenden Aufstandes preisgegeben, in diesem kleinen besetzten Neste, das ein Achtundvierzigpfünder durch und durchgeschossen haben würde wie einen Wogen Papier.

Sie blieben ohne Löhnung, und die zahllosen Befehle, die ihnen von weitentfernten Generalen zukamen, enthielten kein Wort des Trostes und der Ermunterung, keinen Schatten der Anerkennung.

Sie waren kurz und trocken, — Befehle, weiter nichts — mit einer Drohung als Anhang, falls ihnen nicht augenblicklich nachgekommen werden sollte.

Und dennoch verlor der wackere alte Offizier mit

seinem dicken Bauche und dem dünnen schneeweißen Haar, halb gelähmt und gichtbrüchig, wie er war, inmitten des wachsenden Aufstandes keinen Augenblick den Kopf. Er klagte nicht, erwartete keine Hilfe, sondern rechnete nach, für wie viele Schüsse die Munition ausreichte, und dachte: »Ist alles verschossen, so machen wir einen Ausfall, und dann hat die Komödie ein Ende.«

O Ihr Helden der bombastischen Siegesberichte, mit Orden und Bändern geschmückt! Ihr Excellenzen und großen Herren mit vollem Magen und vollen Börsen, — herunter mit den befiederten Hüten vor solch' einem Manne! — Es gibt dergleichen gar viele, deren Namen die Geschichte aufzuzeichnen vergessen, und die doch hundertmal größer waren als Ihr!

* * *

Ein brennender Pfeil war es, der des Lieutenants Fenster durchbrochen hatte, und dessen Späne vor sein Bett fielen.

»Oho!« rief der wackere Alte aus, während er rasch die Lederhosen und die Reiterstiefel anzog, und in den pfauenschweifigen Ueberrock fuhr. »Lumpengefindel, Diebe, Mordbrenner, Laufhänse! —«

Dies alles murmelte der alte Herr so ruhig vor sich hin und schnallte dabei den büffelledernen Riemen seines Säbels so würdevoll um den umfangreichen Leib, als wäre er statt in der finstern Kammer auf einem der hellen Plätze der Hauptstadt, im Angesichte von tausend Zuschauern. Als er eben den schwarzen, mit verblühtenen Worten benährten Dreimaster, mit einem Federschmucke gleich einer Barbierquaste versehen, auf's linke Ohr drückte, stolperte

der alte achtzigjährige Corporal Sebastian Fiedler, total betrunken und im furchtbarsten Negligée, zur Thür herein.

Der ganze Anzug des alten Exkürassiers bestand an einem Fuße aus einem zerrissenen Pantoffel, während den andern ein ungeheurer Reiterstiefel zierte; darüber, bis an die behaarten Schienbeine reichend, ein sogenanntes Commisshemd von höchst zweifelhafter Farbe, über welches er die Uniform ohne Halsbinde gezogen. Eine rothwollene Nachtmütze und ein schwerer Dragonersäbel, der ihm mit lautem Klirren nachschleppte, vervollständigten den kriegerischen Aufzug.

Damit dies malerische Costüm der Aufmerksamkeit des Lieutenants nicht entgehen möge, hielt er ein brennendes Talglicht in der Hand, während er, wie auf Eiern gehend, seine wankenden Schritte in's Gleichgewicht zu bringen suchte.

» Gnädiger Herr Lieutenant und Festungscommandant, « stotterte der Corporal mit rauher Stimme, » sie haben uns wieder angegriffen und beschossen uns mit glühenden Kugeln. Wenigstens zweimalhunderttausend Ungarn, Millionen und Millionen stehen vor der Feste! Die ganze Gegend wimmelt von ihnen — schwarz — schwarz — wie — wie — mein Stiefel! « hier stolperte er und hätte das Talglicht fast dem Commandanten in's Gesicht geworfen.

» Fiedler, « schrie dieser ihm zornig zu, » die Nacht ist schwarz, nicht der Feind, und Er hat wieder einmal die Strohdächer für Elephanten angesehen. Ruf Er mir rasch die Mannschaft zusammen, ich komme gleich hinunter;

bis dahin mögen sie schießen, so viel sie wollen; gestern hat's den ganzen Tag geregnet, die Dächer sind naß — da brennt's nicht so geschwind.«

»Sehr wohl,« entgegnete der Corporal ernst, die breite Hand an die Schlafmütze legend und kunstverständig auf der Ferse rechtsüm machend, nachdem er dem Lieutenant das Licht gegeben.

»He, Fiedler, nicht so rasch — halt! — Hol' mich Dieser und Jener! — Kreuzbataillon!« schrie der Hauptmann ihm nach.

Fiedler blieb stehen und machte rechtsümkehrt gegen den Lieutenant, der die Kerze indessen in eine Flasche gesteckt.

»Laß' Er gleich Alarm trommeln, und ziehe Er sich dann ordentlich an — Er sieht ja aus wie Lucifers Gehälfte — Er hat wieder einmal zu tief in's Glas geguckt, nicht wahr? — Mar — r — r — sch!«

Fiedler machte abermals eine Pirouette — allein diesmal mit weniger Erfolg und kriegerischer Haltung; denn der Impuls, den er sich gab, war so heftig, daß er statt einer halben eine ganze Tour machte, und mit dem Lieutenant zusammenstieß.

»Kreuzsackerment! — Marsch! — oder ich will ihm helfen, altes Weinsap!« rief dieser sich die Nase reibend.

Indessen fielen draußen die brennenden Pfeile immer dichter, und die Häuser am Festungsgraben standen bereits in so hellen Flammen, daß der Commandant, als er den Hof betrat, diesen glänzend beleuchtet fand.

Indessen wurde im Städtchen die Lärmglocke gezogen, und das Volk stürzte von allen Seiten herbei.

Binnen wenig Augenblicken war die Besatzung auf den Beinen, Jedermann, wie er aus dem Bette gesprungen, und so bot die Mannschaft im Ganzen, vom Feuer hell beleuchtet, einen ganz absonderlichen Anblick dar.

»Gott im Himmel, verlaß' uns nicht!« schrienen ein paar der Bewohner der Feste und der dahin Geflüchteten, »das Dach steht in Flammen!«

»Laßt es brennen,« entgegnete der Lieutenant, »der Schaden ist nicht groß, und geht Euch's allzusehr an's Herz, Ihr Herren, so gießt Wasser d'rauf — da löscht's schon aus.«

Als die Bewohner des Städtchens sahen, daß es Feuer gab und keinen Angriff, wie sie geglaubt, drängten sie sich so nahe als möglich an die Feste, und bald brachten einige der Eifrigeren Wasserfässer auf ihren Wagen herbei.

Kaum wußte Lieutenant Hager wie viel's geschlagen, so traf er rasch seine Anordnungen. Er stellte Schildwachen auf die Erdwälle und andere, trotz des brennenden Daches, an die Fenster des Gebäudes, denn die Gewölbe waren so fest, daß er deren Einsturz nicht befürchtete.

»Will sich Euch Jemand nahen, so schießt ihn nieder,« so lautete der Befehl an seine Leute.

Kaum waren die Wachen auf ihren Posten, so erhob sich außerhalb der Feste wilder Lärm, und man hörte ein paar Stimmen deutlich schreien:

»Vorwärts, vorwärts! wir haben Wasser genug! herunter mit der Zugbrücke, die ganze Stadt geht in Flammen auf, wenn der Wind die brennenden Schindeln herunterweht.«

Als man dem Commandanten, der seit fünfzehn Jahren in Ungarn war, aber, ein paar derbe Flüche ausgenommen, kein Wort ungarisch verstand, erklärt hatte, was die Leute wollten, rief er aus:

»Teremtente — batta! —« und fuhr dann deutsch fort: »Kein Einziger darf mir in die Feste! Ich kenne Euch recht gut, Ihr Spitzbuben; Ihr wollt mir nur die hasenfüßigen Kuruczen über den Hals bringen!« Als er diese Worte energisch hervorgestoßen, und ein paar unter der Menge befindliche Juden dem großen Haufen verdolmetscht hatten, wie viel es im Schlosse geschlagen, begann das Volk zu murren, und der Lärm ward immer größer.

»Ich will mit dem Herrn Hauptmann reden!« ertönte plötzlich eine kräftige, metallreiche Stimme.

»Hört, hört, hört!« schrie die Menge; »löscht die Häuser! Laßt die Feste brennen, wenn sie's nicht anders haben wollen!«

»Stille da!« rief die Stimme wieder, »laßt mich zu Worte kommen. Herr Lieutenant, ich bin es, der Euch voriges Jahr den Befehl von General Klöfel'sberg gebracht.«

Der Mann, dem diese Stimme angehörte, bediente sich der deutschen Sprache, und da die Volksmenge sich größtentheils nach den brennenden Häusern drängte, ward es dem Commandanten möglich, ihn zu verstehen.

Augenblicklich humpelte er, ungeachtet seines schlechten Pedales, die Treppe hinan, und oben ein Fenster öffnend, schrie er durch dasselbe hinab:

»Hier kommt mir Niemand herein; ich kenne Dich nicht! Aber wer Du auch sein magst, bin ich doch nicht albern genug, die Thore öffnen zu lassen, wenn der Feind

kaum einen Steinwurf weit vor denselben steht. Ist das Volk dem Kaiser treu gesinnt, so mag es den Plunder, den sie in den Schloßgraben geworfen, wegräumen; geschieht dies nicht, und gebt Ihr nicht augenblicklich allesamt Fersengeld, so laß ich unter Euch schießen.«

»Herr Hauptmann,« ertönte nochmals dieselbe Stimme, »ich bin's, dem Ihr voriges Jahr einen Brief an eure Schwester, die Schenkwirthin auf der Jägerzeile, mitgegeben — ich bin abermals an Euch abgeschickt, und bringe neue Befehle.«

»Ich glaube Dir kein Wort, Galgenschwengel; pack Dich zum Teufel!« schrie der Hauptmann; »und trollt sich das Volk nicht augenblicklich nach Hause, so will ich ihm Beine machen.«

»Ach wai! wai geschrien!« tönte es unten aus dem Munde der Juden, die den Hauptmann verstanden, und von panischem Schrecken ergriffen sich aus dem Staube zu machen begannen, »sie schießen — sie schießen — kommt — lauft, was Ihr laufen könnt!«

Dies Geschrei der tapferen Kinder Israels und ihre rasche Flucht machte auch die Uebrigen stutzen, und die Volkshaufen liefen eilig aus einander, ein Theil nach den naheliegenden und bereits brennenden Häusern, der andere hierhin und dorthin, wie der Zufall es eben wollte.

»Jetzt bin ich allein!« rief auf's Neue jener Mensch, den wir für einen Spion halten müssen.

»Und wirßt dennoch draußen bleiben!« Mit diesen Worten schloß der Hauptmann das Gespräch und schlug das Fenster zu, das kaum größer war als eine Schießscharte.

Als der Mann draußen sah, daß sein Plan vereitelt war, verließ er unwillig den Platz vor dem Thore und begab sich an die entgegengesetzte Seite der Feste, wohin das Licht des Feuers nicht dringen konnte, obgleich dichte Rauchsäulen die vernachlässigten und ziemlich baufälligen Mauern umwirbelten.

Indessen waren die Flammen an mehreren Stellen des alten Schindeldaches ausgebrochen, allein so gut es gehen wollte, theils durch die Besatzung, theils durch die in's Schloß Geflüchteten gelöscht worden; und da das Dach, wie bereits erwähnt, vom Regen noch feucht war, griff das Feuer nicht rasch um sich.

Der Spion — wir wollen bei dieser Benennung bleiben — der Spion schritt an der dunklen Seite der Feste dahin, als ein paar Männer, vorsichtig eine lange und ziemlich dicke Stange schleppend und sich stets am Rande des Grabens haltend, ihm entgegenkamen.

Im tiefen Dunkel nahm er sie erst wahr, als der erste derselben mit ihm zusammenstieß.

»Wer bist Du?« rief der Spion.

»Seid Ihr es, Brenkovic's?« lautete die Antwort. Die Stimme war jene Baszil's. »Wir sind es, ich und Ursza.«

»Wir können nicht in die Feste gelangen,« sagte Brenkovic's, »der Teufel sitzt in dem Lieutenant, mir dünkt der Teufel der Angst; wir müssen's daher auf andere Weise versuchen. Was wollt Ihr denn mit der Stange da, die Ihr so mühsam schleppt?«

»Was wir wollen?« sagte Baszil, langsam weiter-schreitend, während Brenkovic's, der noch nicht im Reinen

darüber war, was er nun beginnen sollte, ihm nachdenkend folgte.

»Was wir wollen?« wiederholte der Walache, während Ursza, der das andere Ende hielt, an dem flüsternd geführten Gespräche keinen Theil nehmen konnte. »Ich will's Euch sagen, Herr. An der linken Ecke der Bastei befindet sich eine Oeffnung, wahrscheinlich um das schmutzige Wasser herauszugießen. Der Festungsgraben ist nicht breit, die Stange reicht hinüber — ich hab mir's gestern, so lange es noch hell war, mit den Augen ausgemessen; gelingt es uns, den Baumstamm hier fest hinüberzulegen, so wollen wir, Vater Ursza und ich, den Versuch wagen, uns in den Schloßhof zu stehlen.«

Wäre dies Wagniß an anderer Stelle und von anderen Menschen in Vorschlag gebracht worden, so würde es wohl bloß lautes Lachen erregt haben; allein die Männer, mit denen wir es hier zu thun haben, hielten selbst die tollkühnsten Gedanken für ausführbar, und daher kam es Brenkovic's gar nicht in den Sinn, sich über das Gesagte zu wundern.

»Gut,« entgegnete er ruhig, »versucht euer Glück, und gelingt die Sache, so gebt mir ein Zeichen, damit ich Euch folgen kann.«

Vaszil, der nichts natürlicher fand als Brenkovic's Billigung seines Vorhabens, und nichts einfacher, als auf einer runden Stange über den breiten Graben und durch ein enges Loch zu gelangen, schritt eilig weiter und blieb dann plötzlich stehen.

»Wir sind zur Stelle — dort gegenüber ist die Oeffnung — wir können uns nicht täuschen.«

»Nur rasch,« drängte Brenkovic's, »lassen wir uns keine Zeit darüber nachzudenken, was wir beginnen wollen, wenn wir im Schloßhose sind.«

Baszil und Urza ließen die Stange auf die Erde gleiten, und die drei tollkühnen Männer standen dicht beisammen.

»Baszil,« sagte Brenkovic's, den jezigen Rang seines fecken Genossen vergessend, »Du weißt, wo die Oeffnung sich befindet; richte das eine Ende der Stange dahin, wir beide halten indessen das andere, damit es nicht ins Wasser schlägt, und stoßen sie vorwärts.«

Die Stange, die nichts Anderes war, als ein langer junger Fichtenstamm, dessen Seiten die Axt des Zimmermanns noch nicht berührt, und die wahrscheinlich zum Dachstuhl irgend eines Gebäudes dienen sollte, war von Baszil und Urza auf einem Bauplaze gefunden worden.

Das Volk war auf der andern Seite mit dem Löschen der Häuser beschäftigt; die Besatzung hingegen einsehend, daß es ihr bei dem sich erhebenden Winde, der brennendes Stroh und Rohr nach allen Seiten trug, unmöglich werden mußte, das Feuer zu bewältigen, entschloß sich, das Dach des Schlosses herabzureißen, was keine leichte Aufgabe war und alle Hände in Anspruch nahm.

Der kleine Schloßhof war so sehr von Rauch erfüllt und mit brennenden Schindeln übersät, daß die Energie eines so eisenfesten Befehlshabers wie Hager dazu gehörte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Doch kehren wir zu Brenkovic's und seinen Genossen zurück.

Baszil hatte die Stange auf gut-Glück nach der Oeff-

nung im Walle gerichtet, da der Rauch ihm zu sehen verhinderte; Ursza und Brenkovic's hingegen drückten mit ihrer ganzen Kraft das andere Ende derselben nieder und stießen sie vorwärts.

»Nur langsam,« sagte Baszil; »wäre das verdammte Spüllicht im Graben nicht gar so tief, so spränge ich hinein; aber es hat mehr als zwei Manneshöhen, — wir haben es mit Ursza gemessen. Indes gleichviel, wir wollen deshalb das verwünschte Loch schon finden. Hebt das Ende der Stange ein wenig empor, Herr, damit wir sehen, ob da andere schon drüben am Gesims ist. — Halt!« unterbrach er sich plötzlich; »es hat an die Mauer geschlagen. Drückt das andere nur rasch wieder nieder, damit die Stange sich hebe — so — jetzt ein bißchen rechts.« — — Nach diesen Worten verstummte Baszil, was ihm nicht wenig Selbstverläugnung kostete, denn da er ein Walache war, vermochte er nichts ohne einen Wortschwall zu Stande zu bringen. Doch schwiegen die drei Männer auch, so arbeiteten sie doch mit solchem Eifer, daß ihnen der Schweiß von der Stirne floß.

»Jetzt haben wir's,« rief Baszil plötzlich aus; »so, nun noch ein wenig vorwärts geschoben, wenn's möglich ist — noch ein bißchen — ah! — nun, mein ich, wird's wohl Einen nach dem Andern tragen.«

»Vorwärts!« gebot Brenkovic's; »steht die Sache schlecht, so kehrt Du augenblicklich zurück, geht's gut, so thut einen Pfiff.«

Nachdem die Stange über den Graben gelegt war, und deren dünneres Ende ziemlich sicher auf dem Sims der Maueröffnung ruhte, erhob Baszil sich vom Boden, wo

alle Drei auf den Knien liegend gearbeitet hatten, und sich betastend murmelte er: »Zwei kleine Pistolen und ein Messer, das genügt — alles ist in Ordnung.« Dann fuhr er, an seine beiden Gefährten gewendet, lebhaft fort: »Drückt die Stange so fest als möglich nieder, damit sie sich nicht drehe. Aber vielleicht wär's besser, wenn Ihr zuerst den Uebergang wagtet, Brenkovicz; Ihr seid der Leichteste unter uns Dreien.«

»Sprich nicht so viel, die Zeit verstreicht!« rief ihm Brenkovicz ärgerlich zu — und ohne weiter ein Wort zu verlieren, legte Baszil sich auf die Stange, ungefähr wie Jemand, der einen glatten Maibaum erklettern will und ihn mit Armen und Beinen umklammert.

Mit der Gelenkigkeit des Affen und der Sicherheit des Bären schob Baszil sich an der Stange hin. Wer nie ein ähnliches Wagniß gesehen, dem würde es unglaublich dünken, mit welcher Schnelligkeit er dies schwere Kunststück vollbrachte.

Obgleich Brenkovicz und Ursza ihre ganze Kraft aufboten, um die Stange festzuhalten, drehte sie sich dennoch fortwährend um sich selbst; allein dies verschlug dem fecken Walachen nur wenig.

Auch das beachtete er nicht, daß der schwanke Baumstamm sich unter seinem Gewichte bog; kein Laut entschlüpfte seinen Lippen, und die Finsterniß war, vom dichten Rauche gemehrt, fast undurchdringlich. Baszil war kaum halb über dem Graben und seine Gefährten konnten ihn bereits nicht mehr sehen.

Brenkovicz und Ursza fühlten trotz aller Tollkühnheit ihre Herzen rascher schlagen, und hielten den Athem

an, bis sie etwa nach fünf peinlichen Minuten einen scharfen Pfiff vernahmen.

»Alles geht gut!« sagte Brenkovicz, tiefaufathmend; »jetzt halte die Stange tüchtig nieder, Alter, die Reihe ist an mir.«

»Und wie soll denn ich dann hinüberkommen, wenn Niemand da ist, der die Stange hält?« fragte Ursza.

»Wir halten sie drüben zu Zweien,« entgegnete der Kundschafter, und im nächsten Augenblicke war er schon auf der Stange und noch rascher als Baszil drüben an der ekelhaften Oeffnung. Da die Stange an beiden Enden gehalten wurde, hatte er leichteres Spiel, allein gleichviel, er war drüben, das war die Hauptsache.

Als der zweite Pfiff die Luft durchschnitt, murrte Ursza verdrießlich: »Ich bin der Älteste, und dennoch bleibt mir der schwerste Tanz. Si, laß gut sein, Alter,« er-muthigte er sich dann, »ein kaltes Bad bringt Dich noch nicht ins Grab. Ich will's aber klüger anfangen als die beiden Anderen, und die Last zwischen dem Wasser und der Stange theilen.«

Mit diesen Worten begann der alte Zigeuner seinen Uebergang auf andere Weise als seine Vorgänger; statt nämlich die runde Stange mit Händen und Beinen zu umklammern, schlang er nur den Arm um dieselbe und ließ sich in den grünlichen Schlamm des Schloßgrabens nieder. Auf diese Weise gelangte er, halb vom Wasser getragen, weit leichter und rascher zu seinen Genossen, als diese vermuthet hatten, allein in einem Zustande, der seine Nähe keineswegs wünschenswerth machte.

»Hier bin auch ich!« dies waren seine ersten Worte,

als er, sich durch die enge Maueröffnung zwängend, auf dem Schloßhofs bei seinen beiden Gefährten anlangte, die der Eingang, den sie gewählt, fast so hübsch hergerichtet hatte, als ihn selbst.

In dem dichten Qualme, der die Luft anfüllte, nahm Niemand ihre Gegenwart wahr; allein dennoch hielten sie es nicht für räthlich, lange an diesem offenen Plage zu verweilen, und sich vorsichtig dem Hauptgebäude zuzuschleichend, erblickten sie eine offene Thür.

»Hier sehe ich eine Thür,« flüsterte Brenkovic; »alles hängt davon ab, daß wir uns so bald als möglich unter die jetzt völlig kopflose Mannschaft mengen. — Wir nach!« Hiermit stahl er sich, von seinen Genossen gefolgt, in die halboffene Thür, die in irgend eine Kammer führte.

Hier angelangt schlug Brenkovic's Feuer an, und die Funken, die der Stahl dem Steine entlockte, ließen eine zweite Thür erkennen, die blos mit einem hölzernen Riegel verschlossen war.

Die drei tollkühnen Abenteurer untersuchten jetzt, sich betastend, ihre Waffen. Brenkovic's hatte außer seinen zwei Pistolen einen krummen türkischen Dolch bei sich, den er mit staunenswerther Geschicklichkeit zu handhaben wußte. Urza besaß gleichfalls ein paar Pistolen, die seine Lederjacke vor dem Raswerden bewahrt hatte, und ein kurzer eiserner Streitkolben, sein eigenes Meisterwerk, hing ihm an einem Riemen über der Schulter. Waszil's Arsenal kennen wir bereits.

Wir können nicht umhin zu gestehen, daß der gesammte Waffenvorrath nicht gerade zum Ueberrumpeln einer Feste geeignet war, allein Tollkühnheit und Ueber-

raschung sind bei ähnlichen Gelegenheiten stets die wirksamsten Waffen, dies dürfen wir nicht vergessen; die Weltgeschichte bietet uns ja tausend und aber tausend diesem Wagnisse ähnliche Beispiele der unwahrscheinlichen und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, unmöglichen Möglichkeiten dar.

Die Flibustier und Bufanier fielen nicht selten zu dreien oder viereen eine ganze Schiffsmannschaft auf deren eigenem Schiffe an, und ihre einzige Waffe war ein kurzer Dolch.

Die Unerfrohenheit, mit welcher die Angreifenden sich plötzlich dort befinden, wo man ihre Nähe nicht im Entferntesten ahnen konnte, läßt den panischen Schrecken begreiflich finden, den sie gewöhnlich bei den unerwartet Ueberfallenen hervorruft.

Niemals wird eine Truppenabtheilung oder Festungsbefagung es für wahrscheinlich oder glaubwürdig halten, daß ein paar Männer solcher Tollkühnheit fähig sind. Ihr erster Gedanke ist daher stets: Das sind nur die Vorläufer, die Uebrigen kommen nach! wenn sie diese Uebrigen auch weder sehen noch hören. Noch leichter gelingt ein ähnliches Wagniß, wenn es des Nachts in tiefer Finsterniß oder während irgend eines außergewöhnlichen Ereignisses, das alles in Verwirrung bringt, stattfindet.

Um unsere Behauptung durch eine ganz naheliegende Thatsache zu unterstützen, brauchen wir nur zu erwähnen, wie oft es ein paar entschlossenen Straßenräubern gelang, ganze Wagenzüge auszurauben, besonders in der Nähe von Waldungen, einzig und allein, weil die Angegriffenen

glauben, daß noch mehr Räuber in der Nähe versteckt sind, und daher keinen Widerstand zu leisten wagen.

So viel ist gewiß, daß die drei Männer, als sie hier beisammen in der dunklen Kammer standen, von nichts Geringerem träumten, als die Feste Kálló einzunehmen und die Besatzung niederzuzuegeln.

Sie hielten eine kurze Berathung, deren Ergebnis wir bald auf dem Felde der That erfahren werden.

Sobald sie sich wieder gleichsam auf dem Kampfplatze befanden, nahm Brenkovic's seine gewohnte Stellung ein, und ertheilte den Uebrigen seine Befehle.

Raschheit, kühnes Auftreten, Bemühen jedes Augenblickes, das war ungefähr der Inhalt der kurzen Weisungen; dann traten sie durch die früher erwähnte Thür und befanden sich in einer geräumigen Küche, auf deren Herde das Feuer noch unter der Asche glimmte.

Kaum hatten sie die Mitte derselben erreicht, so stürzte eine Magd aus einer gegenüber befindlichen Thür und schrie, sich die Hände vor die Augen haltend: »Ach! — ich erstickte — ich werde blind! Der ganze Hof ist voll Rauch und Qualm! Ha! — wer ist hier?« freischte sie plötzlich auf, zu ihrer nicht geringen Ueberraschung drei fremde Männer dicht vor sich erblickend.

»Soll ich sie niederstechen?« fragte Baszil flüsternd.

»Weshalb?« entgegnete Brenkovic's, und dem Mädchen näher tretend, das augenscheinlich zu der zahlreichen Gilde der Küchenmägde gehörte, fragte er rasch: »Wo brennt's am ärgsten, mein schönes Kind? Wir wollen löschen, und kommen, um Wasser zu holen; gib uns nur rasch die Eimer.«

Die schön genannte Vogelscheuche rieb sich die Augen und entgegnete nun ganz beruhigt: »Geht nur hinauf in's obere Stockwerk; alle Welt ist dort. Eimer könnt Ihr nicht bekommen, wenn Ihr nicht etwa das Spüllichfaß mitnehmen wollt; sie haben schon alle fortgeschleppt.«

Hiermit verließen die drei Abenteurer ohne weitere Verständigungen die Küche, die geräucherte Küchenjungfrau, die sie wahrscheinlich für helfen wollende Flüchtlinge hielt, sich selbst überlassend.

Rákóczi's Schaaren standen indessen zum Angriffe bereit für den Fall, wo die Besatzung sich zum Oeffnen des Thores bewegen ließ; allein sie rührten sich nicht von der Stelle, und harrten hinter den Sandhügeln günstiger Nachrichten. (50)

Lieutenant Hager jedoch vertraute der Tiefe des Schloßgrabens, der Festigkeit des eisenbeschlagenen Thores, und dachte gar nicht daran, sich durch die kanonenlosen Festungstürmer einschüchtern zu lassen; deshalb hatte er die ganze Mannschaft, die ausgestellten Schildwachen allein ausgenommen, auf das Dach commandirt, dessen einer Theil bereits herabgerissen war, als Brenkovic's in das brennende Mauernest gelangte.

Der Austritt, welcher jetzt stattfand, bedarf lebhafter Einbildungskraft, denn alles war überstürzt, und die Begebenheiten folgten mit athemloser Schnelligkeit auf einander.

Auf der Treppe gingen Diejenigen auf und ab, welche die halbverkohlten Trümmer des Daches löschten, Soldaten und Bürgerliche durcheinandergemengt.

Plötzlich langten Brenkovic's und seine Genossen aus der Küche tretend durch einen langen Gang am Fuße der Treppe an, wo alles Lärm und Verwirrung war.

Wer dachte in diesem Augenblicke und in dem zweifelhaften Halbdunkel daran, daß die drei Männer Feinde sein könnten? wer würdigte ihre Züge eines Blickes, oder fragte sie woher sie kommen und was sie wollen? — Jedermann glaubte, daß sie in die Feste gehörten, oder glaubte gar nichts, weil man sie nicht bemerkte.

Jetzt begannen die Drei die Treppe hinauzusteigen; ein dicker Mann, den Wassereimer in der Hand, kam ihnen entgegen, ihm nach ein Soldat in weißer Uniform.

Als letzterer an Brenkovic's vorübereilte, ertönte ein kurzer Schrei, und der Soldat rollte leblos die Treppe hinab.

»Wahrhaftig, er hätte mich bald die Treppe hinuntergestoßen,« rief ärgerlich, ein paar Stufen überspringend, der Dicke; »sie sind alle betrunken, so viel es deren gibt!« und gleichmüthig setzte er seinen Weg fort.

Abermals kamen ein paar Soldaten den drei Männern entgegen; — zwei rasche Stiche, wir wissen nicht durch wen geführt, und alles war gesagt; einer der Soldaten stürzte links, der andere rechts die Treppe hinab.

Wer in bürgerlicher Tracht war, dem fügten die drei Abenteurer kein Leid zu.

Bis hierher war das Glück den Kühnen günstig gewesen, was sich dadurch erklären läßt, daß sie bis zum ersten Stockwerke nur Wenigen begegneten, und alle Räume von dichtem Qualm erfüllt waren.

Daß Brenkovic's und seine Gefährten gute Schützen

waren, und lange Uebung jeden ihrer Schüsse sicher machte, brauchen wir kaum zu erwähnen; mit geringerer Geschicklichkeit hätten sie nicht das sein können, was sie waren. Ueberdies war das Ziel, das sich ihnen hier darbot, wenn sie sich ihrer Pistolen bedienen wollten, ein sicheres, und selbst im Halbdunkel zu erkennen: die weiße Uniform der Besatzungsmannschaft.

Als sie den breiten, gewölbten Corridor des oberen Stockwerkes erreicht hatten, kamen ihnen schon Mehrere entgegen, alle über Hals und Kopf der Treppe zueilend; und so viele weiße Uniformen sich unter denselben befanden, eben so viele stürzten nach einem raschen, sicheren Dolchstoße vorwärts oder rücklings zu Boden, während die neben ihnen Dahinrennenden glaubten, sie seien gestolpert, den ausgestoßenen Schrei jedoch dem durch den Fall verursachten Schmerze zuschrieben.

Wenn wir bedenken, daß die den raucherfüllten Corridor Durcheilenden größtentheils Flüchtlinge waren, so daß auf drei, vier Bürgerliche kaum ein Soldat der Besatzung kam, und wenn wir noch hinzufügen, daß dies alles blitzschnell und unter immerwährendem Vorwärtsschreiten der drei Abenteurer geschah, dürfen wir durchaus nicht an der Möglichkeit des Vorgefallenen zweifeln.

Jetzt aber hatten die drei Männer bereits den Bodenraum erreicht, wo die Mehrzahl der Besatzung damit beschäftigt war, die Schindeln und Balken vom Dachstuhl zu schlagen, während andere die auf das Gewölbe fallenden glühenden Späne löschten.

Trotz der erstickenden Hitze hatte Hager hier Posto gefaßt: an einer Stelle, wo das Dach bereits abgebrochen

war, und der dunkle Nachthimmel sich gleich einem Trauerbaldachin über seinem Haupte wölbte.

Das Auge des wackern Lieutenants hing unverwandt an den Arbeitenden, während er ihnen Muth einsprach und sie zur Ausdauer ermunterte; wie hätte es ihm auch nur im Traume einfallen können, daß drei vereinzelte Männer es wagen würden, ihn in seinen eigenen Mauern anzugreifen?

Plötzlich ertönte ein so lauter Schrei, daß man hätte glauben können, daß wenigstens zehn Kehlen ihn ausgestoßen, und eine Kugel sauste an seinem Ohre vorbei.

»Drauf! Drauf!« schrien Baszil, Urzja und Brenkovic. »Uns nach! die Feste ist in unseren Händen, das Thor erbrochen! Der Schloßhof von den Unfern angefüllt! Es lebe Kákóczi!«

Während dies Geschrei ertönte, knallte ein zweiter Schuß, unmittelbar darauf noch drei andere, und fünf von Hager's Leuten sanken getroffen zusammen.

Die Uebrigen ließen von der Arbeit ab und stürzten, da sie nicht begreifen konnten, was geschehen war, haufenweise der Treppe zu, wo sie mit den Bürgerlichen zusammenstießen, von welchen jeder der Erste sein wollte, der seine Haut vor den gefürchteten Kuruczen in Sicherheit brachte; da sie nicht ohne Grund besorgten, die Eile, mit der sie sich in eine von den Deutschen besetzte Feste geflüchtet, dürfte ihnen bei Kákóczi's Leuten nicht eben als Empfehlungsbrief dienen.

Der Lärm und die Verwirrung waren unbeschreiblich. Hager selbst, so wie kein einziger seiner Leute, zweifelte

auch nur einen Augenblick daran, daß die Feste eingenommen sei.

Jetzt erklang des Kundschafters mächtige Stimme, den Lärm und das Gestampfe der Flüchtigen über-tönend :

»Jedermann höre, was ich zu sagen habe: wer einen Labancz (deutschen Soldaten) gefangen nimmt oder niedersticht, bekömmt einen Ducaten als Belohnung; wer uns beisteht und mit uns hält, wer er auch sein mag, dem soll kein Haar gekrümmt werden!«

Raum waren zehn Minuten nach dieser bündigen und verständlichen Auredede verflossen, und der Austritt hatte sich vollkommen umgestaltet.

Alle Stadtbewohner und Flüchtlinge, die sich in der Feste befanden, dachten nicht mehr daran, das Dach her-abzureißen, oder das Feuer zu löschen; sie stürzten sich auf die fliehende Besatzung und entwaffneten sie nach kurzem, doch heftigem Kampfe, was um so leichter war, da die Soldaten nur das kurze Schwert an der Seite trugen.

Wenigstens zehn der Angreifenden, und unter diesen Brenkovic's und seine Gefährten, griffen den Comman-danten an.

Als dieser sah, oder besser gesagt wähnte, daß die Feste, auf ihm unbegreifliche Weise, dem Feinde in die Hände gefallen, war er augenblicklich mit seinem Entschluß im Reinen. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Feuer-mauer, zog sein mächtiges Schwert, und da Brenkovic's seinen letzten Schuß, den er bei ähnlichen Gelegenheiten immer für sich selbst aufzusparen pflegte, nicht opfern wollte, gelang es dem alten dicken Manne, sich mit der Kraft der

Verzweiflung zu vertheidigen, und mehr als einem seiner Angreifer arg mitzuspielen.

An seiner Seite focht der alte Fiedler und ein fünfzigjähriger raizischer Wachtmeister, die ihren Vorgesetzten schützen oder mit ihm sterben wollten.

Indessen brachte die entwaffnete Besatzung Rákóczi ein donnerndes Lebehoch. ⁽⁵¹⁾

Es dauerte lange, ehe es gelang, den Hauptmann zu bewältigen und ihm den Säbel aus der Faust zu ringen, den er so fest hielt, daß ihm im Kampfe das Handgelenk ausgerenkt wurde. — Endlich lag er am Boden und fünf oder sechs seiner Angreifer auf ihm, die den alten Mann mit den Fäusten bearbeiteten.

Er hatte sein Leben dem Umstande zu danken, daß nur Brenkovicz, Waszil und Ursza mit Waffen versehen waren, und diese wollten den wackeren Alten als Siegeszeichen lebendig in Rákóczi's Lager bringen.

Den Wachtmeister streckte Ursza's kurzer Streitkolben zu Boden; allein er kam später wieder zu sich, und in der Verwirrung gelang es ihm aus der Feste zu entkommen. Fiedler, dessen Beine ihn ohnedies kaum zu tragen vermochten, verlor ziemlich rasch das Gleichgewicht, und stürzte im Fallen auf einen Juden, den er mit sich zu Boden riß, und unter unausgesetztem Peroriren unbarmherzig durchbläute.

Allein was geschah mit Waszil?

Kaum sah er, daß die in die Feste Geflüchteten sich größtentheils den Angreifern angeschlossen, so rief er ihnen zu: »Mir nach, wir wollen dem Fürsten entgegengehen.

«Es lebe Kákóczi!» Hiemit stürzte er aus dem Gebäude und eine nicht geringe Zahl der Flüchtlinge ihm nach.

Der Hof war von Rauch erfüllt, Jedermann hatte den Kopf verloren, nur das wußte man, oder glaubte es zu wissen, daß die Kuruczen in der Feste seien.

Wie sie dahin gekommen? Wie es kam, daß das Thor verschlossen oder offen war? Darüber nachzudenken fiel in diesem Augenblicke der Aufregung und des Schreckens Niemand ein. Bazsil eilte in den Schloßhof, um das Thor zu erblicken, und war daher nicht wenig überrascht, als er es offen, die Zugbrücke herabgelassen und mit aus der Feste Eilenden angefüllt fand.

Wahrscheinlich hatten es die zuerst die Flucht Ergreifenden geöffnet oder erbrochen.

Jene Bogenschützen jedoch, die das Schloß mit brennenden Pfeilen beschossen hatten, waren, sobald sie das Thor sich öffnen und die Zugbrücke herabfallen sahen, aus ihren Verstecken ins Lager zurückgeeilt, um diese Nachricht zu verkünden.

Der Anführer der Belagerungstruppen, wähnend, daß das Thor des Brandes wegen geöffnet worden sei, und die Besatzung entweder die Flucht ergreifen oder einen Ausfall wagen wolle, ließ zum Angriff blasen, und eilte mit seinen Truppen nach der Feste.

Auf diese aus Wunderbare grenzende Weise gerieth die Feste Kálló in Kákóczi's Hände.

Von der Besatzung fehlten fünfzehn Mann; mehrere der Flüchtlinge waren verwundet worden, aber um halb zwei Uhr nach Mitternacht war die Feste von Kákóczi's Truppen besetzt, und vier leichte Kanonen, so wie ein

hübscher Vorrath an Kugeln, Pulver und Waffen im Besitze der Aufständischen. (⁵²)

Die Besatzung, wie fast immer im Laufe dieser Revolutionskämpfe, nahm Dienste unter Rákóczi's Fahnen. (⁵³)

Hager allein erklärte, daß er lieber sterben, als seinen Treuschwur brechen wolle.

Rákóczi trug ihm später die Freiheit an, wenn er sein Ehrenwort geben wolle, nicht mehr gegen die ungarischen Truppen zu dienen; der Lieutenant wies dies Anerbieten stolz zurück.

Rákóczi, der, wie seine eigenen Memoiren dies bezeugen, ähnlichen Heldenmuth zu würdigen wußte, schenkte ihm endlich unbedingte Freiheit.

Sechs Wochen später wurde der wackere Greis von einem deutschen Kriegsgericht verurtheilt, im Angesichte eines ganzen Regiments degradirt, der goldenen Säbelquaste verlustig erklärt und dann an den Galgen geknüpft.

Bild und Brief.

I.

Versuchten wir es bisher das Bild blutiger Kämpfe und unglaublicher Wagnisse dem Dunkel der Vergangenheit zu entreißen, so dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, wenn wir jetzt eine Scene aus dem Hofleben schildern, die in engem Zusammenhange mit unseren Begebenheiten steht.

Während Waffenlärm das Reich erfüllte, und Rákóczi's Kraft von Tag zu Tag im Wachsen war, wollen wir

uns nach der alten Böhmenstadt Prag begeben, und den Staub von den Füßen schüttelnd, den höchsten Kreisen der Gesellschaft einen Besuch abstatten.

Der kaiserliche Hof befand sich im vollen Besitze jener Atmosphäre, welche die unzertrennliche Begleiterin absoluter Macht genannt werden kann, während sie in constitutionellen Monarchien gleichsam als Entschädigung für den Mangel jener Macht dient.

Zu jenen Zeiten erwartete Jedermann alles vom Herrscher selbst, und sowohl Furcht als Selbstsucht fanden ihre Rechnung in der Nähe des Monarchen. Das Interesse der Aristokratie war mit dem seinen eng verbunden: Privilegien, Erhebung über die gemeine Schaar der Sterblichen, Glanz und Reichthum; deshalb war und blieb sie auch stets die leidenschaftlichste und unbedingteste Verfechterin der Rechte ihres Fürsten.

Auch die Prager Hofhaltung trug den Stempel jener Epoche. Die ungarische Aristokratie — ein paar entfremdete und erkaltete Persönlichkeiten ausgenommen, war die einzige in ganz Europa, welche ihrer Selbstständigkeit nicht ganz entsagt hatte, und deshalb ist es eine geschichtlich bewiesene Thatsache, daß unter dem Deckmantel scheinbarer Gnade und schmeichelhafter Auszeichnungen selbst die servilsten dieser Herren der Verdächtigung, so wie der strengsten, obgleich geheimen Ueberwachung nicht zu entgehen vermochten.

Der Hof selbst jedoch war keineswegs in so hohem Grade verdorben wie die Regierung, welche nie so sehr sich des Besizes unumschränkter Macht erfreute, als unter Leo-

pold I., und diese Macht mit beispielloser Unzartheit sogar dem Fürsten selbst gegenüber zur Schau trug.

Diejenigen, welche im Namen Leopolds des Großen so kopflos regierten, kümmerte es wenig, wenn die Welt erfuhr, daß sie den Kaiser nur als Werkzeug benützten zur Durchführung ihrer eigensüchtigen Pläne und zur Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften. (55)

Es grenzt an's Unglaubliche, mit wie undurchdringlichen Schranken der Hof zu jener Zeit umgeben war. Dem Kaiser war es unmöglich, dies dichte Netz des Truges zu durchschauen, und er war vollkommen abgeschlossen von den eigentlichen Beweggründen der Ereignisse.

Gott behüte, daß wir dies zu seiner Entschuldigung vorbringen sollten; der grausamste Tyrann fügt seinen Völkern nicht so viel Böses zu, als ein schwacher Herrscher; — denn während jener allein es ist, der ihnen schadet, gibt es tausende von untergeordneten Tyrannen, die des Monarchen Schwäche benützen, um in seinem Namen zu gebieten.

Alles was zu jener Zeit geschah — und Leopolds des Großen Regierung war eine furchtbare Epoche in der Geschichte unseres armen Vaterlandes — war das Werk seiner Vertrauten.

Menschen wie Basta, Saraffa und Heister, um aus einer ganzen Schaar von Henkern nur diese Prachtexemplare hervorzuheben, erfreuten sich des Vertrauens und der Achtung des Hofes. — Weshalb? Wie ist dies möglich? — werden vielleicht manche unserer Leser fragen; — deshalb, weil diese Männer sich den Schein von Opfern ihrer Treue und Märtyrern zu geben wußten.

Sie waren es, die das Reich gerettet, die mit erhabener Selbstaufopferung für den angebeteten Monarchen der allgemeinen Meinung Troß geboten, und Haß und Verachtung mit leidenschaftlicher Ergebenheit auf ihre treuen Häupter geladen, um den Geist des Aufruhrs im Reiche zu ersticken, und eine heilsame Epoche des Schreckens hervorrufend, jene Gottlosen in ihre Macht zu bekommen und des Lebens zu berauben, denen Vaterland, Constitution und Gesetz mehr galt, als die Gnade des Hofes oder mit dem Blute ihrer Brüder erkaufte Auszeichnungen.

Jeder Instinct der Freiheit ward verdammt. Die Treue für den Herrscher und das Kaiserhaus mit dem Haffe wider das eigene Vaterland zu vereinen, schien in der Luft des Hofes zu liegen; jene Wenigen aber, die es für ruhmwürdiger hielten, daß ein freier König ein freies Volk regiere, als daß ein Tyrann über Sklaven herrsche, wurden unbedingt dem Fluche des Himmels preisgegeben.

Darf es uns Wunder nehmen, wenn ein Fürst, in ähnlicher Atmosphäre herangereift, genährt mit so eigenthümlichen Ansichten, von Schmeichlern umgeben, in deren Interesse es lag, jeden Aufschwung von Freiheit zu lähmen, nicht mehr klar und unbefangen zu sehen und zu urtheilen vermochte?

Darf es uns Wunder nehmen, wenn wir auf den Blättern der Geschichte stets zwei Zwillingsgestalten begegnen: dem sanften, persönlich edlen Manne und dem schwachen, durch Anderer Nichtswürdigkeit auf Abwege — nur zu oft auf sträfliche, gottlose Abwege geleiteten Fürsten? Ja, wenn endlich das Herz des Monarchen sich abzustumpfen und er Vergnügen zu finden begann in der

Ausübung rechtloser Macht, und Jedermann, der nicht zu seinen Knechten gehörte, für seinen Feind hielt?

Am Hofe Kaiser Leopolds hatte trotz der rasch um sich greifenden Unruhen keine Störung der gewöhnlichen Tagesordnung stattgefunden. Der Kaiser selbst hing an seinen Büchern, liebte den Umgang mit gebildeten Menschen, und haßte — wie unglaublich dies auch scheinen mag — die Wirren der Politik und das Geräusch des öffentlichen Lebens. ⁽⁵⁶⁾

Allein er besaß nicht Seelenkraft genug, um die unedlen Fesseln abzustreifen und sich dem Einflusse jener Männer zu entziehen, die er gewohnt war, für seine eifrigsten und unterthänigsten Freunde zu halten.

So weit ging seine Schwäche, falsche Scham oder Schonung seinen sogenannten Getreuen gegenüber, daß es einer so beispiellosen Unverschämtheit, eines so unglaublichen Nichtbeachtens aller Schranken des Anstandes und eines so gröblichen Eigenfinnes, wie Lobkowitz ihn an den Tag legte, bedurfte, damit Leopold I. sich entschloß, ihn vom Hofe zu entfernen. ⁽⁵⁷⁾

Wäre dieser unbedachtsame, wüthende Magyarenfresser nur im Stande gewesen, sich so weit zu bezwingen, um die Schicklichkeit nicht zu verletzen, so hätte Leopold sich nie dazu verstanden, dies schlechte und ungelegene Werkzeug abzuschütteln.

Die Kaiserin war selbst im vorgerückten Alter noch sanft und anmuthig; allein die Liebenswürdigkeit der hohen Frau trat nur im engsten Kreise ihrer Vertrauten an's Tageslicht; als Monarchin blieb sie stets kalt und ernst. Raam überschritt das Gespräch die Schranken dieses ver-

trauten Zirkels, so traten augenblicklich alle jene Vorurtheile und falschen Ansichten in den Vordergrund, aus welchen das traurige Netz gewoben war, das das Herz und den Verstand der edlen Frau gefangen hielt.

Ungefähr um die Mitte des Monats December, kaum ein paar Wochen nach den Ereignissen, die wir so eben den Erztafeln der Geschichte entnommen, führen unsere Begebenheiten uns nach Prag in die kaiserlichen Gemächer, wo wir eine jener Abendversammlungen betreten, zu welchen nur ein paar Damen und Herren, denen das Kaiserpaar sein innigstes Vertrauen schenkte, gezogen wurden.

Der Kaiser selbst erschien gewöhnlich in diesem vertrauten Kreise seiner erhabenen Gemalin, und pflegte oft zu sagen, daß er diese Abende für die angenehmsten Stunden seines Lebens halte.

Zu jener Zeit war die äußere Erscheinung Kaiser Leopolds keineswegs gewinnend, wie dies manches wohlgetroffene Bildniß bezeugt, und selbst seine unverschämtesten Schmeichler wagten es nicht, ihre Lobgesänge auch auf sein Aeußeres auszudehnen.

Er war von mittlerem Wuchse, eher groß als klein; sein Antlitz trug die bekannten Züge der Habsburger, nur war die Hängelippe bei ihm in noch höherem Grade vorhanden als bei den übrigen Gliedern seines Hauses, und nur Ferdinand III. konnte ihm in dieser Hinsicht den Rang streitig machen. Das früh schon vom Haare entblößte Haupt war von einer Perrücke bedeckt, die in einen langen Zopf auslief, und die etwas vorgebogene Gestalt verlieh ihm weder Anstand noch Würde.

Sein Anzug war bei ähnlichen Gelegenheiten einfach; das Hauptstück desselben, ein Frack mit breiten Schößen und ungeheuren goldenen Knöpfen, von dunkler Farbe, wie alles was er an sich trug, die weißseidenen Strümpfe ausgenommen.

Die Gestalt der Kaiserin war hoch, voll von würdigerer Haltung, und der Ausdruck der schönen, bedeutungsvollen Züge an jenen Abenden gewöhnlich heiter.

Seitdem in Ungarn die Revolution ausgebrochen, erschien die Gräfin Aspremont nur selten am Hofe, ihre Schwägerin jedoch, die Fürstin Rákóczi, niemals, und auch Magdalena von Sachsen-Rheinfeld betrat nur manchmal die kaiserlichen Gemächer, um keinen Verdacht zu erregen, obgleich sie demselben durch diese scheinbare Huldigung keineswegs entging.

Gar viele der damaligen Machthaber, vor allem aber Stratmann und Rinsky, waren der Ansicht, daß man Aspremont durch eine Sendung in's Ausland so fern als möglich von seinem Schwager halten, die Fürstin Rákóczi jedoch statt des Klosters, wo sie bisher in achtbarer Gefangenschaft gelebt, nach der Feste Olmütz (58) bringen solle.

Allein die Kaiserin Eleonora widersezte sich beidem, obgleich Aspremont und vor allem dessen Gemalin, nach allem was man sich von ihnen erzählte, ihr Vertrauen eingebüßt hatten. Die Kaiserin behauptete, daß Aspremont, falls er sich wirklich seinem Schwager anschließen und dessen Interesse fördern wolle, im Auslande leichter seine Ränke schmieden könne, als hier unter fortwährender strenger Aufsicht. Die Fürstin Rákóczi jedoch in den Kerker

zu werfen, vertrage sich nicht mit der Würde der kaiserlichen Regierung und sei überdies auch unflug, weil man ihr dadurch mehr Gewicht verleihe, als ihr zukomme. Auch könne man sie in Wien so eifrig überwachen als in Olmütz, ohne dadurch den Vorwurf der Nachsicht oder übermäßigen Strenge auf sich zu laden.

Die Säle, welche die Gemächer der Kaiserin bildeten, waren prachtvoll eingerichtet und dem damaligen Geschmacke gemäß reich mit Vergoldungen und venetianischen Spiegeln geschmückt, während Sammt und schwerer Seidenbrocat die Wände deckten, und die Fensterbehänge von ähnlichen Stoffen durch goldene Schnüre und Troddeln zusammengehalten wurden.

Die Unterhaltung bei dergleichen Zusammenkünften bestand daraus, daß das kaiserliche Paar jedem der Anwesenden nach Rang und Würden ein paar freundliche Worte sagte, und dann alles sich an die Spieltische setzte. Zu der Partie der Kaiserin gezogen zu werden galt für eine höchst erwünschte Auszeichnung, die gewöhnlich einer der anwesenden Damen und zwei Herren zu Theil ward.

Der Kaiser, welcher nur selten spielte, liebte es stehend oder in den Gemächern auf- und abgehend sich mit jenen der Anwesenden zu unterhalten, die gleichfalls nicht am Spiele theilnahmen.

Er blieb selten lange, und zog sich im Winter um neun, im Sommer um zehn Uhr in seine Gemächer zurück.

Manchmal setzte er sich neben irgend einen der Spieltische und folgte mit den Augen den Wechselfällen des Spieles.

Von Zeit zu Zeit wurden Erfrischungen herungereicht auf schweren silbernen und goldenen Präsentirtellern oder in Schüsseln vom feinsten chinesischen Porzellan.

Mehr als zwei oder drei Spieltische gab es nur selten, denn die Kaiserin war sehr vorsichtig in der Wahl ihres intimeren Zirkels, und liebte es nicht ihn zu vergrößern.

An jenem Abende, an welchem wir diese glänzend beleuchteten Gemächer betreten, und ein paar Säle durchschreitend in den mit rothem Sammt ausgeschlagenen und von Vergoldungen schimmernden Raum treten, der die kleine, doch gewählte Gesellschaft in sich faßte, sehen wir die Kaiserin in reichem Anzuge auf einem kleinen Sopha sitzen, den Spieltisch vor sich, an welchem die Gräfin Dietrichstein, der Cardinal Kolonics im einfachen schwarzen Priestergewande und der Vicekanzler Graf Andreas Kauniz die Partie der hohen Frau bildeten. (59)

Der Kaiser unterhielt sich mit Graf Kinsky, in den Nebensälen auf- und abgehend und von Zeit zu Zeit stehen bleibend.

An ein paar anderen Tischen saßen je zwei Damen und Herren der höchsten Aristokratie, in größter Stille und unter leise geführtem Gespräche die Karten rührend.

Die Gesellschaft war diesmal nicht zahlreich, was uns nicht Wunder nehmen darf; denn niemals waren die Erwählten des Kaiserhauses so sehr in Anspruch genommen als in jenen Tagen, wo es bereits unmöglich zu werden begann, dem fürstlichen Paare das rasche Umsichgreifen des Aufstandes länger zu verheimlichen. (60)

Indessen waren außer den Genannten noch ein paar

nichtspielende Herren und Damen anwesend, die jedoch keine Wichtigkeit für uns besitzen, da sie nicht in den Gang unserer Begebenheiten versflochten sind.

Das Gespräch des Kaisers mit Kinsky, so wie jenes der übrigen Anwesenden zu wiederholen, würde durchaus überflüssig sein. Die Kaiserin war mit dem Gange des Spieles beschäftigt, und der Kaiser von Herzen froh, wenn ihm in diesen seltenen Stunden der Erholung politische Abhandlungen erspart wurden.

Vielleicht hätten wir dieser in ihrer Art interessanten, doch keinerlei Bedeutung besitzenden Abendgesellschaften gar nicht erwähnt, hätte sich nicht eben an jenem Abende etwas zugetragen, das mit der strengen Etiquette des Hofes im ärgsten Widerspruche stand.

Daß es irgend Jemand einfallen könne, an anderen als den gewöhnlichen Audienztagen der Kaiserin wie irgend einer andern Dame einen Besuch abzustatten zu wollen, oder ohne appartementfähig zu sein, wie man sich damals ausdrückte, ⁽⁶¹⁾ eben einen jener intimen Abende zu wählen, um dem kaiserlichen Paare irgend eine Bitte oder Klage vorzutragen, war etwas so Unerhörtes, daß man es für ganz unmöglich hielt.

Daß aber Jemand in dem Vorgemache der kaiserlichen Appartements oder gar unmittelbar vor denselben, im Saale, wo die dienstthuenden Kammerherren sich aufzuhalten pflegten, die Stimme lauter als zu ehrerbietigem Geflüster erheben könne, ja daß man es überhaupt wagen sollte, in den Hallen jenes erhabenen Olympes auf menschliche Weise Posto zu fassen, solche Unverschämtheit, solch

unerhörter Scandal ward zu den nicht vorhandenen Dingen gezählt.

Es war daher natürlich, daß ein entfernter zwar nicht laut, doch eifrig geführter Wortwechsel, der durch die geöffneten Flügelthüren bis zu den Ohren der versammelten Gesellschaft drang, nicht geringe Aufmerksamkeit erregte.

II.

Die Kaiserin Eleonora suchte mehr als irgend eine Fürstin ihrer Zeit die Schranken der Etiquette aufrecht zu erhalten, und es gab kaum ein Beispiel, daß sie ein, wenn auch nur unwillkürliches Durchbrechen derselben verziehen hätte.

Auch jetzt winkte sie augenblicklich einer ihrer Hofdamen, die, der Befehle ihrer hohen Gebieterin gewärtig, unweit des kaiserlichen Spieltisches saß, und ihr leise etwas zuflüsternd, wandte sie sich dann an Kolonics und sagte:

„Das Ausspielen ist an Euer Eminenz.“

Nach diesen Worten wußte Jedermann, woran man sich zu halten hatte, und obgleich der Wortwechsel draußen noch ein paar Minuten währte, spielte doch alles ruhig fort, ohne eine Bemerkung zu wagen.

* * *

Hier wäre es natürlich an der Zeit dem Leser mitzutheilen, was die Hofdame hörte und sah, als sie den Schauplatz der Störung betrat; allein ehe wir diese Pflicht erfüllen, müssen wir geduldig den Faden der Begebenheiten um ein paar Minuten früher aufnehmen.

In dem Vorgemache, in welchem die kaiserlichen Kammerdiener und Lackeien in reichen, jedoch nicht in Prachtslivréen sich aufhielten, ging es ganz still und ruhig zu. Die Dienerschaft bestand aus lauter alten Bekannten, und fand daher nicht viel Stoff zu Gesprächen.

So verfloß eine Viertelstunde nach der andern, bis plötzlich die Eingangsthür sich öffnete, und durch dieselbe eine hohe von Kopf bis zur Ferse in einen dunklen Pelz gehüllte Frauengestalt in das Gemach trat.

Obgleich die Züge derselben den Anwesenden völlig unbekannt waren, traten doch ein paar Kammerdiener achtungsvoll heran, um ihr den Pelz von den Schultern zu nehmen, und blickten neugierig nach der Thür, durch die sie die Dienerschaft der unbekanntem Fürstin oder Gräfin eintreten zu sehen jeden Augenblick erwarteten; allein Niemand folgte ihr; daß die Fremde jedoch zu Wagen gekommen, bewies das Rädergerassel, das ihrem Eintritt vorangegangen, so wie der Klang der Glocke, durch welche der Portier anlangende Gäste zu verkünden pflegte.

Bis hierher ging alles gut.

Als die Fremde ohne Mantel, einfach, doch anständig gekleidet, vor der staunenden Dienerschaft stand, wandte sie sich an den Ältesten derselben und sagte artig, allein mit einer gewissen Ueberlegenheit in Stimme und Haltung:

»Seid so gütig, den dienstthuenden Kammerherrn zu bitten, er möge sich hierher bemühen, da ich ihm ein paar Worte zu sagen habe.«

»Die Herren Kammerherren sind im Nebensaale,« entgegnete der ergraute Diener; »wenn Excellenz befehlen,

will ich Euer Gnaden sogleich anmelden. Darf ich um den werthen Namen bitten?»

»Thut was ich Euch gesagt,« entgegnete die Fremde, den Diener mit den Augen messend, der ihr ungemein neugierig dünkte; »sagt, daß eine Frau hier ist, die unverzüglich mit Ihrer Majestät der Kaiserin sprechen muß.«

»Mit Ihrer Majestät? Eine Frau? Vergebung, gnädige Frau,« entgegnete der Diener, »allein wir haben den Befehl, nur jene anzumelden, die eingeladen sind und deren Namen wir kennen.«

Diese Antwort machte die Singetretene für kurze Zeit verstummen, allein man sah aus ihrem Mienenspiele und ihrer ganzen Haltung, daß es nicht leicht sein würde sie zurückzuweisen.

Während dieser kurzen Pause trat ein jüngerer Diener aus der Reihe der übrigen, und im Gefühle seiner Wichtigkeit der Fremden zwar höflich, aber doch mit einer gewissen Vertraulichkeit sich nahend, begann er mit zweideutigem Lächeln auf den etwas aufgeworfenen Lippen, während seine kleinen, stechenden Augen die Zeichen aristokratischer Geburt an der Singetretenen zu suchen schienen:

»Madame, Ihre Majestät pflegt zu dieser Zeit keine Bittschriften anzunehmen; habt die Güte Euch morgen früh bei der Obersthofmeisterin zu melden, die Euch dann eine Stunde bestimmen wird.«

Wie wir sehen, dauerte der Wortwechsel für das Vorzimmer einer Kaiserin schon ziemlich lange, und einer der dienstthuenden Kammerherren, wähnend, daß die Dienerschaft sich zu ihrer Unterhaltung ein so lautes Ge-

sprach erlaube, wollte sich soeben in's Vorgemach begeben, um die Ruhestörer in ihre Schranken zurückzuweisen, als die Hofdame in den Saal trat.

»Ihre Majestäten können nicht begreifen, was sich im Vorgemache zuträgt,« sagte die Dame; »seid so gütig Euch zu erkundigen, was der laute Wortwechsel zu bedeuten hat.«

»Sogleich, gnädige Frau,« entgegnete der Kammerherr, ein steirischer Landstand, in ganz unglaublicher Hofuniform, welche dermaßen mit Goldborten und Goldstickerei übersät war, daß sie der Auslage eines Posamentierladens glich; »ich wollte mich gerade erkundigen, was die sonst so ordentliche Dienerschaft zu dergleichen Ungebührlichkeiten verleiten konnte.«

Mit diesen Worten und nachdem er durch den tiefsten aller Bücklinge die Luft mit einer Wolke von Haarpuder erfüllt hatte, verließ er mit würdevollen Schritten den Saal, während die Hofdame in die inneren Gemächer zurückkehrte.

Kaum war der Kammerherr im Vorgemache erschienen, so verstummte alles, und die Fremde kam ihm mit festem Schritte entgegen, so daß der Landstand, seinen Sinnen kaum trauend, vor Erstaunen wie an den Boden gewurzelt stehen blieb, die Frau mit großen Augen anstarrend, in denen Ueberraschung und Unwille sich abspiegelten.

»Herr Kammerherr,« begann die Fremde, »erlaubt mir Euch ein paar Worte zu sagen, doch nicht in Gegenwart dieser Lakeien hier, die sich in einen langen Wort-

wechsel mit mir eingelassen, statt mich bei Euch anzumelden.«

»Madame,« entgegnete der Kammerherr ernst und gemessen, »habt Ihr das Recht Euch hier einzufinden, so ist es meine Pflicht und nicht jene der Hoflaken, Euch bei Ihren Majestäten anzumelden.«

»Dies Recht besitze ich, Herr Kammerherr,« entgegnete die Fremde trocken doch höflich, »wie Ihr Euch allsogleich davon überzeugen könnt, wenn Ihr diese Copie eines eigenhändigen Schreibens Ihrer Majestät der Kaiserin der hohen Frau überreichen und ihr zugleich sagen wollt, daß das Original desselben sich in meinem Besitze befindet.«

»Ihr gehört demnach nicht zu den Eingeladenen, sondern seid, wie ich dies übrigens nach dem unpassenden Anzuge vermuthen konnte, eine Bittstellerin,« entgegnete der Landstand.

»Und wenn ich es wäre?« sagte die Fremde.

»Dann werdet Ihr, wenn Ihr nur den allergeringsten Begriff von Schicklichkeit und guten Sitten habt, nicht verlangen, daß ich Euch jetzt melde, in einem Augenblicke, wo Ihre Majestäten sich im Kreise ihrer Vertrauten befinden, während doch alle Welt weiß, daß es besondere Audienzstunden gibt, wo Kreti und Pleti bei Ihren Majestäten vorgelassen wird.«

Wie wir sehen, machte es der Kammerherr wie gewöhnlich die auf Nachfrage Ausgeschickten; statt Antwort zu bringen, ließ er sich in lange Erörterungen ein, nur mit dem Unterschiede, daß diese jetzt beiderseits in gehörig leisem Tone stattfanden.

»Herr Kammerherr,« entgegnete die Fremde, »mir dünkt, es würde schicklicher sein, woltet Ihr diese Schrift, welche ich Euch hiemit übergebe, ganz einfach Ihrer Majestät einhändigen, statt Euch in lange Berathungen mit mir einzulassen. Ich kann Euch die Versicherung geben, daß Ihre kaiserliche Majestät sie mit gewohnter gnädiger Herablassung entgegennehmen wird, und sollte dies wider Erwarten nicht der Fall sein, so will ich mich ohne weiteres Drängen zurückziehen, obgleich das Leben zweier Menschen, und noch dazu zweier Unschuldigen, von ein paar gnädigen Worten der Monarchin abhängt.«

Der Kammerherr war in unbeschreiblicher Verwirrung und wußte durchaus nicht, was er eigentlich thun sollte; er war durch die Ungewöhnlichkeit der Sache ganz und gar aus der Fassung gebracht und kämpfte eine Weile mit sich selbst; endlich jedoch siegte die gewohnte Hofetiquette und das beschriebene Blatt zurückweisend, erwiderte er mit ziemlich fester Stimme:

»Ich bedauere unendlich, Madame, allein ich kann weder diese Schrift übernehmen, noch Euch in so später Abendstunde und bei so unpassender Gelegenheit anmelden. Habt die Güte mir euren Namen und eure Wohnung zu nennen, ich will Beides anmerken für den Fall, daß Ihr eine Privataudienz verlangt.«

Während dies Gespräch im Borgemache stattfand, bei welchem die Fremde die Stimme etwas lauter erhob, als man es in diesen Räumen gewohnt war, sandte die Kaiserin, ungeduldig darüber, daß der Kammerherr nicht erschien, und der ungebührliche Wortwechsel nicht enden wollte, die Hofdame abermals in den Kammerherrnsaal,

um Erkundigungen einzuziehen, und gebot ihr, nicht ohne genügende Antwort wiederzukehren.

Die Hofdame fand nur den zweiten Kammerherrn, einen deutschen Edelmann, im Vorsaale, und ihn auffordernd sie zu begleiten, betraten beide das äußere Borgemach.

Was an jedem anderen Orte nur ganz natürlich gewesen wäre, streifte, besonders bei der steifen Hofsitte jener Zeiten, hier in der kaiserlichen Burg so sehr an's Wunderbare, ja an's ganz Unglaubliche, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn die Eintretenden alles in größter Verwirrung und Aufregung fanden.

Gerade als sie das Borgemach betraten, ließ der steirische Landstand mit dem ungeheuren goldenen Schlüssel auf dem Rücken folgende Schlußworte vernehmen:

»Madame, laßt uns dieser, jedem Begriffe von Schicklichkeit widerstrebenden Angelegenheit ein Ende machen: ich kann und werde Euch nicht melden.«

»Was fällt hier vor? Wer ist die fremde Dame?« fragte die Hofdame.

»Ich freue mich, daß es mir möglich wird, einer Frau meine Sache an's Herz zu legen,« nahm die Fremde höflich und der Hofdame ein paar Schritte näher tretend das Wort. »Die Sache ist höchst einfach: Ihre Majestät die Kaiserin ist ebenso gnädig, als ihr Gedächtniß gut ist, wenn es sich um ein gegebenes Versprechen handelt. Wollt Ihr nun so gütig sein ihr zu sagen, daß eine nahe Verwandte der Frau von Borri, die bereits gestorben ist, sich im Borgemache befindet, in der festen Ueberzeugung, daß das Unglück zu jeder Stunde der Quelle des Trostes nahen

darf; wenn Ihr, wie gesagt, Ihrer Majestät dies mittheilen und ihr zugleich diese Abschrift überreichen wollt, deren Original sich in meinem Besitze befindet, so wird der Herr Kammerherr sich hier augenblicklich überzeugen, daß ich die hohe Gnade der Kaiserin weit besser kenne als er. «

Der vergoldete Landstaud warf bei diesem Seitenhiebe die Lippen auf, während der andere Kammerherr ruhig abwartete, zu was die Hofdame sich entschließen würde.

Frauen beweisen nicht selten feineren Tact in der Wahl des Zeitgemäßen als wir Männer.

Die Hofdame betrachtete die Verwandte der Frau von Borri, deren Antlitz ein verschlossenes Buch war, mit etwas mißtrauischer Aufmerksamkeit. Die Züge dünkten ihr gleich dem Himmelszelt, an welchem leichte Wölkchen schweben, von welchen Niemand vorherzusagen kann, ob ein Sturm im Anzuge ist, oder ob das Wetter sich vollkommen aufklären wird. — Daß diese Frau niemand Anderer war als Frau von Rafael, Apagni's Schwiegermutter, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Nach kurzer Pause entgegnete die Hofdame: »Ihr habt Recht; Ihre Majestät ist die Güte und die Gnade selbst, und obgleich der Schritt, den Ihr gewagt, ein ungewöhnlicher und die Zeit nicht gut gewählt ist, will ich doch die Verantwortlichkeit übernehmen, und bitte Euch nur, mir euren Namen zu nennen und mir das Original dieser Schrift anzuvertrauen. «

Die Witwe warf einen scharfen Blick auf die hübsche junge Dame, die diese sanften Worte an sie richtete, zog

dann ein sammtenes Stui aus dem Busen, übergab es der Hofdame und sagte in heiterem Tone:

»Hier nehmt, gnädige Frau; Ihr habt ein gewinnendes Antlitz. Mein Name ist Rafael — Frau von Borri, welche Ihre Majestät recht gut kannte, war die Schwester meines Mannes.«

»Führt Frau von Rafael in den Kammerherrnsaal,« sagte die junge Dame sich höflich verneigend, und kehrte dann, das sammtene Stui in der Hand, nach den inneren Gemächern zurück.

Zum ungemessenen Erstaunen der Dienerschaft begab sich die Fremde in Begleitung der Kammerherren in den Nebensaal, und die Thür schloß sich hinter den Dreien.

»Was werden wir noch auf dieser bösen Welt erleben müssen!« seufzte der alte Kammerdiener.

»Unverschämtheit! Unerhörte Zudringlichkeit!« eiferte der jüngere, den Kopf schüttelnd und vor Erstaunen außer sich.

Wir jedoch wollen der lebenswürdigen Hofdame folgen, deren, obgleich kurzes Zögern, die Neugierde des Kaiserpaares sowohl als aller Uebrigen in nicht geringem Grade erregt hatte.

Als sie daher in den Saal zurückkehrte, in welchem die kleine Gesellschaft versammelt war, legte die Kaiserin mit ganz bürgerlicher Neugierde die Karten aus der Hand, und auch der Kaiser schien ungeduldig der Lösung des Räthfels zu harren.

»Ich habe die Ehre, Euer Majestät hier ein altes Andenken zu überreichen, und würde mich sehr glücklich fühlen, hätte ich, indem ich dem in mich gesetzten Vertrauen

entspreche, zugleich das Beste getroffen, was sich unter diesen Umständen thun ließ.

Während die Kaiserin das Etui mit unverkennbarer Ueberraschung empfing, trat der Kaiser lebhaft näher und sagte, ehe die Hofdame noch fortfahren konnte:

»Ihr kehrt mit heiterem Antlitz zurück, Gräfin, laßt hören, was Ihr über eure Sendung zu berichten habt.«

»Nur wenig, Euer Majestät,« lautete die Antwort. »Eine ältliche, sehr anständig aussehende Frau, die sich Rafael nennt, bat mich, dies sammtene Etui Ihrer Majestät, unserer kaiserlichen Gebieterin, zu überreichen; sie behauptet das Recht hierzu zu haben, so wie auch, daß es ein Handschreiben Ihrer Majestät enthält, welches diese ihrer Schwägerin Borri selbst übergeben.«

»Borri!« wiederholte der Kaiser nachdenkend, »das ist, wenn ich mich recht entsinne, jener Abenteurer, der mir angeblich das Leben gerettet, und den vor dem wohlverdienten Unwillen des Papstes zu schützen selbst meiner wärmsten Fürbitte nicht gelang.«

»So ist's,« entgegnete die Kaiserin, nachdem sie der sammtenen Hülle ein Schreiben entnommen, in welchem sie ihre eigenen Schriftzüge erkannte; »ich übergab dies Schreiben eigenhändig der unglücklichen Frau, deren Gatte mir und dem ganzen Reiche den größten aller Dienste erwiesen; denn durch ihn gelangten wir dem gottlosesten Verbrechen auf die Spur.«

Diese Worte der Kaiserin und der Ausdruck der Andacht und Theilnahme, den ihre Züge annahmen, war die beste Würdigung der zarten und tactvollen Handlungsweise der jungen Hofdame.

»Laßt uns dem Himmel danken,« fuhr die Kaiserin sich an ihren Gatten wendend fort, »daß er uns Gelegenheit gibt, eine gute That zu vollbringen, und das, was wir mit dem besten Willen nicht verhindern konnten, wenigstens einigermaßen zu sühnen. — Seid so gütig, Gräfin, Frau von Rafael in meine inneren Gemächer zu führen; ich ziehe es vor, sie dort zu empfangen, damit sie unbefangen ihr Anliegen vorbringen kann. Der Muth und das Vertrauen dieser unbekanntten Frau gefallen mir, und ihr Schicksal erregt mein lebhaftes Interesse.«

Die Hofdame entfernte sich mit höchst befriedigter Miene und die Kaiserin, ihre Worte stets an ihren erlauchten Gemal richtend, fuhr fort:

»Euer Majestät wollen mich entschuldigen, wenn ich für kurze Zeit dies Gemach verlasse; da einer meiner Gläubiger sich eingestellt, möchte ich nicht gerne den Vorwurf auf mich laden, saumselig im Entrichten meiner Schuld zu sein.«

Ein billigendes Lächeln des Kaisers war die Entgegnung auf diese Worte, und unter den tiefen Verneigungen der Anwesenden verließ die Kaiserin, sie mit einer graziösen Handbewegung erwidern, das Gemach.

Wie wir sehen, wollte die hohe Frau ihren Gläubiger, wie sie die Fremde scherzhaft nannte, nicht warten lassen, und ohne weitere Erläuterungen durchschritt sie, in Begleitung zweier ältlicher Hofdamen, die ihr auf einen Wink gefolgt waren, ein paar Nebensäle und betrat raschen Schrittes eines ihrer Gemächer, wo sie auf einem Sopha Platz nahm und die Fremde einzuführen gebot.

Ein paar Augenblicke später betrat die Witwe Rafael das Gemach.

Sie nahte sich der Kaiserin unbefangen, mit so feinem Anstande, als hätte sie von Jugend auf am Hofe gelebt, und sagte nach den üblichen Verneigungen in sanftem, doch ergreifendem Tone:

»Erlaubt, Majestät, daß ich nicht mit Entschuldigungen beginne ob des Vertrauens in eure hohe Gnade, die mich, die einfache Frau, zu so ungewohnter Stunde hierhergeführt; sondern gestattet mir im Gegentheile, erhabene Kaiserin, daß ich mich dessen rühme und dem gütigen Gott, der mir diesen Gedanken eingeflüßt, inbrünstig für das Gelingen des kühnen Schrittes danke.«

»Laßt uns hoffen, Frau von Rafael, daß wir uns in dies dankbare und gottgefällige Vorhaben theilen mögen,« entgegnete freundlich und in ermunterndem Tone die Kaiserin; »was kann ich für Euch thun? Der Empfehlungsbrief, den Ihr gebracht, und den ich Euch hier zurückstelle, wird Euch stets meine Thür öffnen.«

»Euer Majestät,« begann die Witwe jetzt ihren Vortrag, »mein Begehren ist einfach und kurz: meine Schwägerin Borri, die Euer Majestät durch das Geschenk eures Abbildes beglückten, das ich von ihr geerbt und hier auf dem Herzen trage, war die Schwester eines Szeckler Edelmannes, meines verstorbenen Gatten. Ich, mein Sohn und meine Tochter, sind die Erben dieses Schazes, der ihr alleiniges Besizthum war.«

»So viel ich weiß,« unterbrach sie die Kaiserin, »ward ihr eine Jahresrente ausgesetzt.«

»So ist es, Majestät, eure Gnade bedachte sie da-

mit; daß sie jedoch dieselbe nie bezogen, ist der Fehler Derjenigen, die dies Gebot nicht in dessen ursprünglichem Sinne vollzogen und von der armen Frau verlangten, sie sollte sie jedes Vierteljahr persönlich in Wien erheben, was zu thun sie nicht im Stande war.« (62)

»So geht es immer, Frau von Rafael,« bemerkte die Kaiserin huldvoll; »es ist das Unglück der Fürsten, stets mißverstanden zu werden von Menschen, die jeden Befehl wörtlich nehmen, wenn sie dadurch auch dessen Zweck durchaus verfehlen. Seid ruhig; ich bin Euch dankbar dafür, daß Ihr mir diesen unwillkürlichen Fehler nicht nachtragen wollt; morgen werde ich den Befehl ertheilen, den Rückstand bis zum letzten Heller aus meiner Chatouille zu begleichen, bis die Sache bei der betreffenden Behörde in Ordnung kömmt.«

»Nehmt meinen heißesten Dank für diese Gnade, Majestät,« sagte die Witwe, die sich durch die huldvolle Freundlichkeit der hohen Frau überrascht und ergriffen fühlte, »allein nicht jene Sache ist es, die mich hierhergeführt.«

»Fahrt ohne Rückhalt fort,« ermutigte sie die Kaiserin, während die Witwe sich durch ihre Rührung für ein paar Augenblicke befangen fühlte.

»Majestät,« fuhr sie nach kurzer Pause fort, »meine Tochter, Frau von Apagyi, einst die Erbin dieses Bildes und dieser werthvollen Handschrift, ist der Freiheit beraubt; ihr Gatte, der im ungarischen Heere diente, gerieth gleichfalls in Gefangenschaft; es würde Euer Majestät nur ein Wort, nur ein paar Zeilen kosten, die bittersten Stunden eines trauernden Mutterherzens ihres schärfsten Stachels zu berauben.«

»Ich will hoffen,« entgegnete ernst die Kaiserin, »daß euer Schwiegersohn unter den Fahnen Forgách's diente und nur durch ein unglückliches Versehen in Gefangenschaft gerieth.«

»Nein, Euer Majestät,« entgegnete Frau von Rafael mit unerschütterlicher Ruhe; »mein Schwiegersohn dient unter Rákóczi's Fahnen; er wurde nach einem Gefechte sammt seiner Gattin in seiner Wohnung überrascht und zu General Schlick geführt.«

Diese Worte verjagten alles Blut aus den Gesichtern der beiden Hofdamen; sie konnten nicht begreifen, wie man so tollkühn sein könne, die Begnadigung eines Rebellen gerade dort zu suchen, wo nur strenge Bestrafung seiner harren konnte.

Die Kaiserin selbst verstummte für einen Augenblick, doch faßte sie sich bald und sagte in strengem, doch nicht unwilligem Tone: »Wißt Ihr wohl, Frau von Rafael, daß das, was Ihr jetzt zu thungewagt, mehr als tollkühn ist? Rákóczi ergriff die Waffen gegen das Reich und gegen meinen erlauchten Gemal; euer Schwiegersohn gehört zur Partei unserer ärgsten Feinde; sagt selbst, könnt Ihr wohl, wenn Ihr gerecht sein wollt, Gnade für den Schuldigen erwarten?«

»Majestät,« entgegnete die Bittende traurig, doch mit ruhiger Stimme, »das Mutterherz ergreift stets nur eine Partei, diejenige ihrer Kinder, und das Erbarmen, diese schönste Perle in der Jugendkrone Euer Majestät, kennt keinen Unterschied im Unglück. O, erhabene Kaiserin, der Erlöser starb am Kreuze mehr um

der Bösen als um der Guten willen, und sein Herz stand jeder Klage offen!«

Es lag etwas in der Stimme jener Frau, der wir schon einmal bei einem Auftritte ganz anderer Art begegneten, dessen Wirkung sich nicht läugnen ließ; die Kaiserin ward nachdenklich, man sah, daß sie mit sich kämpfte, und sich nicht entschließen konnte, ob sie unter diesen Verhältnissen an der gerechten Strenge festhalten, oder Gnade für Recht ergehen lassen sollte.

Die Witwe stand schweigend da, doch ihre sprechenden Züge, in welchen die seit unserer ersten Begegnung verflossenen Jahre nur wenig geändert hatten, waren gleich dem offenen Buche des Glaubens, und deutlich konnte man darin das feste Vertrauen lesen, mit welchem sie dem Entschlusse der Kaiserin entgegen sah.

Nach kurzer Pause verlor das Antlitz der hohen Frau den ernststen, beinahe strengen Ausdruck, und die Hand auf die Schulter der Bittenden legend sagte sie sanft:

»Euer Glaube soll Euch nicht getäuscht haben: euer Schwiegersohn und eure Tochter sind frei!«

Die Witwe ließ sich auf ein Knie nieder; man sah, daß sich in dieser Frau etwas verändert hatte, daß ihre Begriffe plötzlich verwandelt waren. Sie hatte sich die Kaiserin bis zu dem Momente, wo sie ihr zuerst in's Auge geblickt, ganz anders gedacht.

»Euer Majestät,« stammelte sie ergriffen, »ich sehe, daß auch in eurem Busen ein Mutterherz schlägt, wie in dem der armen Frau, die Ihr in diesem Augenblicke so überreich gemacht, daß sie es für Sünde halten würde, noch eine Bitte auszusprechen.«

»Steht auf, Frau von Rafael,« sagte die Kaiserin mit gültigem Lächeln; »gibt es noch etwas, was euer Herz bedrückt? Die Stunde ist günstig; Ihr habt Euch selbst überzeugt, daß ich in diesem Augenblicke der Güte den Vorrang vor dem Rechte gewähre; d'rum spricht, sagt alles, was Ihr mir zu sagen wünscht.«

»Darf ich dies ohne Rückhalt thun, erhabene Kaiserin, und vor allem ohne Zeugen? Denn was ich sagen möchte, betrifft nicht mich, wohl aber Eure Majestäten selbst.«

Die Kaiserin befand sich unter dem Einflusse eines unwiderstehlichen sympathischen Gefühles. Es gehört zu den Seltenheiten, daß Monarchen mit Menschen in Berührung kommen, welche die Herrscher dadurch ehren, daß sie, hrem Herzen und ihrer Tugend vertrauend, offen zu ihnen zu sprechen wagen, und zwar selbst dann, wenn das, was sie zu sagen wünschen, eine bittere, aber heilsame Wahrheit in sich faßt. Allein gerade die kriechende Feigheit, das niedrige Mißtrauen, von welchem die Großen der Erde fast immer umgeben sind, ist es, was ihnen den Blüthenstaub von Geist und Herzen streift, und die kleinherzige Schaar speichelleckerischer Höflinge hat gar Vieles zu verantworten, was die Geschichte den Herrschern selbst aufbürdet.

Eleonora erwiderte lebhaft und ermuthigend: »Ja wohl, Frau von Rafael, Ihr mögt es thun; Gott sei gelobt, ich scheue mich nicht, die Wahrheit zu vernehmen, und jeder Rückhalt verstoßt gegen dieselbe; est obscuratio perfectionem divinarum; ist eine Verfinsterung der göttlichen Weisheit, wie die Gelehrten sich ausdrücken;

verdeckte Wahrheit wird zur Lüge. Sprechet daher offen und muthig.«

Hiermit winkte die Kaiserin ihren Hofdamen, und diese zogen sich in ein Seitengemach zurück.

Kaum sah die Witwe, daß sie allein mit der Kaiserin war, so kehrte der Ausdruck von Festigkeit und Energie in ihre Züge zurück, der sie nur bei seltenen Gelegenheiten zu verlassen pflegte.

»Gott sei gepriesen, erhabene Kaiserin,« sagte sie ernst, »daß Ihr der Stimme der Wahrheit euer Ohr leihen wollt; denn glaubt mir, Majestät, die Wahrheit, welche die Mehrheit der Menschen hier am Hofe zu verkünden wagt, ist ganz anderer Art als diejenige, welche uns das Leben erschließt. In dem schönen Ungarlande geschieht gar Manches, wovon Eure Majestäten hier sich nichts träumen lassen. Das Volk, das arme Volk ist dem höchsten Elende preisgegeben; es ist nicht schlecht, doch schwach, und Hunger thut weh; der Hungernde aber sucht den Bissen dort, wo er ihn findet; dies erklärt gar Manches.

»Die Wohlhabenden, erhabene Frau, sind freie Männer; die Freiheit ist das Element, in dem allein sie leben können; wer dies bedroht, raubt ihnen den Odem des Lebens — deshalb greifen sie zu den Waffen. Wo die Freiheit ohne Rückhalt gewährt wird, dort gibt es keine Revolutionen, und erheben sie dennoch ihr Haupt, so werden sie von Jenen herbeigeführt, welche die Freiheit vernichten wollen. Von allen Völkern, die der Scepter Sr. Majestät des Kaisers beherrscht, ist keines aufopfernder und fügsamer als wir Ungarn; es gibt kein Land, welches so un-

entbehrlich ist zur Aufrechterhaltung der Monarchie als das unsere — allein seit Jahrhunderten schon sind beide bedrückt. Gerade jene Männer, die, wenn man Vertrauen in sie setzen wollte, zu den eifrigsten Vorkämpfern der Sache des Kaiserhauses gehören würden, ergreifen jetzt die Waffen, des Friedens, nicht des Kampfes wegen. Ein freies offenes, persönliches Auftreten Sr. Majestät des Kaisers, das Entfernen unserer geschwornen Feinde vom Staatsruder, das treue Hüten und Bewahren unserer Verfassung würde binnen ein paar kurzen Wochen mehr thun, als alles, was die Heerführer Sr. Majestät zu erkämpfen vermögen.

»Rákóczi, so wie alle jene Männer, deren letzte Zuflucht gegen Verfolgung und Bedrückung die Schilderhebung ist, sind selbst inmitten der errungenen Vortheile bereit zur Ausöhnung.«

»Meines Wissens,« entgegnete die Kaiserin, auf welche die offene Rede der ungarischen Frau nicht gerade den günstigsten Einfluß übte, »meines Wissens hat Ungarn nicht über Ungerechtigkeit zu klagen, und sind die Männer, denen der Kaiser und die Regierung ihr Vertrauen geschenkt, auch oft gezwungen zur Strenge ihre Zuflucht zu nehmen, so thun sie dies nur mit Widerwillen, als eine traurige, doch unvermeidliche Pflicht. Nicht das Land ist es, das unzufrieden ist, Ihr seid in traurigem Irrthum befangen, wenn Ihr dies wähnt, Frau von Kasafel; glaubt mir, nur Jene murren und empören sich, die zu ihrem eignen Vortheile des armen Volkes leicht zu erringendes Vertrauen und seine Leidenschaften auszubeuten suchen.«

»Euer Majestät wähnen, daß dem also ist,« entgeg-

nete die Witwe, »und es nimmt mich keineswegs Wunder, daß die Männer, die im Namen Sr. Majestät die Geißel so unerbittlich schwingen, die Sache also darzustellen suchen, wie —«

»Frau von Rafael,« unterbrach sie Eleonora, »Ihr vergeßt Euch, und sucht die Männer zu verdächtigen, deren Treue sich seit Jahren bewährte. Dies ist nicht wohlgethan; zwar liebe ich die Wahrheit, und bin stets bereit, ihr mein Ohr zu leihen, allein ich hasse alles, was Angeberei und Verdächtigung heißt. Es ist nicht unsere, der Frauen, Sache, uns ein Urtheil anzumessen über die Angelegenheiten des Reiches, wie Ihr dies so eben gethan. Ungarn könnte nichts Ersprießlicheres thun, als sich unbedingt zu unterwerfen, und seine Interessen den besten Händen, nämlich jenen meines Gemales, des Kaisers, seines rechtmäßigen Königs, anzuvertrauen, wie es sich für treue Unterthanen ziemt. Ihr werdet mich nie davon zu überzeugen vermögen, daß der Kaiser nicht die Ruhe, das Glück und den Wohlstand Ungarns zu befördern wünscht, denn dies liegt ja in seinem eigenen, nächsten Interesse. Deshalb setzt euer Vertrauen mit gebührender Bescheidenheit in Gottes weise Rathschlüsse, er wird die Zukunft nach seinem unerforschlichen Willen zu gestalten wissen. Habt Ihr mir noch etwas, Euch selbst betreffend, mitzutheilen, so sprecht; ich bin bereit, Euch anzuhören.«

»Ach!« seufzte die Witwe, während eine Wolke der Enttäuschung ihre Züge überslog; dann sprach sie kalt und ruhig: »Ich schweige, Euer Majestät, und flehe Euch nur um den geschriebenen Befehl zur Freilassung derer an, die meinem Herzen am nächsten stehen.«

Die Kaiserin, welche weit ernster geworden, als sie es zu Anfang des Gesprächs gewesen, setzte sich an einen reichgeschmückten Schreibtisch, warf ein paar Zeilen auf's Papier und übergab sie der Witwe, deren Niedergeschlagenheit so augenscheinlich war, daß Eleonora, die zwar jede unberufene Einmischung verdammt, die peinliche Lage dieser Frau jedoch zu fassen wußte, sie nicht ohne ein paar Worte des Trostes entlassen wollte; deshalb sagte sie mit sanfter Freundlichkeit, während sie sich erhob:

»Frau von Rafael! Euer Schwager, der unglückliche Borri, hat meinem Gatten das Leben gerettet; deshalb bestätige ich auch für Euch das Recht, Euch wann immer bei mir anmelden lassen zu dürfen. Sagt eurem Schwiegersohne in meinem Namen, er möge die Partei der Aufständischen verlassen; geht er in sich, so soll es meine Sache sein ihn zu versorgen. Des Kaisers Herz ist groß und edel. Euer Schwiegersohn kann daher nichts Besseres thun, als zu seinem Könige zu eilen und in diesen schweren Tagen Gut und Blut dessen Dienste zu opfern.«

Die Witwe Rafael hatte an diesem Abende zwei harte Windstöße bestanden. Der eine gab ihr den Glauben an die Menschheit zurück — der andere zerstörte ihn wieder.

Was hätte sie in dieser bedeutungsvollen Stunde auf jene Worte zu erwiedern gewußt? — Hatte sie doch das Leben ihrer Kinder gerettet, und trug nichts Schlechteres im Herzen mit sich fort, als sie mit sich gebracht. Was sie verloren, war ein kurzer Traum — ein Traum des Glaubens und der Hoffnung; jetzt saß die Wirklichkeit ihr wieder schwarz und trübe auf den Schultern, wie nach

des Dichters Worten die Sorge hinter dem Sattel des Reiters.

Die Kaiserin beugte das Haupt, und sich tief verneigend verließ die Witwe schweigend das Gemach.

Eleonora fühlte sich erleichtert, als sie die hohe, einfach würdige Gestalt in der Thür verschwinden sah. Die Worte dieser kräftigen, charaktervollen Frau gliehen dem Lichte des Blitzes, der die Dunkelheit durchzuckt: sie blendeten mehr, als sie erleuchteten, und ließen die Nacht noch finsterner erscheinen als vorher. — Ob sie jedoch ganz ohne Wirkung geblieben — ist eine Frage, auf welcher in nächster Zukunft eine ahnungsvolle Antwort unserer harret.

Während die Witwe Rafael die Räume der Hofburg durchschritt, ihren Wagen bestieg und zurück in ihre Wohnung fuhr, ließ sie, in Gedanken vertieft, das Bild des so eben Erlebten vor ihrer Seele aufsteigen.

Es war spät, als sie ihr Stübchen erreichte, allein kein Schlaf kam in ihr Auge; sie saß am Fuße ihres Lagers, die Stirne in die Hand gestützt, und sann und grübelte mit trüber Miene. Endlich erhob sie sich, und mit einem tiefen Seufzer rief sie ernst und bitter aus: »Was habe ich denn mehr erwartet? Weshalb kann ich mich nicht zufrieden geben? Ich werde die Welt und die Menschen doch nicht besser machen.«

Sie verstummte und fuhr dann nach kurzer Pause fort: »Ich will mein Lager suchen, das ist das Klügste, was ich thun kann. Mit Tagesanbruch mache ich mich dann auf den Weg zu jenem Schick, der es gewagt, einem Eugen von Savoyen den Degen abzufordern.«

Nach diesen Worten schien ein neuer Gedanke sich ihrer zu bemächtigen, denn sie rief mit bitterem Lächeln aus:

»Oh, und dieser unbedachte junge Mann, Apaggi, oder wie er eigentlich heißen mag, denn er besitzt so viele Namen, als das Jahr Tage hat, ist auch nicht klüger, als ich es bin. Wahr ist's, sein Charakter bleibt sich immer gleich — da gibt's kein Schwanken, keine Wandlung. Er ist rein wie des Spiegels Fläche, der tausend Gebilde zurückgibt, während er selbst keine fremde Miene, keine fremde Farbe annimmt, sondern stets rein und fleckenlos bleibt.

»Dieser alberne Jüngling will die Welt verbessern; er betet weder die Sonne an, die hier und in Wien ihre glänzenden Strahlen ausströmt, noch den feurigen Kometen, der in blutigen Flammen über dem Felde der Schlachten schwebt — Kákóczi! Ein anderer großer und heiliger Glaube lebt in dieser reinen, edlen Brust: der Glaube an das Volk und an das Menschenrecht. — Wird das Volk ihn wohl verstehen? — Ich mag nicht mit ihm streiten; weshalb? zu welchem Ende sollt' ich's thun? Ist der Gedanke, der ihn auf seinen Flügeln trägt, nicht schön und erhaben? — Das Volk, das zum Selbstbewußtsein erwacht, wie der Säugling, wenn er zum ersten Male den Mutternamen stammelt? Er wähnt, daß sich Fesseln zersprengen lassen gleich schwanken Weinranken — daß es im Reiche der Möglichkeit liegt, das wildgewordene Kof einzuholen — zu überflügeln! Traumgebilde! — gleich dem Pfeile, der vom Felsen prallt, gleich dem Laute, den der Sturm verschlingt.«

So sann und grübelte die Witwe, während sie sich entkleidete und ihr Lager bestieg, wo sie sich zwang, an grüne, wallende Kornfelder, an stille Quellen mit ihrem leisen Rieseln und an der sanften Hirtenflöte Lied zu denken, wie es ihr vor vielen, vielen Jahren die alte Amme gelehrt, wenn der Schlaf den kleinen Pflingling floh.

O damals! — damals dachte sie noch nicht an Tod und Leben — nicht an das schöne, zertretene Vaterland mit seinen grünen Bergen — sie dachte an ihre Puppe und an die Seifenblasen, deren Regenbogenfarben noch vor ihren Augen flimmerten.

Damals wie jetzt war's eine leere Blase gewesen, die zerplatzend — in nichts zerfiel.

Du sollst nicht tödten!

In den Straßen Prags verdunkelten sich nach und nach die Fenster, nur hoch oben in irgend einer Dachkammer oder tief unten in den Kellergewölben der Häuser flackerte noch hier und da das Lämpchen emsiger Armuth. Die Großen und Reichen schlummerten bereits auf weichem Lager; ruhig und mit gleichmäßigem Herzschlage? ohne Angst und Reue? — Laßt uns sehen — und urtheilen.

General Caraffa, der Held von Speries, einst der erwählte Ritter Barbara Ujhelyi's, hatte zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit das ferne Kriegslager verlassen und war nach Prag geeilt. Er wollte dort mit seinem Arzte und mit einem heiligen Manne, seinem einstigen Beichtvater, Rücksprache nehmen; denn Caraffa war ein

andächtiger Mann, der häufig zur Beichte ging und das Sacrament empfing.

Was konnte es wohl für ein Bewandniß haben mit der Gesundheit des beliebten, stets gerngesehenen und von den hohen und allerhöchsten Herrschaften auf so schmeichelhafte Weise ausgezeichneten Kriegers? War doch sein Antlitz frisch und glänzend wie ein reifer Apfel und das Bäuchlein schön gerundet. — Nur das Haar ergraute immer mehr und mehr; nur die tiefe Falte zwischen den Augenbraunen ward immer tiefer, diese Falte der Sorge, die erste, die das Antlitz der Jugend entstellt, wenn es dem Sturme die Stirne bietet, und schauernd in den Abgrund blickt. Was mochte ihm fehlen? Wie mochte die Krankheit heißen, gegen die er sowohl des Arztes als des Seelsorgers zu bedürfen glaubte?

An jenem Abende, an welchem wir die Witwe Rafael in den kaiserlichen Gemächern gesehen, kehrte Saraffa zur gewohnten Stunde in seine Wohnung zurück. Er betrat das Vorgemach, wo seiner ein mürrischer Invalide — seit Jahren schon des Generals Leibdiener — geduldig harrete.

Der alte Soldat zündete die Wachskerzen an, und sie auf den Arbeitstisch des Generals stellend, der von Schriften und Landkarten bedeckt war, begann er seinen Herrn zu entkleiden, brachte ihm dann den Schlafrock, warf ein paar Holzscheite in den weiten Ofen, in welchem das Feuer leise glimmte, brannte die Nachtlampe an und verließ dann das Gemach.

Dies alles geschah, ohne daß der Alte ein einzig Wort gesprochen hatte.

Kaum sah Garaffa sich allein, so verschloß und verriegelte er die Thür, wiederholt versuchend, ob sie auch wohl verschlossen sei, nahm dann eine der Wachskerzen vom Tische und leuchtete damit in alle Ecken und Winkel der Stube, ja sogar unter sein Bett.

»Niemand!« rief er endlich leise aus und blickte furchtsam um sich.

Nun ging er eine Weile mit langen Schritten auf und ab, und blieb dann plötzlich stehen, das Ohr horchend vorgebeugt, als hätte er irgend ein Geräusch vernommen.

Nach kurzer Pause murmelte er leise und zerstreut vor sich hin: »Heute abermals ein Brief! Voriges Jahr am selben Tage — an diesem Tage des Fluches, ein anderer Brief! Jedes Jahr seit der Stunde, in welcher der Dolch sich in Elisabeths Herz gesenkt.«

Garaffa öffnete seine Briestasche und nahm ein Streifchen Papier aus derselben, an welchem Blutspuren zu erblicken waren.

Sein Antlitz erbleichte, die Lippen preßten sich über einander, und ein Ausdruck wilden, unversöhnlichen Hasses blitzte in den grünlichen Augen auf.

»Vergiß nicht, Mörder, daß der Rächer lebt und Dich nicht aus dem Auge verliert. Apaghi.«

»Wer kann dieser Mensch wohl sein? — Nicht derjenige, dessen Namen er angenommen, das leidet keinen Zweifel; Apaghi starb ja eines doppelten Todes.« Mit diesen Worten hielt Garaffa das Papier an die Flamme der Kerze, die es rasch verzehrte. »Warte nur, ich will Dich schon noch finden!« rief er mit verbissenem Grimme und setzte dann zusammenschauernd hinzu: »D, die Nacht

— die Nacht!« und er durchspähte das geräumige Gemach mit angsterfüllten Blicken bis in den fernsten Winkel. (63)

Es lag etwas Hyänenartiges in dem unschönen Antlitz, als er mit beiden Händen den langen, dichten Lippenbart durchfurchend, das Auge fest auf den verglimmenden Papierstreifen richtete, endlich streifte er den Schlafrock ab, und neben dem Bette niederknieend, bewegten seine Lippen sich, Gebete murmelnd.

Ein paar Augenblicke später löschte er die Lichter aus, bestieg sein Lager und zog die warme Decke über sich.

Das Gemach war traumähnlich erleuchtet durch das Licht der Nachtlampe und die Flammen des Feuers im Ofen. Alles war ruhig, nur von Zeit zu Zeit knisterten die brennenden Holzscheite, oder es ertönte draußen auf der Straße das ferne Lied des Nachtwächters oder der tiefe Schlag irgend einer Thurmuhhr, von dem schrillen Klingen des kleinen Glöckchens verkündigt.

Kalte Schweißtropfen begannen auf Caraffa's Stirn zu perlen. Er schämte sich dieser Angst — und sein Auge durchspähte die Dämmerung, als wollte es einen Gegenstand finden für das Entsetzen, das er nicht bezwingen konnte.

Jetzt schlug die nächste Thurmuhhr drei Viertel auf Eins. Caraffa zählte die Secunden in seiner abergläubischen Bedrängniß. Die Geisterstunde, von Mitternacht bis Ein Uhr Morgens, nahte ihrem Ende; es ward ihm leichter ums Herz und er kämpfte mit dem Schläfe, der sich unwiderstehlich auf seine Lider senkte.

Plötzlich sprang die Doppelthür des Gemaches auf, und blutigrother Schimmer durchwallte den weiten Raum.

Caraffa erhob sich rasch aus seinen Kissen, rieb sich die Augen und betastete seine Glieder, um sich zu überzeugen, ob er träume oder wache.

Er konnte nicht länger zweifeln: der gewohnte furchtbare Auftritt stand ihm bevor; jene geheimnißvolle Krankheit, die ihn nach Prag getrieben und über welche er eben heute mit dem berühmtesten Arzte und einem im Geruche der Heiligkeit stehenden Mönche ernst und lange Rath gepflogen.

Umsonst! Im Zelte des Lagers, im Getümmel lärmender Gastmahle, berauschender Orgien, ober stand oder ging, ob er zu Pferde saß, um sich den Schlaf zu vertreiben und die Nacht um ihre Schrecken zu betrügen — nichts wollte helfen! Wie der Polyp sein Opfer, umklammerte ihn der Schlaf; manchmal sank er vom Pferde, oder verstummte inmitten des lebhaftesten Gespräches; die Augen schlossen sich, das plötzlich erbleichte Antlitz nahm den Ausdruck des Entsetzens an, allein nichts vermochte ihn zu wecken, ja der Versuch, es zu thun, schien seine Qual noch zu vermehren.

Doch kaum war sein Auge geschlossen, kaum hatte der bekämpfte Schlaf ihn bezwungen, so fuhr er in diesem Scheintode empor und lebte, sah, fühlte.

Als an jenem Abende die Thür seines Gemaches aufsprang und Caraffa sich auf seinem Lager aufrichtend die Augen auf dieselbe heftete, sträubte sein greises Haar sich empor — er befand sich nicht mehr auf seinem Lager, son-

dern auf einem nackten Felsen, von wüster Einsamkeit umgeben, an die Säule eines Galgens gefesselt.

Wie um Laokoon und seine Söhne, ringelte eine ungeheure Schlange sich immer dichter und dichter um ihn und um den blutigen Triumphbogen seiner Heldenthaten.

Er wollte aufschreien, allein die Stimme versagte ihm, die Zunge war trocken, jedes Glied gelähmt. Nur das Auge sah scharf und deutlich, gleich jenem des Liegers, wenn er im Dickicht verborgen ein Häuflein Antilopen erspäht. Gleichviel ob dies Auge offen oder geschlossen sein mochte, es sah stets hell und klar.

Pfeifend fuhr der Wind über die unermessliche Wüste dahin, es dächte ihm, als trüge er die fernen Klänge eines Grabgesanges auf seinen Flügeln herbei. O dieser Gesang! — Diese furchtbaren Klänge, die ihm das Blut in den Adern erstarren machten, töntem immer und ohne Unterlaß in sein Ohr.

Bläuliches Dunkel, wie aus Nebelschichten gewoben, lag über der grauenvollen Einsamkeit, durchsichtig und doch entsetzlicher als die tiefste Finsterniß.

Caraffa rang in seinen furchtbaren Fesseln; Blut rieselte von allen Seiten auf den Felsen herab, als ob ein blutiger Regen vom Himmel fiel. Er hatte sein volles Bewußtsein, es war kein Traum, kein Wahngewand, es war Wirklichkeit, was vor ihm stand.

Plötzlich ward die Dämmerung zu undurchdringlichem Dunkel, nur aus weiter Ferne schimmerte ein heller Lichtstrahl durch die Finsterniß — und näher und immer näher, in Begleitung jenes furchtbaren Gesanges, kam ein

endloser Zug von Gestalten, vom grellen Lichte zahlloser Fackeln beleuchtet, stets näher und näher heran.

Jetzt langten die ersten desselben vor dem blutigen Mörder an, umflossen von geisterhaftem Schimmer; während der unermessliche Zug einem feurigen Strom gleich, dessen Wellen näher und immer näher wallen.

Voran ging Sigmund Zimmermann, Stadtrath von Speries. Er war nackt bis zum Gürtel, bedeckt mit Wunden, welche die Tortur ihm geschlagen; die rechte Hand fehlte — Caraffa hatte sie ihm abhauen lassen — und um den Hals bezeichnete ein rother Strich die Spur des Henkerbeiles.

Es war eine hohe, fleischlose Männergestalt mit krankhaften Zügen und gebeugter Haltung, doch schritt sie entschlossen vorwärts.

Als sie an Caraffa vorüberkam, richtete sich ihr Blick kalt doch vorwurfsvoll auf die gefesselte Hyäne, welcher der Angstschweiß von der Stirne troff.

Ihm folgten Caspar Kauscher, Andreas Kezer und Franz Baranyai, alle nackt bis zum Gürtel, mit Wunden bedeckt, die Rechte abgehauen und den blutigen Strich um den Hals, während vom Gürtel abwärts die Glieder in das ungarische Nationalgewand gehüllt waren.

Kaum waren sie vorübergeschritten, so folgte ihnen eine schöne Jünglingsgestalt, schlank und kräftig, mit dunklem Lockenhaar und Barte. Einst stand das Leben so schön vor ihm, und Herz und Seele erglühten so warm fürs Vaterland. Dies war Andreas Kezer's Sohn, Gabriel.

Jetzt kam Martin Sárosy, hoch und kräftig, mit

zerhackten Gliedern, dann Georg Schönleben und Fleischhacker.

Simon Feldmayer, ein greiser Krieger aus Tökölyi's Schaaren, der hinter Schönleben einerschritt, trug einen Dolch in der Hand, mit welchem er, um einem beschimpfenden Tode zu entgehen, sich Bahn gebrochen in eine bessere Welt.

Jetzt nahte langsamen Schrittes eine schöne, ehrwürdige Greisengestalt. Ein schneeweißer Bart, der bis zum Gürtel reichte, bedeckte die breite Brust, und hoch und stolz trug er das greise Haupt, über das so mancher Sturm dahingebraust. Der Blick war stolz und erhaben, und als er auf Caraffa fiel, schien ein Dolchstoß die Brust des feigen Mörders zu durchzucken. (64)

Dieser herrliche Greis, diese würdige Gestalt der Vorzeit, war Andreas Székely, eines der ersten Opfer Caraffa's und seiner nichtswürdigen Beischläferin Erzsótk zur Zeit des Sperieser Blutbades.

Ihm auf dem Fuße folgte ein hochgewachsener Mann mit kahler Stirn und dünnen Locken, Georg Rudnyánszky, ein herrlich Bild für den Pinsel eines Rubens, mit den schön geschnittenen Zügen und dem gebietenden Blicke des feurigen Auges.

Ihm nach kamen in endloser Reihe alle, die auf Caraffa's Befehl gehängt, geköpft, gespiest und geviertheilt worden waren, die den Geist aufgegeben unter den Qualen der Folter. Hatte er doch sechshundert Silbergulden als Preis ausgesetzt für die Erfindung eines neuen Marterwerkzeuges, und zwar unter der Regierung und im Namen Leopolds des Großen! (65)

O diese bleichen Gesichter, diese Blutzengen mit dem Ausdruck bitteren Vorwurfes in den erstarrten Zügen, mit dem Blicke des Hasses und der Verachtung in dem verglasten Auge, und der traurige entseßliche Grabgesang, dessen Töne selbst das Pfeifen des Sturmes verschlangen! Wer vermöchte die Qualen dieser Vision zu schildern!

Dort kamen Gabriel Palásdy, Friedrich Weber und sein Bruder Daniel, Samuel Lányi, ein einfacher Fleischer, den Garaffa auf der Straße aufgreifen und ohne Verhör noch Prozeß statt David Faja hinrichten ließ, weil letzterer unter den Qualen der Folter wahnsinnig geworden und dann im Kerker gestorben war. (66)

Allein wer dürfte wohl im Stande sein, sie alle aufzuzählen die Opfer, die durch ihn gefallen! Bei jeder neuen Erscheinung, jeder Wunde, jeder Verstümmelung, die er erblickte, bei jedem vorwurfsvollen Blicke, der ihn traf, suchte Garaffa mit der Kraft der Verzweiflung seine Fesseln zu sprengen, die sich bei jeder Bewegung, jedem fruchtlosen Ringen nur enger und enger zusammenzogen; denn er war eben so grausam als feige, eben so großsprecherisch als unwissend und von geringen Geistesgaben. (67) Sein Haar war aufgesträubt, die Augen traten ihm aus dem Kopfe, blutiger Schaum lag auf den erbleichten Lippen.

Und immer noch ziehen sie vorüber zu Hunderten und Hunderten, und der Gesang hört nicht auf, und über die wüste Fläche hallt es unaufhörlich und immer lauter und lauter herüber: »Mörder! Mörder! Mörder!«

Doch was naht dort heran in unabsehbarem Zuge?

Was für Gestalten sind dies, wie das Auge sie noch nie gesehen, die Einbildungskraft sie kaum zu schaffen vermog? Herrliche Wesen aus einer schöneren, glücklicheren Heimat. Zu Fuß, zu Rosse, in Wagen und glänzenden Kutschen, mit schimmernden Waffen und fliegenden Fahnen, in Sammt und Seide gehüllt, mit Gold und edlen Steinen geschmückt, im prachtvollen Nationalgewande die Einen, die Andern in einfach bürgerlicher Tracht; diese Bücher und Schriften unter dem Arme tragend, jene die Waffen in der Hand; Jünglinge und Mädchen, reizende Frauen und Kinder zart und schön gleich den Engeln des Himmels.

Tausende — Millionen! mit ernstern, kalten Zügen — gleich einem Bilde aus hundert verschiedenen Zeitabschnitten zusammengestellt: als ob sie einst gelebt hätten, lebten, oder noch leben sollten.

Sie alle, Männer, Frauen, Jünglinge und Kinder zogen manchmal gleich dem blendenden Regenbogen und manchmal gleich der silbern schimmernden Milchstraße an dem gefesselten Lieger vorüber. Hier war kein Blut, keine Qual, alles war still und schön, und dennoch so furchtbar anzuschauen.

Garaffa's Augen schienen zu Stein geworden; ein neues, unbekanntes Entsetzen bemächtigte sich seiner Seele. Es lag in den Gestalten der Vorüberwallenden und in ihren Blicken ein so trauriger Vorwurf, eine so erhabene Anklage, daß der verstockte Sünder, der einst in Speries von seinem Fenster aus lachend dem blutigen Gemegel zugehört, sich jetzt von namenlosem Schrecken ergriffen fühlte.

Wer sind diese schimmernden Gestalten? Woher kommen, wohin gehen sie? Was suchen sie in ihrer reinen

Größe hier bei dem elenden Mörder? — Wollen sie ihn mit Entsetzen erfüllen, ihn zur Reue bringen? — Nein, nein; ihr Erscheinen ist bezeichnender und vorwurfsvoller. Und immer mehr und mehr strömten herbei aus dem mitternächtlichen Dunkel, aus dem weiten Grabe, vom Flügel der Nacht bedeckt, während überirdischer Glanz sie umströmte und die Trauerstimmen aus der Ferne auf den Wellen des Gesanges fortwährend »Mörder! Mörder!« riefen.

Habt Ihr es wohl errathen, wer die nächtlichen Wallfahrer sind? — Ich will's Euch sagen: — es sind die Kinder der Ermordeten, die ungeborenen, des Lebens im Voraus beraubten Nachkommen aller derer, welche Lobkowitz, Cobb, Heister, Caraffa und wie die feigen Mörder alle heißen mögen, dem Tode geweiht hatten! Sie, die gelebt haben würden, die vielleicht durch ihre Tugenden, ihr Wissen, ihre Talente dem Vaterlande Ruhm und Ehre gebracht hätten, große Männer, geschichtliche Gestalten — die nicht existirten — weil sie in ihren Vätern ermordet wurden.

Plötzlich verstummte der Gesang, der Sturm erstarb, der wüste Ruf tönte nicht mehr aus der Ferne, Glanz und Schimmer war erloschen — und Caraffa fühlte nur die glatten Ringe der Schlange um seine Glieder, den kalten, klebrigen Blutschlamm unter den Füßen.

Hoch oben über den Wolken und über den Sternen erschien jetzt plötzlich ein glänzender Strahlenkranz und in dessen Mitte ein Engel mit weißen Viliensflügeln, während gleich Trompetenklang der Ruf ertönte:

»Du sollst nicht tödten!«

Der Zauber war gebrochen, die furchtbare Vision verschwand; am dunklen Nachthimmel schwammen schwere Wolken; Saraffa fühlte nicht mehr den Druck der Schlange, das Blut vertrocknete unter seinen Füßen, nur hoch oben, auf einem himmelhohen Felsen, stand ein riesiger Galgen und unter demselben der Henker mit dem blutrothen Mantel und dem breiten Richtschwerte in der erhobenen Hand.

Saraffa stürzte von dem Felsen herab, und mit einem furchtbaren Aufschrei kam er zur Besinnung.

Er lag in Schweiß gebadet inmitten seines Schlafzimmers, die Nägel in die Breter des Fußbodens geklammert, ächzend und athemlos von der ausgestandenen Angst, während durch die hohen Fenster der erste Schimmer der Morgendämmerung in das Gemach zu dringen begann.

Dies war Saraffa's Krankheit. Der Arzt, dem er insgeheim seine Qualen offenbart, sah ihm erschrocken in's Gesicht und erklärte dann, daß solch ein Zustand die Schranken seiner Kunst überschreite; dies sei nicht Krankheit, sondern eine Vision; er rieth ihm daher, nach Rom zu Sr. Heiligkeit dem Papste zu reisen, und Messen lesen zu lassen für die Seelen der Verstorbenen.

Der Geistliche war derselben Meinung, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen. Er behauptete, dies alles sei ein Werk des Teufels, denn der Böse, sehend, daß Saraffa ein wackerer, gottesfürchtiger, seinem Herrn treuergebener Soldat, für den Glauben und des Kaisers Majestät eine Gott wohlgefällige Handlung begangen, als

er jene Satelliten des Satans, die verworfenen Reher und Empörer unerbittlich ausgerottet — wolle jetzt den braven, seiner Pflicht getreuen Mann dadurch bestrafen und Rache an ihm üben, daß er ihm den Auswurf der Hölle über den Hals geschickt, so daß er weder Tag noch Nacht Ruhe habe. (68)

Der Satan und kein Anderer sei es, meinte der ehrwürdige Herr, dem Saraffa diese Plage zu danken habe. — Deshalb empfahl er Weihrauch und Weihwasser, und beschenkte den General mit einem Rosenkranze aus Jerusalem und anderen geheiligten Reliquien; er ermahnte ihn zum eifrigen Gebete und versicherte im Tone der Ueberzeugung, daß Se. Excellenz, wenn sie einst dies Thränenthal verlassen sollte, geradezu in den Himmel gelangen werde ohne die gewöhnliche Zwischenstation im Purgatorium. Ueberdies leistete er ihm das Versprechen, falls alles, was er anempfohlen, ohne Erfolg bleiben sollte, in optima forma gegen den Teufel aufzutreten, und ihn sammt allen seinen Helfershelfern aus Leibeskräften zu exorcisiren.

* * *

So dachte man zu jener Zeit. Wird heutzutage Jemand durch ähnliche Visionen geplagt, was in den Denkschriften ärztlicher Praxis eben nicht zu den Seltenheiten gehört, so gibt man ihm Pillen und Brechmittel ein, und die bösen Geister verschwinden. (69)

Sitzt das Uebel jedoch tiefer, als die gelehrten Herren wännen, erwacht das Gewissen, schreit vergossenes Blut nach Rache, dann freilich bleiben alle diese Heilmittel ohne Wirkung.

Deshalb: Tödt' nicht! — denn Wehe, Wehe dem Mörder!

Zwei Engel und eine Krone.

I.

Laßt uns aus der Zauberwelt der Einbildungskraft in's gewöhnliche Leben zurückkehren, ohne jedoch das, was die stets wache Seele in unser Traumgebilde webt, für bloßes Spiel der Phantasie zu halten. Es gibt in der Natur keine Sprünge; selbst die wunderbarsten Träume haben ihre ganz natürlichen Ursachen, und diese nächtlichen Gebilde sind oft nur die Folge einer Art unwillkürlicher Gerechtigkeitspflege, welche wir uns selbst gegenüber ausüben, — eine nicht zu verachtende und bedeutungsvolle Lehre.

Der Blutrichter von Speries hatte hinter den seidnen Vorhängen seines weichen Lagers keineswegs sanft geschlummert; er erwachte abgespannter, als er sich zur Ruhe begeben; Rákóczi hingegen, der schon seit Wochen die Kleider nicht abgelegt, und weit öfter unter freiem Himmel als unter schützendem Dache der Nachtruhe gepflogen, (70) fand Kraft und Gesundheit in ruhigem Schlafe, und umschwebten Zaubergebilde sein hartes Lager, so waren es die Gestalten seiner Gattin und seiner Kinder oder der Hoffnung glänzender Regenbogen, über ein freies Land gespannt.

Kein Grabgesang wie der, welcher Tag und Nacht in Caraffa's Ohren klang, störte seine Ruhe, und vernahm

er melodische Stimmen, so waren es ungarische Nationallieder und ein siegreiches io triumphe! das freudig über Berg und Thal schallte.

Wir haben ihn vor Tokaj verlassen, und finden ihn jetzt in den Mauern seines eigenen Ahnenschlosses wieder.

Die tapfere deutsche Besatzung hatte zwar anfangs den Sturm zurückgeschlagen; Rákóczi's Leute griffen die Feste zweimal an und mußten sich jedesmal zurückziehen, ohne den Sieg erkämpft zu haben.

Allein ihr kalter Muth und selbst die so heldenmüthig verlorenen Schlachten flößten der Besatzung von Tokaj Besorgnisse ein. Die Mannschaft sah ein, daß sie einen dritten Angriff nicht zurückschlagen könne, und forderte daher den Festungscommandanten auf, zu capituliren.

Dieser sträubte sich lange gegen die beschämende Zumuthung, und war der Letzte, der sich mit der Idee zu befreunden vermochte, die Feste ohne nochmaligen Sturm dem Feinde zu übergeben. Allein seine Leute begannen zu desertiren, und die Entmuthigung der Zurückgebliebenen war so groß, daß der wackere Befehlshaber endlich nachgeben mußte.

Rákóczi nahm die Bedingungen, die der Commandant ihm stellte, an, ließ die Besatzung auf deren eigenes Verlangen nach Pest geleiten und besetzte die Feste, wo er zahlreiche Kanonen und einen bedeutenden Vorrath von Kriegsbedarf fand. (71)

Dort, im Schlosse seiner Ahnen, erblicken wir ihn in einem geräumigen Saale. Gothische Spitzbogen wölbten sich über seinem Haupte, und die schweren, aus Eichenholz

geschmizten Möbel, so wie die ganze, mehr auf lange Dauer als auf Pracht berechnete Einrichtung des Schlosses bewies deutlich, daß die Rákóczi hier nur selten verweilt hatten, und auch dies nur während der schweren Tage heißer Kämpfe.

Rákóczi erhielt fortwährend Nachrichten aus allen Theilen des Landes, nicht nur von seinen Feldobersten, sondern auch von den zahllosen Emisären, die Niemand besser zu wählen und zu nützen wußte als er.

Unter den Depeschen, die am Tage nach der Einnahme von Tokaj anlangten, müssen wir ein Schreiben herausheben, das selbst in diesen ernstesten Tagen, wo sein Antlitz nur selten heiter, sein Befinden nur selten ein gutes war, ein Lächeln auf des Fürsten Lippen lockte.

Das Schreiben war von Bersényi's Hand; es war einem geschäftlichen Berichte beigelegt und lautete folgendermaßen:

»Freund, sei mir begrüßt! — Ob Du's glauben magst oder nicht: ich habe Amadil gesehen, und zwar abermals unter anderem Namen und Verhältnissen. War sie es wirklich, oder gibt es zwei, drei ihr ähnliche Gestalten, welche die Natur mit so viel Anmuth, so viel Reizen ausgestattet? — ich weiß es nicht; wohl aber, daß ich fest entschlossen bin, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

»Jetzt ist dies unbegreifliche Geschöpf nicht mehr Gräfin Erdödi, sondern Gräfin Draškovich. Du wirst fragen, wo ich sie gesehen, wie ich ihren Namen erfahren. — Dies ist bald erklärt.

»Als ich in Erlau einrückte, kam mir ein vierspänniger

Wagen entgegen, der die Stadt verließ. Sie saß in demselben — ich erkannte sie augenblicklich, obgleich die Pferde mit Windeseile dahinflogen.

»Das Volk drängte sich in den Straßen; überall wehten Fahnen, ertönte Jubelgeschrei; kaum ließ sich Jemand finden, mit dem es möglich gewesen wäre, ein vernünftig Wort zu reden. Ich schickte einen meiner Offiziere dem Wagen nach. Telekesi, im reichsten kirchlichen Schmucke, zu Pferde und von einer glänzenden Schaar von Edelleuten umgeben, kam mir entgegen; es war unmöglich die Truppen zu verlassen, an deren Spitze ich mich befand — und doch — kann ich nicht läugnen, daß ich fast unwiderstehliche Lust dazu empfand.

»Dem Offizier, den ich ausgesandt, gelang es trotz aller Mühe erst dann die dichte Volksmenge zu durchbrechen, als der Wagen schon in den aufwirbelnden Staubwolken verschwunden war; — er konnte ihn nicht mehr erreichen, doch erfuhr er von den Umstehenden, die den Wagen gleichfalls gesehen, daß es die Gräfin Draskovich, die Gemalin des Landrichters, war, die in demselben saß.

»Löse mir dies Räthsel, wenn Du kannst.

»O, erblicke ich sie noch einmal, dann, bei Gott, soll nichts mich abhalten, mich ihrer zu bemächtigen.«

Dies Schreiben war bloß mit dem Buchstaben B. unterzeichnet.

Wie wir aus diesen Zeilen sehen, bestand zwischen Rákóczi und seinem Freunde und Anhänger Bercsényi das innigste Vertrauen, und trotz der ernstesten, schweren Zeiten waren die beiden jungen Männer — jung geblieben.

Ein paar Offiziere betraten das Gemach und Rákóczi legte das Schreiben Bercsényi's bei Seite.

»Dies feste Schloß,« sagte Rákóczi, nachdem er wegen der Beköstigung der Truppen Rücksprache mit den Eingetretenen genommen, »ist uns mehr zur Last als zum Nutzen; ich werde es der Erde gleich machen lassen.«

Die beiden Offiziere theilten diese Ansicht nicht; allein Rákóczi wußte sie endlich davon zu überzeugen, wie wenig Vortheile dergleichen kleine befestigte Burgen, die man mit Besatzungen zu versehen gezwungen ist, eigentlich gewähren; während sie, wenn der Würfel sich wendet und sie in Feindeshände gerathen, nur Steine des Anstoßes sind. (72)

»Ich wünsche von Herzen, daß es keine einzige dieser kleinen Festen gäbe,« schloß Rákóczi, »die so viel Zeitverlust und so viel Blut gekostet wie Szathmár, Erlau Szolnok, Huszt, Szendrö und wie sie alle heißen mögen! — Die größeren und besser befestigten Plätze befinden sich in den Händen der Deutschen und der Türken; allein unsere festeste Burg ist hier,« sagte er, die Hand auf's Herz legend, »die Liebe für's Vaterland und für die Freiheit!«

Obgleich kein Feind sich in der Nähe befand, war die Feste doch sorgsam bewacht und die Zugbrücke stets aufgezogen. Ein Trompetenstoß war das Zeichen, daß Jemand Einlaß begehrte.

Rákóczi hatte eben das letzte Wort ausgesprochen, als die Trompete erklang, und ein paar Augenblicke später trat ein junger Offizier in das Gemach, meldend, daß ein vierspänniger Wagen, in welchem Frauen sich befinden, Einlaß begehre.

Zu jener Zeit war es keine Seltenheit, daß Frauen sich in die verschiedenen Lager begaben, jeden günstigen Augenblick nützend, um ihre Lieben zu besuchen, oder ihre Bitten und Klagen dem Manne an's Herz zu legen, von dem Ungarn alles hoffte und erwartete.

Wie viele, die auf den Flügeln der Hoffnung und Liebe anlangten, kehrten mit Schmerz und Trauer im Herzen von solch' einem Besuche zurück, oder durchspähten weinenden Auges das blutige Schlachtfeld, um die Leiche eines Vaters oder eines Gatten aufzusuchen, und den schwachen Lebensfunken anzufachen, der in der geliebten Brust vielleicht noch weilen mochte.

Dieser Besuch überraschte daher den Fürsten keineswegs, und seine angeborne Höflichkeit erlaubte ihm nicht, die Frauen auch nur einen Augenblick warten zu lassen.

Die Zugbrücke ward herabgelassen, ein geräumiger Reisewagen rollte über dieselbe in den engen Schloßhof, die Gäste stiegen aus, und bald rauschten ihre seideneu Gewänder über die Stufen der Treppe, und die Thüren des Saales öffneten sich vor den Eintretenden.

Rákóczi war so sehr in seine Brieffschaften vertieft, daß er nicht einmal an's Fenster trat, um einen Blick auf den Schloßhof und die Angekommenen zu werfen, und sich erst dann von seinem Sessel erhob, als die Thürflügel auseinandersprangen.

Drei Frauen in dunklen, einfachen Reisegewändern traten durch dieselbe in den Saal, alle drei groß, schlank und von edler Haltung.

»Amalie!« rief Rákóczi plötzlich, im Tone so freu-

diger Ueberraschung aus, daß wir umsonst versuchen würden, ihn wiederzugeben.

Wen dürfte es Wunder nehmen, daß er in diesen beglückenden Momenten des Wiedersehens weder sah noch hörte, was um ihn her vorging? Er hielt die lang entbehrte Gattin in den Armen — stumm — umflossen, vom verklärenden Lichte begeisterten Entzückens.

Sie war es die schöne bleiche Frau, stets so reizend, so voll von Anmuth und Würde. — Die Wolke des Kammers, die seit Jahren schon die hohe Stirne trübte, war verschwunden; ihr Antlitz strahlte, das Auge war der Spiegel der Seele, fast hörbar schlug ihr Herz. Sie war es — das Kostbarste, was ein Mann auf Erden besitzen kann, ein treues, liebendes Weib.

Als Amalie den Saal betrat, führte eine der beiden anderen Frauen sie an der Hand, als wollte sie sie vorstellen. Diese Frau, oder besser gesagt dieser Engel in Frauengestalt, war Magdalena. An ihrer Seite stand die dritte der Eingetretenen, die herrlichen dunklen Augen mit dem Ausdrucke innigster Liebe und Theilnahme auf die verschlungenen Gestalten des Fürsten und seiner Gattin gerichtet. Dies war Julia Gräfin Asprenont.

Als Kákóczi endlich aus seinem Freudenrausche erwachte, und die Umstehenden, ehrerbietig zurücktretend, die schöne Gruppe betrachteten, nahm Magdalena das Wort.

»Hier bringe ich Euch zwei langersehnte Gäste, mein Fürst. Zwar wäre es geziemender, wollte ich bescheidenlich verschweigen, daß ich die Hand dabei im Spiele gehabt; allein, weiß Gott, mir fehlt hierzu die nöthige Tugendkraft.«

»Ja, mein Bruder,« bestätigte Julia, nachdem Ká-

Kóczi auch die theure Schwester lange und innig ans Herz gedrückt, »wir haben dies freudige Wiedersehen nur Magdalena zu danken.«

Rákóczi reichte der schönen Frau die Hand, in deren Zügen man deutlich zu lesen vermochte, daß das einzige Glück, das sie sich auf Erden vorbehalten, das Beglücken Anderer war.

Amalie fand erst jetzt die Stimme wieder, denn ihre schöne Seele war am heftigsten ergriffen; kein Wunder daher, wenn die Worte, diese unzureichenden Dolmetscher der Seele, erst jetzt auf die bleichen Lippen traten.

»Magdalena, die treue Seele,« sprach sie mit bebender Stimme, »hat alles eronnen, alles ausgeführt!« Und mit dankbarer Liebe umfing sie die treue Freundin, deren Thränen sich mit den ihren mengten.

Es gibt Augenblicke, deren Glanz nie er stirbt; wer dieser Scene beigewohnt, vergaß sie nie mehr im Leben.

Kaum war die Ruhe etwas in Rákóczi's Brust zurückgekehrt, so ließ er eine Wohnung für die lieben Gäste herichten.

Der Gemächer gab es mehr als genug in der Burg, allein in einem Zustande, wie eine lange Belagerung allein ihn hervorrufen kann.

Doch die drei Frauen hatten gefunden, was sie gesucht, alles Uebrige kümmerte sie nur wenig.

Ihr Gepäck war bald in Ordnung gebracht, und als das frugale Mittagsmahl auf dem einfach gedeckten Tische dampfte, hatten sie bereits ein paar Stunden geruht und sich umgezogen.

Die kleine Tischgesellschaft war ungewöhnlich heiter.

denn das Erscheinen der drei anmuthigen Frauen hatte neues Leben in die düsteren Mauern gebracht, und übte ihren Einfluß nicht nur auf den Fürsten selbst und dessen nächste Umgebung, sondern auf das ganze Lager aus.

Es schien, als wüßte jeder Offizier und Gemeine diesen schönen Tag in Rákóczi's Leben gebührend zu feiern.

Nie hatte die Musik so heiter aufgespielt, nie klangen die Gläser so hell, nie wurden so zahlreiche Gesundheiten bei den festlichen Mahlzeiten im Lager und im nahen Städtchen ausgebracht, als während dieser paar denkwürdigen Tage.

Rákóczi's Herz war so übergovoll vor Freude, sein Glück so an's Unglaubliche grenzend, daß er sich durch Fragen keinen einzigen Augenblick verbittern wollte.

Und doch gab es gar Vieles, das der Aufklärung bedurfte; denn so ruhig auch die drei Frauen im Reisevagen saßen, als er über die Zugbrücke rollte, grenzte ihre Reise nach Tokaj doch fast an's Wunderbare.

Wie wir bereits erfahren, lebte die Fürstin Rákóczi als Gefangene in demselben Kloster, aus welchem es ihr schon einmal gelungen war zu entkommen, um ihren Gatten in Wienerisch-Neustadt aufzusuchen. (73)

Juliens Gatte gehörte zu den Getreuen des Kaisers; es war ihm daher in seinem eigenen Interesse unmöglich, zu gestatten, daß seine Gemalin eine Reise in die von den Aufständischen besetzten Theile des Landes unternähme, um dort das Haupt derselben aufzusuchen.

Magdalena endlich, obgleich sie sich einen hohen Grad von Selbstständigkeit erkämpft hatte, und gewohnt war, ihren Willen durchzusetzen, blieb doch immer nur ein schwaches Weib; und ihre glänzende Stellung gab sie mehr

als jede Andere der unerwünschten Aufmerksamkeit und Ueberwachung der Wiener und Prager Machthaber preis.

Wie kam es daher, daß es ihr möglich geworden, nicht nur selbst durch Waffenlärm und Kriegsvolk aller Art zu Kákóczi zu gelangen, sondern auch dessen Gattin und Schwester mitzubringen?

Die Antwort hierauf dürfte am leichtesten zu erlangen sein, wenn wir sie den Lippen der drei schönen Frauen selbst ablauschen.

Nach beendigtem Mittagmahle finden wir den Fürsten mit seinen Gästen im langentbehrten traulichen Familienkreise in einem der wohllicheren Gemächer des Schlosses wieder. Er war bereits von Allem unterrichtet, was seine Kinder betraf, denn hierin war die Fürstin seinen Fragen zuvorgekommen: seine beiden Söhne waren gesund und in guten Händen. Gern hätte sie Amalie mitgebracht, allein dies war unmöglich.

»Ist doch deine eigene Gegenwart an's Wunderbare grenzend, theuere Amalie,« sagte Kákóczi, »besonders in so lieber Gesellschaft: staune daher nicht, wenn ich Dich bitte, mir dies Räthsel zu lösen, und mir zu sagen, wie es Dir gelungen ist, der Wachsamkeit unserer Feinde zu entgehen.«

»Die Möglichkeit Dich zu besuchen danke ich meinem Schutzengel hier,« entgegnete die Fürstin, einen Blick warmer Dankbarkeit auf Magdalenen werfend. »Du weißt, daß die Nonnen des Klosters, das mir zum Aufenthaltsorte angewiesen ist, immer freundlich gegen mich gesinnt waren, und im Laufe der Zeit erwarb ich mir ein paar warme Anhängerinnen unter den frommen Schwestern, in der Aebtissin jedoch eine wahrhaft mütterliche Freundin.

Ich konnte ihnen allen volles Vertrauen schenken; als ich daher der Aebtissin meinen unwiderstehlichen Wunsch, Dich zu besuchen, gestand, und Magdalena ihren Plan unseren klosterlichen Freundinnen mittheilte, stießen wir wohl auf ein paar vorsichtige Einwürfe, jedoch keineswegs auf Widerstand.«

»Und dieser Plan?« fragte Rákóczi lebhaft.

»War einfach,« entgegnete die Fürstin. »Magdalena brachte eine ihrer Frauen, die mir an Größe und Gestalt gleicht, ins Kloster, wo ich ein paar Tage lang die Kranke spielte. Der Arzt war für uns gewonnen. Du kennst ja den alten Werner, den Wiener Leibarzt meiner Mutter; er ist zum Glück auch der Arzt jenes Klosters, und war freudig zu allem bereit trotz der nicht geringen Verantwortlichkeit. Magdalenens Kammerfrau nahm meine Stelle ein, während ich mit falschem Haare und in ihren Kleidern das Kloster mit meiner Freundin verließ, die bereits alle Reisevorbereitungen getroffen hatte.«

»Womit kann ich Euch meine Dankbarkeit beweisen?« rief Rákóczi, Magdalenens Hand an die Lippen drückend, aus.

»Durch eure Liebe für Amalien, Fürst,« entgegnete Magdalena sanft, »und dadurch, daß Ihr euren Glauben an die Menschheit bewahrt.«

Die Aufklärungen, die Amalie ihm gegeben, hatten ein Wölkchen der Sorge auf Rákóczi's Stirn gerufen. Es stand nicht alles so, wie er es anfangs gehofft und geglaubt hatte; deshalb fragte er schüchtern und mit klopfendem Herzen:

»Und was geschieht, wenn die Sache doch entdeckt wird? Wenn der Hof nach Wien zurückkehrt und Neu-

gierige unter der Maske der Theilnahme und dem Vorwande, Dich besuchen zu wollen, Einlaß ins Kloster und in deine Gemächer erzwingen?«

»Das darf nicht geschehen,« entgegnete die Fürstin mit augenscheinlicher Befangenheit. »Gelingt es Werner auch eine Zeit lang, durch Vorwände, wie sie Aerzten stets zu Gebote stehen, jeden Besuch zu verhindern, so kann dies doch nicht lange währen. Deshalb, theurer Franz, kann ich Dir nicht verbergen, so schwer dies Geständniß mir auch werden mag, daß mein Besuch binnen Kurzem schon beendet werden muß.«

»So schnell?« rief Rakóczi schmerzlich aus, »nachdem ich jeden Gedanken an eine neue Trennung zurückzuweisen suchte! O Amalie, jetzt, nachdem ein gütiges Geschick uns aufs Neue vereint, nachdem Du die drückenden Fesseln abgestreift, willst Du freiwillig in deinen Kerker zurückkehren, wo deine Existenz stets peinlicher zu werden droht, je größere Vortheile es mir gelingt zu erringen! Dies kann unmöglich dein Wille sein.«

Julia und Magdalena schwiegen; es lag etwas so peinlich Ergreifendes in dem Schmerze des sonst so starken Mannes, daß ihnen Thränen in die Augen traten.

»O Franz,« entgegnete die Fürstin traurig, »ich begreife deine Besorgniß, wer vermöchte wohl sie leichter zu begreifen als ich? Wir gleichen dem Schiffe, das der Sturm in dem Augenblicke in die finstere Tiefe zurückschleudert, wo es dem sichern Hafen naht und den Anker auswerfen will. Und dennoch, theurer Freund, kann ich nicht anders handeln! Vielleicht bringt eine gütige Vor-

sehung uns einst gründliche, unbedingte Hilfe, und gibt uns einander für immer zurück.«

»Kenne mir die Ursachen,« sagte Rákóczi ernst, »die Dich dazu bestimmen können, deinen Gatten in den schwersten Augenblicken seines Lebens abermals zu verlassen.«

»Höre mich an und urtheile,« entgegnete die Fürstin; »darf ich wohl die wackere Aebtissin, den treuen, redlichen Werner der Rache unserer Feinde preisgeben? — O! — diese Menschen sind selbst des Gräßlichsten fähig! Und hast Du vergessen, daß das Theuerste, was wir auf Erden besitzen — unsere Kinder — sich noch in Wien befinden?«

»O, hättest Du sie doch mit Dir gebracht!« seufzte Rákóczi, der viel zu sehr vom Schmerz befangen war, als daß selbst die handgreiflichsten Gründe ihn zu überzeugen vermocht hätten; — der Schmerz pflegt nicht logisch zu denken und zu urtheilen.

Amalie fuhr fort: »Ich habe der Aebtissin mein Ehrenwort gegeben, spätestens binnen drei Wochen zu ihr zurückzukehren; — dies und die zeitweilige Abwesenheit des Hofes war es allein, was sie bestimmen konnte, unser kühnes Unternehmen zu begünstigen. Selbst während dieser kurzen drei Wochen setzen unsere Freunde sich schon der größten Gefahr aus; sage selbst, Franz, darf deine Gattin, darf eine Fürstin Rákóczi ihr gegebenes Wort brechen? Kannst Du mir's verargen, Du, der Du mich liebst, mein Gatte, daß ich nicht feilschte um den Preis des kurzen Glückes, das ich jetzt genieße? — Kannst Du mir's verargen, daß auch ich, wie einst Regulus den Carthagenern, mein Wort verpfändet, zurückzukehren?«

Rákóczi's Begriffe von Tugend und Redlichkeit waren

die erhabensten; so weh es ihm daher auch thun mochte, das Liebste, was er auf Erden besaß, für lange Zeit, vielleicht für ewig zu verlieren, so konnte er doch seiner Gattin nicht Unrecht geben; allein sein Gemüth war noch nicht beruhigt genug, um dies aussprechen zu können.

»Sag', theures Weib,« begann er daher nach kurzem Schweigen ernst und trübe, »wenn mein Glücksstern einst erbleichen sollte, wenn eine ewige Vorsehung es so verfügte, daß dies arme Volk auf reichem Boden stets dar- bend — in der freien Luft seiner Berge und Thäler stets bedrückt — in seinen weiten Grenzen stets in Fesseln geschlagen bleibt, — was steht uns dann bevor? Wenn die edelsten Söhne des Vaterlandes der Reihe nach als Opfer fallen; wenn ich, heute siegreich — morgen vielleicht besiegt und landesflüchtig, die Asche meiner schönsten Hoffnungen mit mir in die Verbannung nehme — wer gibt Dich mir dann wieder? Und doch ist's nur der Feigling, der sich in stolzen Hoffnungen übernimmt, wenn das Glück ihm lächelt.«

»Dem darf nicht also sein!« rief die Fürstin strahlenden Auges im Tone der Begeisterung aus; »Du wirst siegen! — Der Glaube an eine gute Sache darf nicht erschüttert werden — denn der Glaube ist es, der das Glück auf seinen starken Schwingen trägt. Der Feige bebt gar oft, wenn Kraft und Macht in seinen Händen sind, und triumphirt ob eines grünen Hoffnungszweiges, wenn bereits alles verloren ist. — Du wirst siegen — und wir sehen uns wieder!«

Rákóczi verstummte; es schien als ob ein düsteres Vorgefühl ihn bedrücke — dann erhob er sich, und die

Hände seiner Frau ergreifend, sprach er mit Innigkeit:
 »Du hast Recht — sein Ehrenwort darf Niemand brechen.
 Fürchte nicht, daß ich den Glauben an die Menschheit ver-
 liere, er ist felsenfest, und ich werde der Letzte sein, der ihn
 aufgibt. Allein Du hast einen Glauben anderer Art in
 meiner Brust erweckt. O Amalie, ich glaube jetzt, daß ich
 etwas werth sein muß, da Gott mir solch' einen Engel an
 die Seite gestellt.«

Alle schwiegen, tief ergriffen.

Nachdem der Sturm der Empfindungen sich be-
 schwichtigt hatte, erzählte die Fürstin, wie sorgsam Mag-
 dalena alles vorbereitet; wie sie für einen geschickten Füh-
 rer gesorgt, der sie auf Nebenwegen nach Tokaj gebracht,
 auf denen sie keinem einzigen Feinde begegnet waren, ob-
 wohl die Reise fast acht Tage gewährt; und da die Rück-
 reise noch mehr Vorsicht und Zeit in Anspruch nehmen
 würde, glaube sie nicht mehr als vier Tage bei dem Für-
 sten weilen zu dürfen, wenn sie ihr gegebenes Wort hal-
 ten wolle.

»Und Ihr, theure Fürstin,« wandte Rákóczi sich jetzt
 an Magdalenen, »wollt Ihr mir nicht sagen, wie es Euch
 gelungen ist, mir auch die theure, langentbehrte Schwester
 zuzuführen?«

»Kaum weiß ich, was ich Euch hierauf erwiedern
 soll, mein Fürst,« entgegnete Magdalena mit einem An-
 fluge düsteren Ernstes. »Mir selbst kommt kein Verdienst
 hierbei zu, denn wir schwachen Sterblichen pflegen nur
 selten unsere eigenen Vorthelle aus dem Auge zu lassen.
 Meine beiden Freundinnen hier, denn auch Julia kann ich
 Freundin nennen, seitdem ich sie kennen gelernt, sah ich

Zeit Jahren leiden. Nicht das Geschick, nicht die Vorsehung, sondern die Menschen, diese ärgsten Feinde ihres eigenen Stammes, waren es, die drei liebende Herzen getrennt. Wer vermöchte wohl ruhigen Herzens die Willkür mit anzusehen, die eine große und unglückliche Nation bedrückt? Deshalb vermochte Niemand den edlen Mann zu hassen, der kühn die eigene Brust der Wuth der Tyrannei entgegenwarf, zum Schutze für das gute Recht seines Vaterlandes! Jene eiserne Mauer der Willkür mußte durchbrochen, untergraben oder überflügelt werden. Ich habe viele Freunde, und Ihr, mein Fürst, besitzt deren ohne Zahl, mehr, weit mehr, als Ihr glaubt. So viele hilfreiche Hände streckten sich mir entgegen, ich hatte über eine so große Zahl von Pferden und Wagen zu verfügen, daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, den ganzen hochlöblichen Kriegsrath hierher zu befördern. Deshalb war die Ausführung meines Vorhabens Kinderpiel und bot durchaus nichts Wunderbares dar. Sich des Glückes der Menschen zu freuen, die uns theuer sind, ist ein so natürliches Gefühl, daß Ihr nicht staunen dürft, wenn ich dem Gedanken, der seit Jahren in Amaliens und Juliens Herzen glimmte, durch einen Funken Leben verlieh; dies ist mein einzig Verdienst.

Amalie und Julia umarmten die liebenswürdige Freundin.

„Laßt uns das letzte der Räthsel lösen,“ nahm Gräfin Asprenont jetzt das Wort, „denn zwischen Menschen, die sich lieben, darf kein Geheimniß herrschen. Magdalena besuchte mich in Preßburg, theilte mir ihr Vorhaben mit, und fand mich augenblicklich bereit, in ihre Pläne ein-

zugehen. Du kennst meinen Gatten; das Vertrauen, das er mir schenkt, ist grenzenlos; allein es gibt Dinge, die seine schlechtbelohnte Treue für eine schlechte Sache nicht gutheißen kann, wenn auch sein Herz nichts daran zu tadeln findet. In solchem Falle drückt er ein Auge zu und duldet das, worin er kein Verbrechen sieht. Es gibt Gefühle und Pflichten, die seit ewigen Zeiten bestehen, die älter sind als alles, was menschliche Kurzsichtigkeit und Eifersucht zu unserer Qual ersinnen kann. Zu diesen Gefühlen gehört Geschwisterliebe, so wie der Drang, in Augenblicken der Gefahr diejenigen, die unseren Herzen am nächsten stehen, zu schützen, zu vertheidigen, nicht aber sie zu vergessen. — Ich sagte meinem Gatten nur, daß ich ihn für ein paar Wochen verlassen müsse, um eine heilige Pflicht zu erfüllen, und fragte ihn offen und aufrichtig, ob er wünsche, daß ich ihm das Ziel meiner Reise nenne. — Nach kurzem Nachdenken reichte er mir die Hand und entgegnete mit seiner gewohnten Güte: Geh', wohin dein Herz und deine Pflicht Dich ruft; Du wirst mir schon erzählen, wo Du gewesen, wenn Du in meine Arme zurückkehrst.«

In Rákóczi's Charakter lag etwas von den Eigenthümlichkeiten Alexander des Großen. Niemand wußte besser als er, wie sehr wir uns selbst achten, wenn wir guten Menschen zu vertrauen wissen. Kurz vor dem Besuche seiner Gattin fühlte er sich krank. (74) Die immerwährenden Anstrengungen hatten seine Kraft erschöpft; denn ist die Seele auch stark, so wird doch ihre Hülle von der Gefahr erschüttert. Sein treuer Leibarzt behandelte ihn; allein seine Freunde, die in jedem Schatten Gefahr erblickten und weit mehr für sein Leben besorgt waren

als er selbst, ermangelten nicht ihn fortwährend zu beschwören, er möge die verordneten Arzneien nicht einnehmen, da sie einen Vergiftungsversuch fürchteten. Während seine Freunde zitterten, schwankte Rákóczi's Vertrauen keinen Augenblick. Er nahm, was sein wackerer Arzt ihm verordnete, und genas. Die einfache Weise, in welcher Rákóczi dies in seinen Memoiren erzählt, läßt nicht errathen, daß er nicht weniger Muth bewiesen als Alexander der Große, als er den Becher aus den Händen seines verdächtigen Arztes Philipp nahm und dessen Inhalt austrank. (79)

Auf solch' einen Mann konnten Gefühle gleich jenen seines Schwagers Aspremont nicht ohne Wirkung bleiben, selbst wenn er ihm als Feind gegenüberstand.

»Hieran erkenne ich Gobert!« rief er aus; »doch sage mir, Julia, ahnte er deinen Vorsatz nicht?«

Ein sanftes Lächeln schwebte um die Lippen der Gräfin Aspremont. »Ich glaube,« entgegnete sie heiter, »daß er ganz gut weiß, wo ich bin.«

II.

Unter ähnlichen Gesprächen verfloss die Zeit, sie war beflügelt! Und konnte dies wohl anders sein? Rákóczi sah ein, daß seine Gattin ihr gegebenes Wort halten müsse, und nahm sich fest vor, einst zur Befreiung seiner Gattin und Kinder eine Thür zu öffnen, die sie ihm auf immer wiedergeben sollte.

Raum hatte man in der Umgegend erfahren, welche liebenswürdige Gäste die düstere Feste Tokaj beherbergte, so eilten von allen Seiten Besuche herbei, und Rákóczi

fand in seiner neubelebten Hofhaltung einen Schatten jener genußreichen Zeiten wieder, die er in seinem fürstlichen Schlosse Sáros verlebt.

Zwar fehlte der Glanz, der dort geherrscht hatte; allein man litt an nichts Noth; die ganze Gegend brachte reiche Gaben herbei, und Jedermann war glücklich, wenn man annahm, was er darbot.

Endlich nahte die schwere Stunde des Scheidens. Die Abreise der drei Frauen war für den nächsten Morgen festgesetzt. Zwar würde der Fürst es vorgezogen haben, die kurze Zeit, welche die lieben Gäste noch bei ihm verweilen konnten, im engen Kreise seiner Vertrauten zuzubringen, allein dies war nur für Augenblicke möglich.

Es eilten so Viele herbei, und der Fürst war ein so liebenswürdiger Hausherr, daß weder er selbst noch seine schönen Gäste es über's Herz bringen konnten, sich Denjenigen zu entziehen, die ihn mit so viel Eifer und Anhänglichkeit aufgesucht hatten.

Die berühmte Musikbande Kákóczi's spielte auf dem Schloßhofe, als über die jetzt herabgelassene Zugbrücke ein leichter polnischer Wagen in den Hofraum rollte.

Jedermann wußte, daß Kákóczi in Polen zahlreiche und größtentheils leidenschaftliche Freunde besaß, und der Anzug der Fremden, so wie der Wagen und das Pferdgeschirr ließen nicht daran zweifeln, daß der unerwartete Besuch aus jenem Lande kam, wo das Freiheitsgefühl, wenn auch erstickt, gleich der ewigen Lampe vor einem Heiligenbilde, sorgsam genährt und gepflegt, noch nie erloschen war.

Den leichten Wagen umringte ein Gefolge von zwölf

berittenen Uhlanen, was dem Ganzen einen mehr kriegerischen als glänzenden und imposanten Anschein verlieh.

Zwei Männer stiegen vor dem Schloßgebäude, wo die Musikbande aufgestellt war und eine ganze Schaar winterlich gekleideter Gäste sich trotz der strengen Kälte versammelt hatte, aus dem Wagen.

Nach kurzer Begrüßung der Fremden, die Niemand zu kennen schien, eilten diese nach dem Saale, wo Rakóczi sich im Kreise seiner Freunde befand, das Anlangen der Fremden jedoch augenblicklich wahrgenommen hatte.

„Freunde aus Polen!“ rief der Fürst heiter aus, „sie können uns nur Gutes bringen.“

In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren, und Prinz Wisnyowski und Graf Potocki, beide treue Freunde Rakóczi's, denen wir bereits in Polen begegneten, traten in den Saal. (7°)

Der Fürst empfing sie mit augenscheinlicher Freude. Es gibt Menschen, deren Erscheinen glückbringend ist. Dies ist kein Aberglaube, sondern hat seine ganz natürlichen Ursachen, es sind dies Menschen, die in glücklichen Tagen gern die Ersten sein möchten, die uns gute Kunde bringen, und ziehen düstere Wolken heran, so sind sie abermals die Ersten, die zu helfen und uns Trost und Hoffnung zu bringen suchen.

Die beiden Angekommenen gehörten zu diesen Menschen; sie waren Polen im schönsten Sinne des Wortes — dies genügt. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß es nirgends schwerer ist als in Polen, die heilige Flamme der Freiheit zu bewahren und, wie dies die Geschichte lehrt, vom Vater auf den Sohn zu vererben; denn in

jenem schönen Lande wälzt das Volk selbst sich mit Begehren im Schlamm der Knechtschaft, und während es vor seinem Gebieter kriecherisch zur Erde sinkt, ist es auf den ersten Aufruf blutdürstiger Menschenjäger bereit, ihm den Dolch in die Brust zu stoßen.

Nirgends feierte die trennende und verfeindende Politik der Machthaber jener Zeiten ein reicheres Erntefest, als bei den unteren Schichten dieses vernachlässigten Volksstammes, die stets dem ersten Impulse zu folgen pflegen, und wahnbefangen sich stets denjenigen in die Arme stürzen, die sie schon so oft aufs Eis geführt.

Wisnyowski und vor allem Potocki besaßen ungeheuren Einfluß in ihrem Vaterlande, und zwar, wohl verstanden; nur ihres unermesslichen Reichthumes wegen, auch auf das gemeine Volk. Deshalb waren auch beider Namen, besonders jedoch jener Potocki's, der deutschen Regierung von jeher verhaßt; und wer diese Namen trug, konnte darauf rechnen, daß er unter dem ersten besten aus der Luft gegriffenen Vorwande Verfolgungen und Rache erdulden müsse. König August, der Starke genannt, fühlte sich von panischem Schrecken ergriffen, so oft einer dieser Namen auch nur von ihm ausgesprochen wurde. (27)

Rákóczi sagte sich augenblicklich, daß diese beiden Männer nicht ohne wichtige Gründe ihr Vaterland in einem Augenblicke verlassen hatten, wo auch dort die Flammen aus der Asche zu schlagen begannen, und zog sich deshalb, sobald die ersten Begrüßungen vorüber waren, mit ihnen in eines der entlegenen Gemächer zurück. Es entging seiner Aufmerksamkeit nicht, daß sich ungeachtet der wärmsten Theilnahme doch in ihrer ganzen Haltung eine

gewisse Ehrfurcht und Feierlichkeit aussprach, welche bei dem höchst vertrauten und freundschaftlichen Verhältnisse, welches zwischen den drei Männern bestand, nicht an seinem Plage zu sein schien.

Kaum waren sie allein, so zog Wisnyowski eine Schrift unter seinem samntenen Kontusch hervor und übergab sie dem Fürsten.

Es war ein Brief von Radzinski, dem Primas Polens, der ihn benachrichtigte, daß er, seinem hohen Amte gemäß, Jedermann feierlichst zu wissen gethan, daß der Thron Polens erledigt und der Augenblick einer neuen Königswahl gekommen sei. (78)

Der Obergeneral der Krone, Lubomirski, war mit dem Primas einverstanden, und da sie sich beide von der Neutralität des Königs von Schweden überzeugt, hatten sie beschlossen, Rákóczi zum Könige zu wählen. (79)

Während dieser jenes wichtige Schreiben aufmerksam durchlas, hingen die Blicke der beiden Polen mit reger Wißbegier an seinen Zügen, allein nicht der kleinste Freudenstrahl erhellte dieselben.

Als Rákóczi den Brief beendet hatte, schüttelte er den beiden Männern warm die Hände und sprach mit unwiderstehlicher Herzlichkeit: „Dies Schreiben hat mich überrascht! Wie vermag ich jemals dem freiesten aller Länder für so viel Vertrauen zu danken?“

„Der beste Dank, Hoheit,“ entgegnete rasch Potocki, „ist die Annahme dieser Wahl. Beliebt uns zu den nöthigen Schritten zu ermächtigen.“

Rákóczi trat ein paar Schritte zurück und sagte dann sanft, in versöhnlichem Tone:

»Nennt mich nicht Hoheit; der Name Freund ist mir theurer, dünkt mir ehrender; ich mag ihn mit keinem andern vertauschen. Ueberdies, meine Freunde, so unvergeßlich mir auch diese Stunde bleiben wird, in welcher mir eine so ehrende Auszeichnung zu Theil geworden, so muß ich doch dem Glücke und der Ehre entsagen, der König eines der freiheitliebendsten Länder der Erde zu sein.« (80)

»Ist's möglich?« riefen die beiden Polen aus, »Ihr nehmt den Ruf nicht an, selbst wenn er Euch von Männern zukömmt, die das Gelingen der Wahl zu verbürgen vermögen?«

»Ich kann ihn nicht annehmen, meine Freunde, obgleich ich Polens Glück aus vollem Herzen wünsche, und stolz darauf sein würde, es aus allen Kräften zu befördern. Blickt um Euch! Des Aufruhrs Flamme lodert überall in meinem Vaterlande empor; Jedermann setzt seine Hoffnung in mich — erwartet alles nur von mir; — urtheilt selbst: verträgt es sich mit meiner Ehre, meinem Gewissen, mein Vaterland jetzt, um einer fremden Krone willen, zu verlassen?« (81)

»Könnt Ihr nicht mehr für euer Vaterland thun,« erwiederte Potocki warm, »wenn die Krone eines schönen freien Landes euer Haupt ziert? O Freund, die Hand der Vorsehung winkt — weiset sie nicht zurück.«

Hätte Rákóczi nur seinen eigenen Vortheil im Auge gehabt, er hätte nichts Besseres thun können, als die Krone Polens anzunehmen. Allein er war nicht der Erste, der darnach strebte, seinem Vaterlande die Freiheit zurückzugeben, nicht aber eine Krone auf sein Haupt zu setzen; Gabriel Bethlen befand sich in demselben Falle.

Unsere Feinde waren nicht so bescheiden, und hätten alle Kronen der Welt auf ihre Stirne gehäuft, wäre dies möglich gewesen.

Nach kurzem Schweigen entgegnete Rákóczi ruhig: »Verzeiht mir, meine Freunde, wenn ich meine Weigerung wiederholen muß. Dies arme, sturmbewegte Schiff in sicherem Hafen zu bringen, ist meine erste, dringendste Pflicht.« (82)

Die beiden Männer, in ihren Hoffnungen getäuscht, verlegt durch die Zurückweisung der Krone ihres Landes, boten alle ihre Beredsamkeit auf, um Rákóczi's Entschluß zu erschüttern; umsonst! Er hatte nur einen Gedanken, ein Streben, ein Sehnen: das Erringen der Unabhängigkeit seines Vaterlandes.

Die beiden Polen vermochten ihre Entrüstung nicht zu verbergen, so daß das Gespräch in ziemlich scharfen Ton verfiel. Kaum war jedoch die so natürliche Aufregung etwas beschwichtigt, so waren sie die Ersten, in deren Augen Rákóczi durch seine seltene Selbstverläugnung gewann, statt zu verlieren, und in deren Herzen die Bitterkeit sich bald in den Schmerz verwandelte, solch' einen Mann nicht auf den Thron erheben zu können, den einst Stephan Báthori eingenommen hatte.

Rákóczi gelang es endlich, sie zu beruhigen; und vermochte er auch nicht sie davon zu überzeugen, daß er das Beste gewählt, so mußten sie doch eingestehen, daß er nicht edler hätte wählen können.

Er gab ihnen zwei seiner Günstlinge an die Seite: Paul Ráday, der seit einiger Zeit Secretär in seiner geheimen Kanzlei war, und Michael Okolicsányi, der, wie

einst Longueval und später dessen Verwandter Paul, sich in sein Vertrauen zu schleichen gewußt. Es war dies einer jener geheimen Spione und Agenten der Regierung, wie sie bei jeder Revolution sich nur zu häufig vorfinden. List und Intrigue ist das Element, das ihnen am besten zusagt. (⁸³)

Rákóczi gebot ihnen erst mit dem Cardinal Radzinski zu sprechen, und ihn von dem Gewichte seiner Gründe zu überzeugen, und dann sich eilig an den Hof des Königs von Schweden zu begeben.

Durch diese Gesandtschaft wollte Rákóczi sich die bisher bewiesene Gunst des Königs von Schweden erhalten, und ihn an das Bündniß erinnern, das zwischen seinem berühmten Großvater und Georg Rákóczi geknüpft worden war, und welches darin bestand, daß in dem Falle, wo man die Familie Rákóczi des Fürstenthums Siebenbürgen berauben wolle, der König von Schweden sich verpflichte, ihm mit vierzigtausend Thalern und sechstausend Mann Hilfstruppen zu Hilfe zu kommen. (⁸⁴)

Wisnyowski und Potocki verließen die Feste noch am selben Abende in Begleitung Ráday's und Okolicsanyi's. Die beiden Polen waren treue und aufrichtige Freunde Rákóczi's und ahnten keineswegs, daß sie, eben so wie Radzinski selbst, in dieser Sache nur die unbewußten Werkzeuge der meisterhaft angelegten Intrigue der österreichischen Regierung gewesen.

* * *

Raum waren die Wiener Machthaber zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Gefahr, welche dem kaiserlichen Throne drohte, eine ernste und unmittelbare war, so richtete

all ihr Sinnen und Trachten sich darnach, Kákóczi um jeden Preis vom Schauplatze der Revolution zu entfernen. Es ist eine eigenthümliche Monomanie des schlechten Gewissens, daß es, während es selbst den eifrigsten Anhängern der eigenen Sache mißtraut, doch im feindlichen Lager das Gelingen stets an einen einzigen Namen, eine einzige Individualität knüpft. Die Regierung gab sich daher auch jetzt der Hoffnung hin, daß im Augenblicke, in welchem der junge, heldenmüthige Kákóczi entfernt, oder in seinen Bedingungen erschüttert werden könne, der Aufstand alsogleich sich beschwichtigen müsse.

Wohl möglich, daß diese Berechnung eine richtige war, doch gereichte sie jedenfalls der Regierung zur Schmach, die von sich selbst auf Andere schließend, von einem Kákóczi voraussetzte, daß er aus Privatinteresse oder um einer glänzenden Auszeichnung willen in seiner Thatkraft erlahmen, in seiner Vaterlandsliebe erkalten könne.

Hätten sie ihre Pläne im Gegentheile auf diese Vaterlandsliebe gebaut, sie würden besser gelungen sein, denn selbst während der glücklichsten Phasen des Aufstandes würden sie Kákóczi zu einer Ausöhnung bereit gefunden haben, die dem Vaterlande sein gutes Recht sicherte, wenn er selbst hierbei auch leer ausgegangen wäre. ⁽⁸⁵⁾

Wahrscheinlich wußten die beiden polnischen Herren, daß die Fürstin andern Tages Tokaj verlassen mußte, und ihr Zartgefühl erlaubte ihnen daher nicht lange zu verweilen; übrigens war ihre Sendung auch der Art, daß sie strenges Geheimhalten nöthig machte.

Jedenfalls würden sich auch im ungarischen Lager

mehr als einer jener allzueifrigen Patrioten gefunden haben, die bei der kleinsten Ahnung davon, daß Rákóczi die Krone Polens angetragen worden, Verrath geschrien hätten. Es ist das Schicksal solcher Männer wie Rákóczi, daß sie in ihrer bescheidenen Größe und reinen Erhabenheit dem großen Haufen gegenüber an der Grenze des Unglaublichen stehen. Nur Adler vermögen dem Könige der Vögel in seinem Fluge zu folgen.

Nach der Entfernung der polnischen Herren brachte der Fürst, ungeachtet der bedeutenden Zahl der anwesenden Gäste, den Abend größtentheils allein mit seiner Gattin und Schwester und deren Freundin zu.

Ehre oder Freiheit?

I.

Rákóczi hatte seinen Gästen nicht verrathen, daß die Fürstin ihn andern Tages verlassen, und nach Wien in den Bereich seiner Feinde, der deutschen Regierungsmänner, zurückkehren sollte. Er wollte allen Bitten und Rathschlägen aus dem Wege gehen, und deshalb sollte die Abreise geheim gehalten werden, was auch sicher gelungen sein würde, hätte sie sich nicht um zwei Stunden verspätet, wie dies nicht selten der Fall ist, wenn Frauen eine Reise antreten.

Nicht nur die Offiziere der Besatzung, sondern auch jene der Lagertruppen glaubten, daß die Fürstin ihren Gatten nicht mehr verlassen werde. Amalie war in Ungarn

außerordentlich beliebt. Einer schönen jungen Frau, die die Landessprache binnen wenig Jahren sich vollkommen angeeignet hatte, und für alles, was die Landsleute ihres Gatten betraf, die wärmsten Sympathien an den Tag legte, konnte es nicht schwer werden, die warmschlagenden Ungarherzen zu erobern. Von Magdalenen wußte man nur, daß sie eine nahe Verwandte und vertraute Freundin der Fürstin sei; Gräfin Aspremont hingegen hatte viel von ihrer Beliebtheit eingeübt.

Es gab gar Manche, die es ihr nicht verzeihen konnten, daß sie einen Ausländer geheiratet hatte, und zwar einen General der feindlichen Truppen. Daher folgte mehr als ein Auge mit unwilligem Verdachte sowohl ihr als Magdalenen, von der man sich sogar in's Ohr flüsterte, daß sie die Fürstin nur begleitet habe, um zu spioniren. Schon damals gab es einen Menschen in Rákóczi's Umgebung, einen Menschen, dem wir später mehr in's Angesicht leuchten wollen, der durch hingeworfene Worte und Andeutungen den giftigen Samen des Mißtrauens auszustreuen trachtete, um so zu sagen seine Fledermausflügel zu entfalten und zu versuchen begann, um später desto dreister das Netz seiner Umtriebe spinnen zu können.

* * *

Der Tag des Abschiedes brach an; die Morgenluft war kalt, doch hell und rein, und die Dienerschaft im Schloßhofe mit dem Packen des Reisewagens beschäftigt.

Plötzlich begann die unerwartete Nachricht, erst nur in leisem Geflüster, doch nach und nach immer lauter sich zu verbreiten, daß nicht nur Gräfin Aspremont und Mag-

dalena, sondern auch die Fürstin selbst im Begriffe sei, Tokaj zu verlassen.

Aus dem nahen Lager kamen gewöhnlich schon zur frühen Morgenstunde Offiziere nach dem Schlosse, um Befehle einzuholen, oder die Besatzung wurde gewechselt; kein Wunder daher, wenn diese Hiobspost gleich einem Lauffeuer nicht nur in der Feste, sondern auch im Lager um sich griff und die größte Aufregung hervorrief.

Rákóczi kannte seine Feinde; er wußte, daß sie weder an Tugend noch an Redlichkeit glaubten. Wie hätten ähnliche Menschen wohl auf den Gedanken kommen können, daß die Fürstin Rákóczi ihren Gatten in Tokaj besucht habe, daß sie demnach frei gewesen, und dennoch in ihren Kerker zurückgekehrt sei, um ihr gegebenes Wort zu lösen? — Rákóczi vermochte es nicht, seine Gegner durch eine so günstige Meinung zu ehren; deshalb trachtete er nur darnach, daß die Entfernung seiner Gemalin von Wien nicht vor ihrer Rückkehr dahin verrathen werde, damit ihre Gegenwart jeden vielleicht erwachenden Verdacht in Reine ersticken möge.

Die Pferde waren bereits vor den Reisewagen gespannt, als ein Wort das andere zu geben begann, und das Murren der im Schloßhofe versammelten Menge rasch zu einem wahren Aufruhr anzuwachsen drohte.

Plötzlich übertönte ein schmetternder Ruf das Stimmengewirr der verschiedenen Menschengruppen.

»Wir lassen unsere Fürstin nicht von uns,« so rief jene Stimme; »man will sie trügerisch aus unserer Mitte locken! Wer den Fürsten liebt, der folge mir.«

»Hierher, spannt die Pferde aus, nehmt die Räder vom Wagen, das hält die Gäste am sichersten fest!«

»Es lebe Kákóczi! Es lebe das Vaterland!«

Diese und ähnliche Rufe ertönten von allen Seiten.

»Die deutsche Generalin will uns unsere Herrin entführen!« schrie ein stämmiger Husar mit langem Lippenbarte; »Niemand rühre sich vom Platze, wenn er Herz im Leibe hat!«

»Die Andern, die mit ihr gekommen, haben sie uns aus Wien als Zwischenträgerin über den Hals geschickt!« rief ein Ruthene in gebrochenem Ungarisch.

»Laß sie nicht fort! Sie führen unsern Herrn hinter's Licht! — Die verdammten Deutschen, wir wollen doch sehen, wer sie uns entreißen kann! — Spannt die Pferde aus! — Mir nach!« so schrie die Menge durch einander, während sie sich auf den Reisewagen stürzte.

Bisher war es den Adjutanten des Fürsten, so wie den Besonneneren der anwesenden Gäste gelungen, jede Gewaltthat zu verhindern, allein der Lärm wuchs von Secunde zu Secunde, und Kákóczi, der die letzten noch übrigen Momente bei den drei Frauen zubrachte, vermochte die Ursache der Unordnung und des Tumultes nicht zu fassen.

In seinem Lager waren einzelne Ausbrüche der Begeisterung, Musik, Gesang und andere Kundgebungen der Freude und Anhänglichkeit so sehr an der Tagesordnung, daß er anfangs den Lärm — obgleich er jede Ehrenbezeigung untersagt hatte — für einen Ausbruch warmer Anhänglichkeit hielt.

»Hinweg, laßt die Pferde in Ruhe!« riefen jetzt die Offiziere auf dem Schloßhofe.

»Hier gebietet nur der Fürst — hübsch der Reihe nach! Laßt hören!« so tönte es aus den Reihen der Herbeidrängenden, während Andere überlaut schrien: »Sie bethören unsern Herrn — Verrath! — zieht die Zugbrücke auf!«

Oben in den Gemächern der Frauen war indessen alles zur Abreise bereit, und Amalie warf sich in die Arme ihres Gatten und sprach mit bebender Stimme: »Gott mit Dir, mein Franz! Leb' wohl! Ich muß mich von Dir trennen, doch lebt in meinem Herzen die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.«

Rákóczi war so tief ergriffen, daß er ungeachtet des stets wachsenden Tumultes sich nur mit seiner Gattin beschäftigen konnte.

»Wir müssen scheiden!« sprach er endlich, sich bezwingend. »Lebe wohl, Gott geleite und schütze Dich, mein theures Weib! — Vertraue mir stets, ich will selbst das Unmögliche möglich machen, um Dich für ewig wiederzugewinnen!«

II.

Rákóczi nahm eben von der Gräfin Aspremont Abschied, während Magdalena bescheiden des letzten Händedruckes harrete, als ein paar Offiziere und einige der anwesenden Fremden in das Gemach traten.

»Was fällt draußen auf dem Schloßhofe vor?« rief Rákóczi ihnen entgegen, der sich durch dies unzarte Eindringen höchst unangenehm berührt fühlte.

Es lag etwas in den Gesichtern der Eingetretenen,

das nichts Gutes verkündete; — die Spuren ungewöhnlicher Aufregung und irgend eines Gedankes, der sich ihnen unwillkürlich aufgedrängt, waren darin zu lesen.

Ein Adjutant Rákóczi's, Namens Majos, den der Fürst ungeachtet seiner Rauheit um seines Eifers und feines unbefiegbaren Muthes willen liebte, war der Erste, der das Wort ergriff.

»Mein Fürst,« rief er aus, »Verzeihung ob meiner Unbescheidenheit; doch läßt das Volk sich nicht länger halten. Darf ich fragen, ob es wahr ist, daß unsere gnädige und geliebte Fürstin uns verlassen und nach Wien zu den Deutschen zurückkehren will?«

»Herr Oberst,« entgegnete Rákóczi ernst, den Eingetretenen entgegengehend, die ihn und die drei Frauen sogleich umringten, »macht Ordnung unter den Ruhestörern und sagt ihnen, daß ich sogleich in ihrer Mitte sein und selbst mit ihnen sprechen werde.«

»Wir lassen unsere Fürstin nicht fort!« riefen ein paar Stimmen vor der Thür aus.

»Ruhe!« gebot Rákóczi in einem Tone, der stets Gehorsam erzielte.

Kaum hatte der Fürst, Majos' Worte nicht beachtend, im Tone des Befehles statt in jenem der Bitte und Warnung gesprochen, so schritt der Adjutant der Thür zu und rief: »Mir nach — Platz da für Seine Hoheit den Fürsten!«

Waren es diese lebhaft gesprochenen Worte oder das Versprechen des Fürsten, sich sogleich nach dem Hofraum zu begeben, was das Gemach so rasch von den Eindringlingen befreite? Wir wagen es nicht zu bestimmen; genug, fast

alle, die sich in demselben befanden, folgten dem Adjutanten, und Rákóczi, Säbel und Kalpag aus den Händen eines Edelknaben nehmend, sprach noch ein paar herzliche Worte des Abschiedes, und seiner Gemalin den Arm reichend, schritt er die Treppe hinab, während Magdalena und die Gräfin Aspremont dem fürstlichen Paare folgten.

Auf dem Schloßhose sah es indessen durchaus nicht so friedlich aus, wie die plötzlich eingetretene Stille hoffen ließ.

Die größtentheils bewaffnete Menge stand dort in einzelnen Gruppen zusammengedrängt, in heftigem, wenn auch nicht lautem Wortwechsel begriffen. Sines jedoch schienen Alle fest beschloffen zu haben, nämlich die Fürstin nicht aus der Burg zu lassen.

Die herausfordernden Blicke und Mienen ließen jedenfalls errathen, daß Rákóczi es hier mit ernstem und heftigem Widerstande zu thun haben werde.

Indessen hielt Niemand mehr die Pferde, und um den Wagen war ein ziemlich weiter Raum frei geworden, allein die eifrigsten der Tumultuanten standen dennoch so nahe, daß es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, auf den ersten Wink die Pferde auszuspannen.

Jetzt stand Rákóczi, von Mehreren gefolgt, auf der Treppe, welche zu der Hauptthür führte. Ein Blick auf seine Gattin, in welchem der ganze Schmerz der Trennung sich aussprach, war sein letzter Abschiedsgruß.

Er zog sie noch einmal an die Brust, umarmte seine Schwester und reichte Magdalenen die Hand; dann führte er Amalien zum Reisewagen, an dessen offenem Schlage ein Diener stand.

Die berittene Escorte, welche Rákóczi um größerer

Sicherheit willen zur Begleitung der Frauen beordert hatte, war vor dem Thore der Feste aufgestellt.

In diesem Augenblicke fielen zwanzig bis dreißig der Umstehenden den Pferden in die Zügel, während alle Uebrigen laut ausriefen: »Wir lassen die Fürstin nicht abreisen! Sie darf uns nicht verlassen! — Verrath!«

Rákóczi blickte um sich und sah, daß der Tumult, welcher bei seiner Ankunft sich ein wenig beschwichtigt hatte, ärger wurde denn jemals. Er konnte, was hier geschah, weder für Aufruhr noch für Widerstand gegen seinen Willen halten, und die Stimme der Anhänglichkeit und liebenden Eifers war trotz aller scheinbaren Widerseßlichkeit so unverkennbar, daß der Auftritt ihn keineswegs unangenehm berührte.

Vielleicht regte sich sogar in seiner Brust der geheime Wunsch, daß so viel Liebe und Anhänglichkeit ihr Ziel erreichen möge; allein er kämpfte ihn nieder, denn der Entschluß seiner Gattin war viel zu edel, als daß er ihm entgentreten wollte.

Entsagung, welche sich durch Bitten und Drängen besiegen läßt, ein edler, selbstverläugnender Entschluß, den wir jedoch mit dem stillen Wunsche fassen, daß man uns davon abbringen möge, lag nicht in Rákóczi's reinem Charakter. Er war nichts weniger als Komödiant.

»Meine Freunde!« rief er daher mit einer Handbewegung aus, der vergleichungsweise Stille folgte, »nehmt meinen Dank für euren Eifer, eure warme Anhänglichkeit; fern sei es von mir, diesen schönen Beweis eurer Treue zu verkennen; im Gegentheile, ich rechne diese

Stunde zu den schönsten meines Lebens. Allein bedenkt, daß meine Kinder sich in Wien befinden. Wär's wohl das erste Beispiel, daß man an ihnen Rache nähme für alles, was ich — weiß Gott mit frohem Muth — an jenem Wespenneste von fremden Generalen und Söldlingen verbrochen habe, die sich gleich dem Schimmel an dem gefunden, lebenskräftigen Stamme unseres Vaterlandes festgesetzt. Meine Gattin jedoch, die ich unter Euch Allen doch wohl am innigsten liebe, muß nach Wien zurückreisen, um später in Gesellschaft unserer Kinder zu uns zurückkehren zu können. Ersleht von Gott dem Allmächtigen Segen für ihre Reise und erschwert uns nicht durch euren Widerstand die ohnedies so bittere Abschiedsstunde. «

Während Rákóczi sprach, herrschte tiefe Stille unter der Menge; kaum hörten jedoch die entfernter Stehenden, daß die Abreise der Fürstin dennoch stattfinden sollte, und Rákóczi sich nicht mit ihnen vereinen wolle, um sie zurückzuhalten, so erhielt der Verdacht abermals die Oberhand, und wie aus einem Munde ertönte aus hundert Kehlen der Schrei: »Verrath! man hintergeht Euch, Hoheit! Eure eigene Schwester verkauft Euch an die Deutschen, sammt dem fremden Weibe dort, das des Schicksals Fluch zu unserem Verderben hierhergeführt. «

So schrieen Alle durch einander und umringten den Wagen so dicht, daß man unmöglich zu demselben gelangen konnte. Es gab Niemand, der das Volk beruhigt hätte, denn Keiner unter Allen wünschte die Entfernung der Fürstin.

Rákóczi wollte wiederholt das Wort ergreifen, um-

sonst! Von allen Seiten ertönte betäubendes Geschrei und der Tumult fing an gefährlich auszufehen.

Bleich wie der Tod standen Julia und Magdalena an der Seite der Fürstin, während sie ihre Namen nur zu oft von nicht eben schmeichelhaften Bemerkungen begleitet aussprechen hörten.

Beide sahen, daß sie es waren, die Verdacht erregten, und daß sie wenigstens für den Augenblick der Abreise entsagen mußten, wenn sie größere Gefahr vermeiden wollten.

Endlich begann selbst Rákóczi die Geduld zu verlieren, nur die Fürstin blieb ruhig und blickte lächelnd um sich. — Wen dürfte es wohl Wunder nehmen, daß so viel Anhänglichkeit, so viel liebender Eifer dem Herzen der hohen Frau wohlthuend war? Sie wählte eine glückliche Vorbedeutung für das Gelingen der heiligen Sache, für die ihr Gatte kämpfte, darin zu sehen, und sagte sich, daß der Schutzengel des Vaterlandes über ihm wachen müsse, weil alles, was ihm angehöre, so warm geliebt werde.

Rákóczi erhob noch einmal die Hand, mit einer Bewegung derselben Ruhe gebietend.

»Hört! — Hört!« rief man von allen Seiten, »der Fürst will das Wort ergreifen.«

»Hört ihn nicht an! — Spannt die Pferde aus! — Wir lassen sie nicht fort!« riefen Andere; »er mag uns sagen, was er will! die Frauen haben ihn bethört!«

Plötzlich rissen fünfzig oder sechzig der anwesenden Offiziere und Gäste die Säbel aus der Scheide und umringten den Fürsten und die drei Frauen.

Sie alle riefen wie aus einem Munde: »Wir lassen

die Fürstin nicht aus unserer Mitte! Jetzt ist sie frei! Wir wollen sie nicht abermals jenen Henkersknechten preisgeben.«

Binnen ein paar Augenblicken waren die Pferde ausgespannt und die Vorderräder aus dem Wagen genommen.

Jetzt richtete die Fürstin sich hoch empor und sprach mit lauter Stimme: »Wollt Ihr mich anhören, Ihr Herren? Ich, die Fürstin Kákóczi, möchte zu Euch sprechen.«

Sie sagte diese Worte so muthig und in so reinem Ungarisch, daß es keinem der Anwesenden in den Sinn kam, daß sie von Geburt eine Deutsche war.

Sie war wunderschön, die schlanke, gebietende Frau, umgeben von dem dichten Kreise kriegerischer Gestalten, von den männlichen, begeisterten Gesichtern, von dem Ringe flammender, erhobener Schwerter; — sie schien kein sterblich Weib, wohl aber ein reiner, überirdischer Cherub zu sein.

»Hört die Fürstin an!« riefen die rauhen Männer wie aus einem Munde, und die Säbel fielen klirrend in ihre Scheiden zurück.

Es lag etwas Ergreifendes in diesem eigenthümlichen Auftritte, was nur in so ausnahmssweisen Momenten in's Leben zu treten vermag, wo jene haarbrette Scheidewand, welche das Erhabene vom Lächerlichen trennt, im glühenden Hauche der Begeisterung zu Erz erstarrt.

»Meine Freunde,« begann die Fürstin, nachdem die tiefste Stille eingetreten war und Jedermann sich näherdrängte, um ihre Worte besser zu verstehen, »meine Freunde,

es gibt zwei Dinge, die der Ungar stets mehr als alles Andere im Herzen trug: Freiheit und Ehre! — Ich bin mit Herz und Seele eine ungarische Frau — die Gattin des Ersten und Größten unter Euch! Ich liebe die Freiheit und die Ehre; doch muß ich wählen zwischen beiden, so wähle ich die Ehre!«

»Bleibt, bleibt, wir lassen Euch nicht fort!« riefen abermals zahlreiche Stimmen.

»Laßt mich sprechen, meine Freunde, hört mich zu Ende,« fuhr die Fürstin fort; »ich lege mein Leben und meine Freiheit in eure Hände; urtheilt selbst, ich werde thun, was Ihr beschließt, allein hört alles an, was ich Euch zu sagen habe.«

Die Ruhe, welche jene Stimmen unterbrochen hatten, ward nun wieder hergestellt und die Fürstin fuhr fort:

»Als ich mit Hilfe meiner Freundin hier den Fürsten, meinen Gatten, aus Wienerisch-Neustadt befreite —«

»Hoch, hoch, hoch lebe unsere schöne, theure Fürstin,« brach die Menge wieder los, »unsere Mutter! sie verläßt uns nicht, sie bleibt bei uns!«

Es brauchte Zeit, ehe abermals Ruhe eintrat und Amalie auf's Neue das Wort ergreifen konnte.

»Ja, meine Freunde, als ich meinen Gatten befreite, befand ich mich in demselben Kloster, aus welchem ich jetzt hierhergekommen. Sagt selbst: wenn ich damals, als ich in Wienerisch-Neustadt gewesen, nicht in jenes Kloster zurückkehre, wenn unsere Feinde meine Abwesenheit gewahr werden, hätte ich dann wohl meinen Gatten befreien können? Nein, nicht wahr? Und wenn ich jetzt nicht abermals dahin zurückkehre, um persönlich die Befreiung meiner

Kinder zu versuchen, glaubt Ihr wohl, daß sie frei werden können? Nein — Ihr müßt dies selbst einsehen! Weßhalb jedoch all' diese Gründe anführen — seid Ihr nicht alle Ungarn? Bedarf es wohl mehr, als daß ich Euch sage, daß meine Ehre auf dem Spiele steht? Hätte ich Jenen, die bei meiner Entfernung ein Auge zudrückten, nicht mein Ehrenwort als Bürgschaft meiner Rückkehr verpfändet, ich stände jetzt nicht hier in eurer Mitte. — Sprecht, soll ich die treuesten, die eifrigsten unserer Freunde verrathen? Soll ich das Geschick meiner Kinder auf's Spiel setzen? Soll ich, um in eurer Mitte zu bleiben, mein Ehrenwort brechen, gleich unseren Feinden, denen kein Versprechen heilig ist?«

Die Fürstin hielt inne; tiefe, wunderbare Stille folgte ihren Worten; sie hatte den Schlüssel gefunden zu dem Verstande und dem Herzen dieses wackern, edlen Volkes.

Amalie blickte um sich und rief in einem Tone, der Energie und Ergebung in sich vereinte, aus:

»Entscheidet selbst, ich beuge mich eurem Beschlusse! — Soll die Fürstin Rákóczi ihr Ehrenwort brechend bei Euch bleiben, oder soll sie, jede feige Besorgniß nieder kämpfend, Wort halten, wie es einer ehrlichen Frau ziemt, und dem Gotte der Ungarn vertrauend kühn zu ihren Feinden zurückkehren?«

Stille — tiefe, tiefe Stille herrschte überall; kein Laut entfloß den erst noch so beredten Lippen.

Auf all' den kühnen, männlichen Gesichtern lag Trauer und Besorgniß — allein Niemand widersetzte sich hinfür der Abreise der Fürstin.

Die Pferde wurden wieder vor den Wagen gespannt, die Räder an ihre Stelle gebracht, der dichte Menschenkreis zog sich in ehrerbietige Entfernung zurück, und die Fürstin sammt ihren Begleiterinnen entfernte sich tief ergriffen, doch ohne den geringsten Widerstand.

Tausend Tücher flatterten in der Morgenluft, tausend Hände neigten sich segnend dem Wagen zu, der langsam über die Zugbrücke rollte.

Ende des fünften Bandes.

Anmerkungen.

- 1) ²⁾ ³⁾ — Das arme Volk war der Verzweiflung nahe; es weinte und stieß lautes Schmerzgeschrei aus, wie dies bei den Ruthenen Sitte ist, so daß das ganze Thal davon wiederhallte. Die Beschreibung dieser Trauer, dieses ungebundenen Schmerzes dürfte den Lesern dieser Zeilen fast ungläublich dünken.

Die Nachricht meiner Ankunft beschwichtigte diesen Schmerz, und gab den Unglücklichen Ruhe und Freude wieder. — Mémoires du Prince Rákóczi, S. 18, 19.

- 4) — Da das Volk sie jedoch in Ehren hielt, war es unmöglich, sie ihres Amtes zu entheben und Bessere an ihre Stelle zu setzen.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 14.

- 5) — Bei hellem Tageslichte und im Angesichte des Regimentes Montecuccoli zogen sie vorbei.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 19.

- 6) — Bercsenyi, der seine Reise nach Warschau glücklich vollbracht hatte, kehrte mit zwei Fähnlein Walachen vom Kiower Palatin zurück, und mit zwei Fähnlein Dragonern und noch zwei anderen vom Fürsten Wisnyowsky. — Der französische Abgesandte sagte ihm 5000 venetianische Ducaten zu.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 19.

- 7) — Die erwähnten Reiter versicherten, daß das Volk ungeduldig meinem Uebergange über die Theiß entgegensehe, und baten mich, ihn so bald als möglich zu bewerkstelligen, da ich in den Gebirgen meine Reitertruppen nicht zu vermehren im Stande sei.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 19.

- 8) — Nach der Einnahme von Károlyi zog ich die Szamos entlang nach dem Dorfe Betés, eine Meile von Szathmár entfernt, um dort mein Lager aufzuschlagen.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 25.

- 9) — Wer die Memoiren Rákóczi's mit Aufmerksamkeit durchliest, kann nicht daran zweifeln, daß die walachische Bevölkerung es damals mit den Ungarn hielt, vor allem die Ruthenen. Zugleich jedoch drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß nichts unversucht blieb, um das Volk aufzuwiegeln.

- 10) — Die ungarischen Berittenen, von denen ich erwähnt, daß sie zu mir gestoßen, griffen sie lebhaft an; da ich jedoch besorgte, meine heldenmüthigsten Leute fallen zu sehen, entschloß ich mich den Angriff aufzugeben und das Fußvolk abzuwarten, als — — —

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 20.

- 11) — Plötzlich sich zusammendrängend, griffen sie ihn an (den Feind), und ihn in die Flucht schlagend, trieben sie ihn den Ufern der Theiß zu, wo ein Theil im Wasser und Schlamm zu Grunde ging, während der andere, der fliehen wollte, von meinen Leuten gefangen genommen oder niedergemetzelt wurde. — Der Heldemuth der ungarischen Reitertruppen ward selbst von den Deutschen bewundert.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 20.

- 12) — Dieser Vorfall wird vollkommen gleichlautend in den Memoiren des Fürsten Rákóczi, S. 21, erzählt.

- 13) — Mit Hilfe der Mühlen über die Theiß setzend und die versteckten Rähne auffuchend — — —

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 22.

- 14) — Der Adel (der sich in Klein-Wardein eingeschlossen) hörte weder auf unsere Versprechungen noch auf unsere Drohungen, versprach jedoch keinen feindlichen Schritt zu thun.

Mém. du Prince Rákóczi, S. 22.

- 15) — Allein, kaum ein paar Tage später, überraschten die Bärab-Dlaczger Bonis' Lager und sprengten es auseinander.

16) — Indessen Gott und seiner Kraft vertrauend, erließ er vier Tage nach seiner Ankunft (in Zavadka) sein berühmtes, mit warmem und mächtigem Nachdruck verfaßtes und, obzwar mit einiger Uebertreibung, unläugbare Thatsachen sich fassendes Manifest: »Recrudescunt inclytae gentes Hungaræ vulnera.«

Festler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 503.

17) — Die Abgesandten der Tazygier und Rumanier kamen zu ihm, deren Gebiet die Wiener Regierung, von Geldnoth gedrängt, für eine halbe Million Gulden dem Orden der deutschen Ritter verpfändet hatte.

Festler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 504.

18) — 19) — Ich schickte zu diesem Zwecke (die Einnahme Schomlau's) einen alten ungarischen Obersten, Johana Szűcs, aus, der einst ein sehr berühmter Mann gewesen.

Indessen griff das Fußvolk die alte Feste mächtig an, umringte sie und nahm sie ein. — Die alten Reiter traten alle in meine Dienste.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 14.

Festler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 504—506.

20) — Man nahm ihn in der Stadt auf (Gregor Pintye in Nagy-Bánya), da er jedoch zu plündern begann, erhoben sich plötzlich die Bewohner zum Schutze ihrer Habe und ihrer Angehörigen, und Pintye und seine Genossen wurden getödtet.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 25.

21) — Aus diesem Grunde entschloß ich mich nach Pálfalva zu gehen, zwar unter den Kanonen der Feste, jedoch von Strauchwerk verdeckt.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 26.

22) — 23) — 24) — Diesen ganzen Vorfall erzählt Rákóczi in seinen Memoiren sehr ausführlich. S. 26.

25) — Nachdem die Schanze beendet war, kehrte ich nach Betés zurück. Mémoires du Prince Rákóczi, S. 27.

26) — Dieser eifrige Patriot (Sennyei) verlebte seine erste

Jugend im Kampfe gegen die Türken, und war im Kriege erfahrener als alle Andern.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 27.

27) — Auf seinem Wege nach der Theiß vernahm er die erfreuliche Nachricht, daß Franz Deák die Szolnoker Feste angegriffen, die derselben zu Hilfe gekommenen dreitausend Mäzen vernichtet und ihren Führer, den tapfern Kiba, getödtet habe.

Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 506.

28) — 29) — Von den Wiener Mächthabern verlassen, schmolz er (Buzi Rabutin) sein eigenes Silber ein, und ließ Gold daraus prägen, um seinen deutschen Truppen wenigstens einen Theil ihres Soldeszahlen zu können. — —

Weiter unten folgen die Namen, welche wir in diesen Blättern treu aufgezeichnet haben.

Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 507.

30) — 31) — Alexander Károlyi, den man zwei Monate lang in Wien zurückgehalten, und dem die Minister verächtlich begegneten, legte während seiner letzten Audienz beim König diesem offen die Bedrängnisse Ungarns dar — — u. s. w. Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd.

32) — Er beschloß nach Nigrelli's Tode sich mit Bercsényi und Rákóczi zu verbinden. Letzterer empfing ihn freudig bei Tokaj — — u. s. w.

Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 508.

33) — Rákóczi gerieth fast in Verzweiflung, als er die kindischen Vorbereitungen sah, die der Graf (Bercsényi) zur Bestürmung Tokaj's getroffen, und die aus drei Kanonen und zwei Centnern Schießpulver bestanden.

Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 509.

34) — Er (Nigrelli) rief Montecuccoli von Tokaj ab und schickte ihn nach Kaschau noch vor der Ankunft Bercsényi's.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 27.

35) — Erst nachdem u. s. w. — — — langte der längst er-

wartete Graf Leopold Schlick in Ungarn an. (NB. mit zweitausend Mann.)

Fessler, die Geschichte der Ungarn. IX. Bd., S. 513.

36) — Andern Tages wahrnehmend, daß Alexander Karolyi sich gleichfalls mit Beresényi vereinte, ging er (Schlick) dahin zurück, woher er gekommen.

Fessler, die Geschichte der Ungarn. IX. Bd., S. 514.

37) — Wir werden später sehen, wie zahlreiche Vortheile Rákóczi erringen mußte, ehe die Wiener Regierung sich dazu entschloß, der noch immer gefangenen Fürstin Rákóczi zu gestatten, daß sie ihren Gatten besuche.

38) — Es ist bekannt, daß Draskovich um jene Zeit starb.

39) — Wie bekannt, fügten die aristokratischen Familien Frankreichs ihrem Titel selbst die Namen ihrer kleinen Besitzungen, wie: Meierhöfe, Mühlen u. s. w., bei, so daß die Längen dieser Titulaturen mit jenen der mächtigsten Herrscherhäuser in die Schranken treten konnten. Dies ist es, worauf Amadil bei ihrer schwerhaften Rede anspielt. Uebrigens gebrauchte auch Rákóczi die Benennung Clermont Fierville.

Es langte in Miskolcz in Begleitung mehrerer französischer Offiziere und Feldmesser ein Edelmann Namens Fierville an, mit zahlreichen Beglaubigungsschreiben versehen, der mir als Geschäftsträger zur Seite bleiben sollte.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 48.

40) — Rákóczi selbst, so wie später Fessler, gedenken wiederholt des ehrenvollen Charakters, so wie der Bravour des Generals Klöckelsberg.

General Klöckelsberg — dieser Offizier schwang sich durch seine Tapferkeit vom Gemeinen bis zu diesem Range empor.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 23.

41) — Siehe Anmerkung 9.

42) — Rákóczi erbeutete die ersten vier Feldschlangen in Kalló, wie wir dies später sehen werden.

Siehe Mémoires du Prince Rákóczi, S. 23.

- ⁴³) — Dieses Umstandes geschieht im sechsten und letzten Bande Erwähnung.
- ⁴⁴) — ⁴⁵) — ⁴⁶) — Indessen hatte Flosvay die Besatzung von Huszt, die seit lange schon keinen Sold empfangen, zur Treulosigkeit verleitet, den Festungscommandanten Baron Eider getödtet, und die Feste übergebend nahm er Dienste unter Rákóczi's Fahnen.
Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 505.
- ⁴⁷) — Ich bezog bei Kálló, durch Sandhügel gedeckt, ein Lager u. s. w. Mémoires du Prince Rákóczi, S. 23.
- ⁴⁸) — Die Dioszeger Truppen bestürmten mit solcher Wuth das Thor der Feste, daß man glaubte, sie müßten es mit ihren Beilen erbrechen, u. s. w. — —
Mémoires du Prince Rákóczi, S. 23.
- ⁴⁹) — Ich nahm meine Zuflucht zu brennenden Pfeilen — den Polen und Walachen guten Lohn versprechend — —
u. s. w. Mémoires du Prince Rákóczi, S. 23.
- ⁵⁰) — ⁵¹) — ⁵²) — ⁵³) Die Einnahme von Kálló sammt ihren Folgen. Siehe Mémoires du Prince Rákóczi, S. 33.
- ⁵⁴) — Wir verweisen den Leser auf alles, was für und gegen Rákóczi geschrieben ward.
- ⁵⁵) — Die Geschichte ist etwas so Heiliges und Unverletzbares, daß es Gewissenssache ist, sie zu verfälschen. Sie dient den Nachkommen als Lehre und Warnung; deshalb dünkt es mir sträflich, sie in geschichtlichen Romanen zu verdrehen und einzelne Begebenheiten nicht der Wirklichkeit gemäß darzustellen. Ich habe mich in all meinen Romanen dieses Fehlers enthalten, und berufe mich auch bei allem, was ich in diesem Werke sage, kühn auf die Geschichte selbst und besonders auf die Werke jener Geschichtschreiber, die in aller Händen sind und den meisten Glauben verdienen. Wer demnach wähen sollte, daß ich mich bei der Stelle, auf welche diese Anmerkung sich bezieht, so wie bei allem, was in diesem Romane noch weiter gesagt wird, der Uebertreibung schuldig gemacht, den er-

suche ich höflichst, den IX. Band von Fessler's Geschichte der Ungarn, von Anfang bis zu Ende, flüchtig durchzublättern, und vor allem alles, was dort über die Regierung Leopolds I. gesagt wird, durchzulesen — und er wird sich überzeugen, daß ich wohl hier und da gemildert nirgends aber übertrieben habe.

Als kurze, doch sichere Bestätigung des Gesagten mag dienen: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., Seite 566—567.

⁵⁶⁾ — Siehe Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. B. S. 566.

⁵⁷⁾ — Siehe Anmerkungen zum ersten Bande Nr. 17.

⁵⁸⁾ — Seine Gattin (die Fürstin Rákóczi), die bisher in Wien in anständiger Haft gelebt, u. s. w.

Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 591.

⁵⁹⁾ — ⁶⁰⁾ — Der österreichische Vicekanzler Graf Andreas Dominik Kaunitz. — — —

Es war den Wiener Machthabern nicht länger möglich, ihrem Kaiser und Herrn das Schwanken seiner Macht in Ungarn zu verheimlichen. Fessler, die Geschichte der Ungarn, XI. Bd., S. 547 und 517.

⁶¹⁾ — ⁶²⁾ — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 185—186.

⁶³⁾ — Der Satan ließ jedoch keine Nacht dem Kranken (Caraffa) Ruhe, denn gleich einer Prozession zogen an seinem Lager jene Herren und Edelleute vorüber, die er in Speries hatte köpfen, viertheilen und speißen lassen, unter Flüchen und Verwünschungen ihre Köpfe unter dem Arme tragend.

Kéri Eperjesi trageodia (die Tragödie in Speries), Manusc.

⁶⁴⁾ — ⁶⁵⁾ — ⁶⁶⁾ — ⁶⁷⁾ — Siehe Fessler, die Geschichte der Ungarn IX. B., S. 591, 592, 593, 594 u. s. w.

⁶⁸⁾ — Siehe Anmerkung 63.

⁶⁹⁾ — Unlängst brachten die französischen Blätter eine lange Beschreibung ähnlicher nächtlicher Hallucinationen, welche sie »Cauchemar« nannten. Die geistlichen Herren trugen

große Lust, den Vorfall auszubeuten, allein der Hausarzt des Kranken half der Sache mit ein paar Schachteln kräftiger Pillen ab, und die mehr scherzhaften als furchtbaren Teufel verschwanden spurlos.

70) — Während des ganzen Kriegszuges schlief Rákóczi angekleidet in seinem engen Zelte oder unter freiem Himmel, wie er dieß in seinen Memoiren erwähnt.

71) — Ich gestattete der Besatzung nach Pest zu gehen.

Mémoires de Prince Rákóczi, S. 34.

72) — Die Feste einzuschließen und dann mit der Hauptarmee weiter zu ziehen, ist eine Erfindung Rákóczi's. Napoleon I. verdankt diesem Systeme die wunderbare Raschheit seiner Siege.

73) — Siehe IV. Bd. Anmerkung 34.

74) — 75) — Siehe Mémoires de Prince Rákóczi, S. 56.

76) — Siehe IV. Bd. das »Rákóczi« betitelte Capitel.

77) — 78) — 79) — 80) — 81) — 82) — Siehe Mémoires du Prince Rákóczi, S. 31 und 32.

83) — 84) — Siehe Mémoires du Prince Rákóczi, S. 31 und 32, und Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd. S. 525.

85) Daß Rákóczi lange Zeit einer Ausgleichung nicht feind war, beweisen die glaubwürdigen Documente, welche diejenigen meiner Leser, die hieran zweifeln sollten, in ihrer ganzen Ausdehnung finden können in:

Histoire des révolutions de Hongrie, VI. Bd.,
S. 174 bis zu Ende des Bandes.

Franz Rákóczi II.

Historischer Roman

von

Nicolaus Jósika.

Deutsch bearbeitet

von

Julie Jósika.

Sechster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.

Hartleben's Verlags-Expedition.

II. Theodor'sche Markt

Handlung des Herrn Theodor'schen Markt

Handlung des Herrn Theodor'schen Markt

OSZK

Handlung des Herrn Theodor'schen Markt

Handlung des Herrn Theodor'schen Markt

Ein Gisttropfen.

Die Fürstin Kákóczi und ihre Begleiterinnen verließen, wie wir gesehen, die Feste Tokaj, deren finstere Mauern sie zum letzten Male beherbergt hatten. Das Urtheil war über das feste Schloß gesprochen, das bald nachher von der Erde verschwand, gleich so vielen düsteren Denksteinen der Leiden unseres schwergeprüften Vaterlandes. (1)

Ungehindert gelangten die drei Frauen nach Wien zurück; wenigstens müssen wir dies voraussetzen, da wir in keiner der Denkschriften jener Zeiten Spuren des Gegentheiles begegneten.

Fanden sich auch vielleicht später Menschen, deren Aufgabe es zu sein scheint, durch lächelnd hingeworfene Worte und Anklagen Verdacht zu erregen, so muß es ihnen doch nicht gelungen sein, die Männer der Regierung zu dem Glauben zu bringen, daß die Fürstin Kákóczi frei gewesen, und dennoch in ihren Kerker zurückgeführt sei.

Julia fand ihren Gatten in Preßburg; er empfing sie herzlich wie immer, freute sich augenscheinlich ihrer Rückkehr, fragte jedoch nicht, wo sie gewesen; er verstand seine Gattin und vertraute ihr rückhaltslos.

Magdalena trennte sich noch vor der Beendigung

ihrer Reise von Julien und Amalien, und zog sich in das Dunkel des Geheimnisses zurück, das sie undurchdringlich umhüllte, seitdem man in Wien glaubte, daß sie die Hauptstadt verlassen habe. Allein sie blieb nicht unthätig in ihrer geheimnißvollen Zurückgezogenheit. Die schöne, edle Frau gliedert der belebenden Wärme, die Leben und Wohlsein verleiht, obgleich kein Auge sie jemals gesehen, kein Ohr sie jemals vernommen; sie wirkte gleich der unsichtbaren Vorsehung, deren wunderbaren Einfluß wir empfinden, ohne ihn jedoch begreifen zu können.

Rákóczi ruhte indessen nicht; er kannte das Volk, dessen Fahnen er trug, im Sturme wie im Sonnenschein, und erhielt es daher in fortwährender Bewegung. Die Zeit war gekommen, wo er nicht mehr über ein Häuflein eifriger Parteigänger, sondern über eine wohlgeordnete Armee verfügte, deren größter Theil gut gekleidet und bewaffnet war.

Allein wie immer erhoben auch hier unter den dicht emporkeimenden schweren Kornähren die leeren ihre Häupter am festesten empor, und des Unkrauts reichlich ausgestreuter Same begann zu reifen und sich auszubreiten.

Gar viele Menschen, und unter ihnen gar vielerlei Meinungen und Leidenschaften, begannen sich bereits zu regen, und leuchtete Rákóczi auch gleich der Sonne über Guten und Bösen, so beurtheilten doch Diejenigen, die sich mit ihm zu einem großen Werke vereint hatten, jede seiner Handlungen ihren eigenen Ansichten und ihrer eigenen Denkungsweise gemäß.

Die zahlreiche Menge der Furchtsamen fand ihn zu

tollkühn, die Unbesonnenen und Heißblütigen allzu vorsichtig und bedacht. Diejenigen, die sich durch die Ansichten Anderer leiten ließen, warfen Rákóczi denselben Fehler vor, und behaupteten, daß seine Umgebung zu viel Einfluß auf ihn übe, während die Wenigen, welche die ganze Größe seines Geistes und seiner Thatkraft aufzufassen im Stande waren, täglich mehr zu der Ueberzeugung gelangten, daß sie den Fußstapfen eines wahrhaft großen Mannes folgten.

Allein trotz der Verschiedenartigkeit der ihm gezollten Würdigung umfloß ihn ein ganz eigenthümlicher Zauber, und alle folgten ihm wie vom Sturme getrieben, oder von der Kraft eines mächtigen Magnetes unwiderstehlich angezogen.

In Wien und Prag, vor allem aber in den höheren Schichten der deutschen Armee, erhob sich ein mächtiger Chor tadelnder und verdammender Stimmen gegen die Parteigänger und ihren Anführer, und überall, wohin die Strahlen des Hofes zu dringen vermochten, hielt man es für Pflicht, Verwünschungen auf die Häupter Rákóczi's und seiner Getreuen zu häufen.

Es gab in seinem Privatleben keine Schwäche, in seiner Jugend kein noch so unbedeutendes Straucheln, in seiner Umgebung keine lächerliche Seite, welche der Durst des Hasses nicht eifrig ausgebeutet hätte.

Leuten gleich Garaffa, Heister, Schlick, Strasoldo und wie sie alle heißen mochten, that es gar zu wohl, Rákóczi in den Schmutz zu ziehen, und seine unbesleckte Tugend, seinen erhabenen Eifer, seine uneigennütige Aufopferung mit ihrem Geifer zu beslecken. (*)

Gefiel sich Haß und Neid in derlei schmutzigen Verleumdungen, so legte anderseits die unermessliche Zahl der Mittelmäßigkeit das kleinliche Maß der eigenen Auffassung an Rákóczi's großartigen Charakter, und beurtheilte an diesem ausgezeichneten Manne so viel oder vielmehr so wenig, als sie von ihm verstand. Da sie seine Größe nicht zu fassen vermochte, ruhte sie nicht, bis sie einen kleinen Rákóczi nach ihrem eigenen Ebenbilde erschaffen hatte. Nicht einen Mann, dessen mächtige Stimme ein ganzes Land aus dem Schlafe rüttelte und von einem Ende Europa's bis zum andern erschallte, sondern ein Prinzelein nach dem Leisten eines Saraffa oder Kinski geschnitzt. Seine Feinde konnten sich nicht sättigen an Haß und Verleumdung und lechzten mit durstiger Zunge nach dem berauschenden Trunke der Rache.

Wie vermöchten wohl dergleichen Menschen unbefangen zu urtheilen? glichen sie nicht den Unwissenden, welche die Meisterwerke eines Rafael oder Rubens aus einer Entfernung von zwei Schritten beurtheilen wollen? oder auf einer Leiter zu dem capitolischen Jupiter emporklettern, um die Züge seines riesigen Hauptes aus nächster Nähe zu betrachten?

Kaum gab es im Kreise der Wiener und Prager Machthaber einen Menschen, dessen Geist diese großartige Caryatide auf den Platz zu stellen vermochte, den der große Künstler *cuncta supercilia movens*, den Gott ihr bestimmt hatte.

Allein vor dem geistigen Auge der Wenigen, die dies im Stande waren, und selbst in den Reihen seiner Feinde gab es deren einige, schälte sich alles von der erhabenen

Gestalt, was nicht zu deren eigenen Individualität gehörte, und sie auf das ihr gebührende Piedestal erhebend, erkannten sie in ihr den wahrhaft großen Mann. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß menschliche Größe erst durch die Entfernung die ihr gebührenden Proportionen gewinnt.

Dem Zeugnisse der Geschichte gemäß war zu jener Epoche die moralische Verderbniß in den Kreisen der Beamtenwelt eine so große, daß die Mehrzahl dieser Menschen gar keinen Begriff von moralischer Würde oder von Charakter besaß. Es hing von der Willkür der Mächtigen des Tages ab, ein System mit dem andern zu vertauschen, ohne daß sie deshalb befürchten durften, die Reihen ihrer Söldlinge sich lichten zu sehen. Wer heute irgend einem Systeme Treue geschworen, war morgen der eben so unterthänige Diener eines andern, ohne auch nur eine Ahnung der tiefen Verderbniß zu haben, welche solch ein Schwurwechsel von heute auf morgen voraussetzt.

Wäre es der Regierung eingefallen, binnen einem einzigen kurzen Jahre dem Lande und der Beamtenwelt alle nur denkbaren Regierungsformen durchmachen zu lassen, es würde sich kein einziger unter den Tausenden ihrer Angestellten gefunden haben, welcher seinem Amte entsagt oder überhaupt etwas Anderes gethan haben würde, als den Mantel von der rechten Schulter auf die linke zu ziehen, und sich vor dem goldenen Kalbe auf die Knie zu werfen, wie zu Moses Zeiten, als der große Prophet unter dem Donner der Himmels, mit dem Doppelstrahle auf dem Haupte, zu den Götzendienern kam, um ihnen die neuen Gesetze zu verkünden.

Allein hätten diese Herren auch jenen Mann, dessen kräftige Hand die schwerfällige Maschine nationaler Bewegung in fortwährendem Gange erhielt, nur gar zu gern für einen unbedeutenden Intriguanten und Parteiführer erklärt, so konnten sie sich doch nicht länger verheimlichen, daß die Sache bis auf den Punkt gediehen war, wo der Knoten gelöst werden mußte, wenn er nicht mit dem Schwerte zerhauen werden sollte.

Kaum war Leopold I. in dieser Hinsicht zu einer etwas klaren Einsicht gelangt, — was spät genug der Fall war — so zeigte er sich einer Ausöhnung geneigt. (*)

Er wollte wissen, was Kákóczi zu einer Waffenerhebung bewogen habe, was geschehen war, um trotz der überwiegenden Zahl der Getreuen ein ganzes Volk zum Aufruhr zu bewegen, und erkundigte sich eifrig, wie es gekommen, daß von der Pflugschaar und der Sense Helden in Kákóczi's Lager eilten; und Bartscherer, Schneider, Schuster, die von heut auf morgen Hauptleute, Oberste, Generale geworden, unerhörter Weise und ohne den geringsten Respect seine eigenen berühmten Feldobersten und Heerführer so unverschämt auf's Haupt zu schlagen wagten. (*)

Der Kaiser zählte die Häupter seiner Getreuen, um unter ihnen einen Mann zu finden, der die Achtung und das Vertrauen der Ungarn besaß; allein umsonst! er konnte keinen solchen habhaft werden, bis endlich Paul Széchényi, der Erzbischof von Kalocsa, ihm der Einzige schien, den Kákóczi's Anhänger als Vermittler anerkennen konnten. Leopold selbst war gegen den Erzbischof bedeutend erkaltet, seitdem dieser, als er nach Wien berufen

wurde, die verfassungswidrigen Bestrebungen der damaligen Machthaber vereitelt, und dem Kaiser ohne Rückhalt die Stimme der Gerechtigkeit zu hören gegeben hatte. (5) Seit jener Zeit mied ihn der Monarch; allein es ist das Vorrecht starker Charaktere, daß in den Tagen der Gefahr selbst ihre Feinde lieber zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, als zu den stets dienstbereiten, willenlosen Werkzeugen ihrer Willkür.

Niemand schien der schweren Aufgabe so vollkommen gewachsen als Széchényi, der durch seinen Verstand sich die Würdigung aller Parteien erworben hatte, und selbst auf den heftigen, reizbaren, doch geistreichen Bercsényi nicht ohne Einfluß blieb. (6)

Indessen begann der Kronprinz einzusehen, daß die Wiener Regierung durch ihre Mißgriffe die Sache bis auf einen Punkt gebracht hatte, wo nur große und vor allem rasche Zugeständnisse noch Hoffnung auf eine Ausgleichung darbieten konnten. Welche Pläne den Erzherzog in diesen drückenden Momenten beschäftigten, wird uns später klar werden.

Der Erzbischof Széchényi erhielt demnach den Auftrag, ein Schreiben an Bercsényi zu verfassen, um ihn so bald als möglich zu einer persönlichen Zusammenkunft zu bewegen.

Weshalb an Bercsényi und nicht an Rakóczi selbst?

Dies Räthsel kann nur durch die Mischung von Neid und Abneigung erklärt werden, welche Rakóczi's Persönlichkeit und Glück von jeher bei der Wiener Regierung hervorgerufen. Es that diesen Herren wohl, dem Fürsten die zweite Rolle anzuweisen, und sie ließen nichts unversucht,

um der Welt glauben zu machen, daß Bercsényi (?) es war, der eigentlich die Zügel führte.

Die Sache war daher bis auf den Punkt gediehen, wo der gewöhnliche Schlafrunk der Revolutionen sein lähmendes Gift über die Gemüther zu streuen beginnt; wo die heilige Sache vom Felde der Waffenkämpfe auf das Gebiet endloser Berathungen, Intriguen, gegenseitiger Täuschungen und Ueberlistungen tritt. Es begannen jetzt jene Menschen aus dem Dunkel zu treten, die der ewige Fluch jeder schönen und großen Sache sind; jene Menschen, deren Element Verständigungen, List, wortreiche Unterhandlungen und feiges Nachgeben ist.

Als ob die Entfernung der Fürstin von der Seite ihres Gatten wirklich das böse Omen gewesen wäre, für welches die große Zahl seiner Anhänger es erklärte, begann von dem Tage an, wo sie Tokaj verlassen, ungeachtet der ungeschwächten Begeisterung, der warmen Opferbereitschaft der Nation, und der Tapferkeit, mit welcher seine Heerführer einen Sieg nach dem andern errangen, ein gewisses Unbehagen sich fühlbar zu machen, das von diesem Augenblicke an überall seinen lähmenden Einfluß fühlbar machte. Ein Gifftropfen war auf die warme Blut des edelsten Gemeingefühls gefallen; ein Wölkchen stieg an dem bisher so reinen Himmel auf, das fast unmerklich wuchs, und doch den Keim des vernichtenden Unwetters in seinem Schooße barg. (*)

Széchenyi hatte die Rolle des Vermittlers angenommen. Er wünschte den Frieden von ganzem Herzen, — und wer wünschte ihn nicht? Wer trauert nicht über jeden Tropfen Blutes, den Bruderhände vergießen! — Allein Diejenigen, die durch die angeknüpften Unterhandlungen nur Zeit zu ge-

winnen suchten, gaben dem Erzbischof zwei Männer zur Seite: Stephan Szirmay, der mit Rákóczi zugleich in Wienerisch-Neustadt gefangen gefessen, und einen damals sehr berühmten Advocaten, Paul Okolicsányi, der gleichfalls Rákóczi's Haft getheilt, später jedoch ein nur zu williges Werkzeug Strattmann's und Kinski's geworden war. Diese Beiden sollten Széchényi überwachen.

Okolicsányi war es vor allem, der bei dieser Gelegenheit eine höchst verderbliche Rolle spielte. Stets den Schein beibehaltend, als theile er Rákóczi's Grundsätze und Gesinnungen, wußte er überall geschickt anzuklopfen, und die Meinungen zu erforschen; und wo er auf Schwäche oder Wankelmuth stieß, dort wendete er unwillkürlich das Blatt, und begann vorsichtig fühlen zu lassen, daß er den Furchtsamen Recht gab, wenn sie vor der Zukunft bebten; denn der Macht gegenüber sei es stets das Gerathenste, sich derselben anzuschmiegen.

Während der Erzbischof Széchényi ein freundliches Schreiben an Bercsényi richtete, und dieser von Rákóczi einen Geleitsbrief für den Kirchenfürsten erbat und gewann, begannen unter den Truppen des Fürsten und deren Anführern die ersten Zeichen jener verhängnißvollen Zermürfnisse ans Tageslicht zu treten, die schon so manche heilige Sache dem Untergange zugeführt.

* * *

Rákóczi faßte den Entschluß, eine Stellung einzunehmen, von welcher aus er die kriegerischen Operationen leicht überwachen konnte; deshalb versetzte er sein Hauptquartier nach der Stadt Miskolcz, also gleichsam in den Mittelpunkt der drei von den österreichischen Trup-

pen besetzten Festen: Kaschau, Erlau und Szendrő. Diese größtentheils von Beutezügen lebenden Truppen im Auge zu behalten, und durch seine Nähe die Räubereien und Ausschweifungen, welche bei denselben an der Tagesordnung waren, so viel als möglich zu verhindern, war der Hauptzweck dieser Maßregel. (°)

Es war ein strenger Winter. Kalt und schneidend fuhr der Nordwind über die Steppen, den Schnee in schimmernden Wolken aufwirbelnd, und ihn hier und da zu Hügeln gleich riesigen Hunengräbern zusammenhäufend, während er an anderen Stellen die glänzend weiße Decke von den im Schooße der Erde schlummernden Wintersaaten riß. Die bewaldeten Hügel entbehrten ihrer saftigen Laubkronen, die wilde Rose öffnete nicht mehr ihre Knospen im Strahle der Sonne, das bescheidene Veilchen nicht seinen würzigen Kelch im Schatten der Bäume. Die belebende Wärme war zurückgekehrt in ihre geheimnißvolle unterirdische Heimat und reifte dort in dunkler Verborgenheit den kommenden Frühling, oder strömte in anderen Hemisphären ihre Kraft in Blitz und Donner aus.

Und Du, o belebende Wärme eines treuen Herzens, besitzest auch Du deinen Winter? Verlierst auch Du dein tröstend Hoffungsgrün? Erstirbt auch deiner Blumen süßer Duft? Folgst Du der Sonne auf ihren Siegeszügen, und erlöschet deine stolze oder bescheidene Flamme auch dann nicht, wenn des Unglücks Schatten sich um die schöne Heimat thürmen?

O nein! tausendmal nein! Dein Schimmer strahlt am reinsten, wenn trübe Wolken Dich umgeben; deine Wärme ist am belebendsten, wenn deine Feinde allem, was Dir

lieb und werth ist, den Untergang geschworen. Du bedarfst nicht des Sommers Glut, nicht der Sonne glänzende Strahlen — das ewige Feuer glüht in Dir selbst, es empfängt nicht Wärme, sondern strömt sie aus, und deine Macht wächst auf den Schwingen des Sieges gleich der Macht des verheerenden Brandes.

Des Winters Eis lag auf den weiten Flächen, auf den Felsen, Bergen, Wäldern und reizenden Thälern; allein der Hoffnung Strahlen erweckten den Frühling in der Brust der Jugend Ungarns, und reifte sie nach und nach zu glühendem Sommer, zum ernstesten Sommer männlicher Kraft, damit die Frucht reifen möge, deren Samen die Begeisterung ausgestreut, welche die Vaterlandsliebe gepflegt und geschützt hatte. Der Tod war der Kampfgenosse dieser kriegerischen Generation; er reichte seine Kränze den Scheidenden, und fand er reiche Ernte auf dem blutigen Felde der Schlachten, so ward er mit dem Rufe der Begeisterung begrüßt.

Kam dann die Nacht heran, ertönte auf den fernen Kirchthürmen der dumpfe Schlag der Mitternacht, so eilten von allen Seiten die Bewohner der Dörfer und Flecken herbei, gruben ein weites, weites Grab für all die gefallenen Brüder, und warfen mit einem kurzen Stoßgebete die erste Hand voll Erde auf die erstarrten Hüllen. Ruheten endlich alle im Schooße des dunklen Grabes, so knieten die nächtlichen Arbeiter im Kreise um dasselbe, und erhoben ihre Stimme im Gebete zu dem Herrn der Himmel, der mittheidsvoll herabblückte auf seine bethörten Kinder, die einander haßten, verfolgten und ermordeten

um der paar Spannen Erde willen, in welcher sie jetzt den letzten, langen, traumlosen Schlaf schliefen.

Es lag etwas unendlich Trauriges und doch Erhabenes in den Leiden und der Begeisterung des Volkes. Es duldete, kämpfte und fragte in seiner Einfachheit nicht den Gott der Güte: »Herr, nicht ich selbst rief mich ins Leben; Du warst es, Herr, der mich willenlos dem Thale des Schmerzes zugeführt; und jetzt hungere ich und friere — die eigenen Brüder wehen ihre Waffen wider mich — während Diejenigen, denen Du tausendmal mehr gegeben, die Großen und Reichen, die in Pracht und Ueberfluß, in Sammt und Seide schwelgen, mir Brot und Salz vom Munde nehmen. — O Herr! zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe — denn dies hier ist nicht dein Reich — nicht dein Wille das, was hier geschieht!«

Nein, das arme Volk hatte keine Zeit zu Gebeten, kam nicht dazu, über des Himmels unerforschliche Rathschlüsse nachzugrübeln. Es glich dem Lämpchen, das brennt und heiteres Licht verbreitet, während das Del sich immer mehr verzehrt — gleich der Flamme heiligen Eifers, während das kostbare Lebensblut verrinnt.

Große, entscheidende Schlachten, nach allen Regeln der Kriegskunst geleitet, wurden nicht geschlagen. Die Kraft, welche vereint und besonnen genügt, Wunder gewirkt haben würde, ward versplittert unter den einander mit neidischem Auge betrachtenden Heerführern, und ohne rasches, das Interesse der Nation entschieden förderndes Resultat floß nur zu viel des Blutes.

Die versprengten Truppen Samuel Bethlen's sammelten sich größtentheils um Rákóczi's Fahnen. (10)

Bussi Rabutin, den man in Siebenbürgen ohne Hilfe ließ, beschloß das Land mit eigener Kraft zu vertheidigen. Er wählte unter der Zahl der Edelleute, die dem Kaiser treu geblieben, zwei der entschiedensten, Graf Lorenz Bekry und Michael Mikes, und trug ihnen auf, Truppen um sich zu sammeln.

Bekry sandte er nach Hermannstadt, um den dort versammelten Adel der naheliegenden ungarischen Gespanschaften für sich zu gewinnen, Mikes mit ähnlichen Aufträgen ins Szeklerland.

Beider Aufgabe war eine schwere. Bekry wußte recht gut, daß der größte Theil des Adels nichts inniger wünschte, als so bald wie möglich zu Rákóczi zu stoßen. Mikes hatte Nachrichten aus dem Szeklerlande erhalten, die ihn von der Aufregung des Volkes und von seiner Neigung, sich den fremden Kuruzen anzuschließen, überzeugten. Daß diese nach Siebenbürgen gedrungenen Kuruzen auf eigene Rechnung handelten, und sich Rákóczi's Namen nur als Deckmantel bedienten, brauchen wir nicht zu wiederholen. Sie brachten der Sache, welcher sie angeblich dienten, weit mehr Nachtheil als Vortheil, durchzogen das ganze Land, folgten den deutschen Truppen und nahmen gefangen oder erschlugen, wessen sie nur habhaft werden konnten.

So geschah es, daß auch Bekry und Mikes in ihre Macht geriethen, ehe sie die Orte ihrer Bestimmung zu erreichen vermochten; ⁽¹¹⁾ und Rákóczi war nicht wenig überrascht, als man ihm von Tokaj aus, wohin die Siebenbürger Kuruzen ihn gebracht hatten, Bekry's Gefangen- nahme meldete. Dieser Nachricht auf dem Fuße folgte die

Ankunft Mikes', den man geradeaus nach Miskolcz zu dem Fürsten brachte. (1²)

Ein eben so glücklicher Handstreich war die Befangennehmung eines walachischen Herrn, Namens Száva, und noch dazu von walachischen Kuruzen ausgeführt. Dieser Mensch übte einen höchst verderblichen Einfluß aus und ließ sich von der deutschen Regierung als Spion gebrauchen, von welcher er durch seine Schmeicheleien und weil er hilfreiche Hand zur Vernichtung der Freiheit Siebenbürgens geboten, in den Freiherrenstand erhoben wurde. (1³)

Indessen legten die Siebenbürger Edelleute — größtentheils Kriegsgefangene — sehr viel Enthusiasmus für Rákóczi an den Tag, begegneten jedoch entschiedener Abneigung. Der Grund derselben lag darin, daß diese verspäteten Manifestationen der Anhänglichkeit und Bewunderung, besonders da sie von Kriegsgefangenen ausgingen, bei Rákóczi natürlicherweise den Verdacht erregen mußten, daß sie durch dieselben ihre Freiheit erkaufen wollten. (1⁴)

Dies war die Ursache, weshalb er ihre Anträge nicht nur entschieden zurückwies, sondern sie auch dazu zu bringen suchte, auf einen Tausch mit den im deutschen Lager befindlichen ungarischen Kriegsgefangenen einzugehen, und zu ihrer Treue für den Kaiser zurückzukehren.

Allein diese Herren ließen nichts unversucht, um sich des Fürsten Gunst zu erwerben, und endlich, nach langem Bitten, entschloß er sich, obwohl nicht eben freudig, ihren Treuschwur anzunehmen.

Bekry sandte er zu Berefényi, hoffend, daß der

heftige, doch in seiner treuen Anhänglichkeit fürs Vaterland goldreine Held ihn genügend überwachen werde, denn Rákóczi hielt Pekry für einen intriganten und nur zu gern im Trüben fischenden Charakter. (15)

Raum hatte er die Huldigung der Siebenbürger Herren angenommen, so steckte der Commandant der Feste Kővár, Michael Teleki, auf seinem kleinen Felseneste die ungarische Fahne aus und erklärte sich für Rákóczi.

So standen die Sachen, als der Fürst ein Schreiben Magdaleniens aus Wien erhielt, welchem sie ein Briefchen seiner Gattin beigefügt. Beide Frauen sagten ihm, wie groß der Schrecken sei, der in Wien herrsche, weil der Kaiser fürchte, daß Rákóczi sich mit dem glücklichen, doch die errungenen Vortheile nur selten benützenden Churfürsten von Baiern vereinen wolle, um Wien zu erobern.

Magdalena schloß mit folgenden Worten: »Der Churfürst von Baiern ist ein äußerst vorsichtiger Mann und deshalb glaube ich kaum, daß er sich zu ernster Theilnahme bewegen ließe. Der Starke baut nur auf sich selbst. Hier in Wien sind die Feinde der Sache Ungarns weit davon entfernt den Frieden zu wünschen, wohl aber möchten sie Unterhandlungen angeknüpft sehen, um Zeit zu gewinnen. Deshalb seid auf eurer Hut, mein Fürst. — Der Erzbischof von Kalocsa ist, ungeachtet seines Eifers für Ungarn ein arger Jesuit, und deshalb nicht besser als die Uebrigen. Ich fürchte daher, daß er unter dem Scheine einer Ausgleichung auch zu anderen geheimen Werkzeugen greifen dürfte. (16) Stephan Szirmay und vor allem Paul Okolicsányi sind Intriganten, und ich weiß aus guter Hand, daß sie bestochen wurden u. s. w.«

Dies Schreiben ward dem Fürsten durch einen von Brenkovic's Leuten überbracht.

Rákóczi war Okolicsányi nicht eben sehr geneigt, hielt ihn jedoch für einen gewandten, geistreichen Mann. Ueberdies hatte er sich mit eben so großem Rechte über die deutschen Machthaber zu beklagen, als Stephan Szirmay, und deshalb hielt Rákóczi Magdalenens Befürchtungen für übertrieben.

Demungeachtet verfehlten ihre Worte um so weniger die beabsichtigte Wirkung, weil Rákóczi aus den Zeilen seiner herrlichen Gattin ersah, daß die deutsche Regierung, trotz aller Friedenspräliminarien, gegen Amalien von Tag zu Tag größere Strenge entwickelte, so daß selbst die für ihre Gesundheit nöthigen Ausgänge ihr erst nach langen Bitten gestattet wurden.

* * *

Unter den ungarischen Heerführern begann sich, wie wir dies bereits ahnen ließen, ein höchst nachtheiliger Wettstreit zu entwickeln, dessen Ursachen wir hier in Kürze angeben wollen.

Kaum hatte Bercsényi, ohne Rákóczi's Einwilligung abzuwarten, dem holländischen Gesandten den verlangten Geleitsbrief geschickt und so den Friedensunterhandlungen das Thor geöffnet, als die übrigen Kriegsobersten in Unwillen gegen ihn entbrannten. Die Mehrzahl derselben wähnte, daß er für sich und seine Offiziere einen besondern Vertrag schließe, Rákóczi und die Uebrigen aufopfern werden. (17)

Hiezu gefellte sich noch ein unwiederbringlicher Mißgriff, die gewöhnliche Folge unreifen und übertriebenen

Eifers, der schon so manchen errungenen Vortheil in Fluch verwandelt hat, vorzüglich bei Gelegenheit von Revolutionskämpfen und Bürgerkriegen.

Károlyi, der Rákóczi nicht kannte, da er nur wenig in persönliche Berührung mit ihm gekommen, glaubte, daß er unter dem Einflusse Bercsényi's stehe, und theilte daher die Anordnungen, die er getroffen, sowie die Schritte, die er gethan, nur letzterem mit. So geschah es, daß er, um die fortwährenden Feindseligkeiten der Raizen der Dunamelék zu beseitigen, sich mit ihnen in Unterhandlungen einließ, die, da jene Bevölkerung der rauhen Willkür der deutschen Befehlshaber herzlich müde war, ziemlich rasch zu einem befriedigenden Resultate führten, so daß das Uebereinkommen mit ihnen bereits geschlossen war, wodurch Károlyi der Sache seines Vaterlandes größeren Vortheil brachte als durch alle Siege, die er errungen.

Allein auch hiervon benachrichtigte er nur Bercsényi, der seinerseits, überzeugt davon, daß Károlyi die Sache dem Fürsten angezeigt, es nicht für nöthig hielt, derselben in seinen Berichten zu erwähnen.

Die Raizen waren bereits zum größten Theile in ihre Wohnstätten zurückgekehrt, und einige derselben hatten sogar Dienste unter Károlyi's Fahnen genommen, als die Truppen Rákóczi's sie überfielen. (1^o)

Die Raizen, Wortbruch und Verrath in diesem Angriffe sehend, ergriffen abermals die Waffen; und da sie von nun an keinem der ungarischen Anführer mehr Glauben schenken wollten, konnte nichts und Niemand sie zur Ausöhnung bewegen. (1^o)

Ein anderer Keim des Verderbens lag in der Umge-

hung Károlyi's. Nach dem Friedensschlusse von Karlovitz wollten viele von Lökölyi's ergebensten Offizieren nicht unter österreichische Botmäßigkeit zurückkehren; sie bildeten daher, unfern der Grenze Ungarns, eine Ansiedelung, wo sie zusammen nur in ihren Rückerinnerungen lebten und eines günstigen Augenblickes harrten, um abermals die Waffen zu ergreifen. Kaum kamen ihnen die Siege der ungarischen Truppen zu Ohren, so verließen sie einzeln oder truppweise den gewählten Zufluchtsort, und eilten zu Károlyi's Heeresabtheilung, die ihnen am nächsten war.

Dieser, der einen hohen Begriff von Lökölyi's Feldherrntalent besaß, empfing sie als Zöglinge des berühmten Helden mit größter Zuvoorkommenheit.

Diese Männer jedoch, die größtentheils ein wüstes Leben geführt, besaßen nur geringe Begriffe von regelrechter Kriegsführung. (20) Sie sahen in Rákóczi's großartigem Auftreten nur eine Gelegenheit zu Raub- und Beutezügen, und führten Károlyi fortwährend auf Irrwege.

Die älteren Offiziere seiner Truppenabtheilung, die weit mehr an Ordnung und Kriegszucht gewohnt waren, durchschauten alsbald den schädlichen Einfluß der neuen Ankömmlinge, und da sie sich überdies durch deren Einreihung überflügelt sahen, begann sich eine Art feindlicher Rivalität zwischen den älteren und neuhinzugekommenen Hauptleuten zu entwickeln.

Auf diese Weise ward der Samen des Neides und der Verdächtigung mit vollen Händen ausgestreut, und nur zu üppig wucherte er unter dem Einflusse aller jener Zufälligkeiten und Mißgriffe empor, die in revolutionären Zeiten, wo alles improvisirt werden muß, und Vor-

sicht und Klugheit nur selten zum Worte kommen können, fast unvermeidlich sind.

Rákóczi selbst gesteht, daß fast alle seine Kriegsobersten sich unter einander haßten und verfolgten, und daß er, falls er all ihren Verdächtigungen und Insubordinationen sein Ohr geliehen hätte, keinem einzigen unter ihnen zu vertrauen im Stande gewesen wäre, sondern in jedem entweder einen Verräther oder zum Mindesten einen leichtsinnigen, unverläßlichen Brausekopf gesehen haben würde. (21)

Nur des Fürsten geläuterter Verstand und fester Charakter lassen es begreiflich finden, daß es ihm möglich wurde, inmitten solch' einer Masse von mittelmäßigen, eifersüchtigen und kindisch eitlen Menschen die heilige Sache des Vaterlandes so lange gegen Willkür, wohldisciplinirte Truppen und später gegen ein so glänzendes Feldherrntalent wie jenes Prinz Eugen von Savoyens zu vertheidigen.

Die Friedensvorschläge des Wiener Hofes in ihrer auf Zeitgewinn berechneten Bedächtigkeit wurden von einem andern Zeichen der Wendung, welche die Ereignisse genommen, begleitet; kaum war nämlich die Idee eines Friedensschlusses angeregt, so gab es eine ganze Schaar schwankender, furchtsamer und zweideutiger Charaktere, die sich mit aller Kraft an dieselbe festklammerten. Die Einen wollten alles vermieden sehen, was der friedlichen Ausgleichung in den Weg treten konnte, und riethen zu vollem Vertrauen der Wiener Regierung gegenüber, die Anderen verloren Kraft und Thätigkeit in ebendem Maße, in welchem die Friedensaussichten und die — trotz der trüben

Erfahrungen von Jahrhunderten — durch dieselben in ihren erweckten sanguinischen Hoffnungen wuchsen.

Károczy sah dies alles, und war er auch einem ehrenhaften Friedensschlusse durchaus nicht abgeneigt, so schrieb er doch Beresényi, welches Mißtrauen der Umstand bei den übrigen Heerführern erregt hatte, daß er in den Anfang der Friedensunterhandlungen gewilligt, ehe er selbst noch seine Zustimmung gegeben. (²²)

Allein sprach er auch Beresényi gegenüber seine Meinung offen aus, so wankte doch das Vertrauen, das er in diesen ältesten und treuesten seiner Freunde setzte, keinen Augenblick, und deshalb ließ er mit seiner gewohnten Großmuth nichts unversucht, um die Verantwortlichkeit hinsichtlich der angeknüpften Unterhandlungen auf die eigenen Schultern zu laden, und seine Brust, wie immer, als mächtiges Schild den nur zu häufig sich verzweigenden Ansichten entgegenzustellen.

Die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang, doch würde es uns weit über unsere bescheidene Aufgabe hinausführen, wollten wir deren langsamem, stockendem Verlaufe folgen. Alles wies darauf hin, daß sie ohne Erfolg bleiben würden; denn auf beiden Seiten fehlte es an vollem, unbedingtem Vertrauen.

Während demnach die Fäden dieser Unterhandlungen sich bald verwirrten, bald abzureißen drohten, reiften der Neid und die Verdächtigungen von Lókölyi's ehemaligen Offizieren ihre giftreichen Früchte. Der Glaube und das Vertrauen, die bisher die wunderbaren Wagnisse des heldenmüthigen Károlyi auf ihren Schwingen getragen, waren gebrochen, — und er sah sich gezwungen, seine besten

Truppen in kleine Abtheilungen zu zerstückeln, weil er ihrer nicht mehr sicher war. Er selbst jedoch tafelte und trank in seinem Lager mit den Männern, die unter dem Mantel von Tököly's Heldennamen doch keine Spur seines Geistes besaßen.

Geister erfuhr nur zu bald, wie die Sachen standen, und griff Károlyi an. Und was thaten nun jene großsprecherischen Offiziere, die ihre Kameraden verleumdet hatten, und in der Zerstückelung eines großartigen Heeres ein weites Feld für einzelne Waffenthaten und reiche Beute zu sehen wähnten? — Sie thaten, was dergleichen Zungenhelden stets zu thun pflegen: sie verloren den Kopf und trieben Károlyi zur Flucht, weil alles verloren sei. ⁽²³⁾

Und wahrlich es fehlte nicht an Fliehenden! General Geister feierte diesmal einen seiner leichtesten Siege. Von seiner saubern Umgebung fortgerissen, floh auch Károlyi, ein paarmal auf Rohrbündeln über Bäche und Ströme setzend, bis er Duna-Földvár erreichte, wo er, sammt seinen Courieren, auf ein paar Rähnen ans jenseitige Ufer gelangte.

War ihm denn der Feind auf der Ferse? Keineswegs! — Doch wir irren uns; — die Geister des Schreckens, welche jene radotirenden Offiziere heraufbeschworen, saßen ihm im Nacken.

Und was that General Geister? er bewies seine Kraft — nach den Begriffen des Wiener Wörterbuches; das heißt er ließ Säuglinge ermorden, und Greise und Weiber am Fuße der Altäre zusammenhauen! ⁽²⁴⁾

»Welch' großer Charakter!« — riefen Strattmann und Kinsky aus. — »Welche Seelengröße, wie viel kaltes Blut

beweisen seine Thaten! — Wie erntet er so reich und rasch gleich der Pflanz!

Raum erfuhr Simon Forgách die erlittene Niederlage, so eilte er herbei, vertrieb General Heister, besetzte die ganze Muraköz, und sammelte mit so unglaublicher Raschheit neue Truppen, daß man hätte wähen können, die längstentschwundenen Tage der Wunder seien wieder-gekehrt.

Jedes Ungarherz erbebte von Neuem; Tausende verließen die deutschen Fahnen, um fürs Vaterland zu kämpfen. Anton Szterházi, den Heister mit einer Besatzung von vierhundert Mann nach Pápa beordert, ging mit fliegenden Fahnen und unter lautem Jubelgeschrei in Rákóczi's Lager über.

* * *

*

Sieg und Niederlage wechselten gleich dem rollenden Würfel, allein der Gifftropfen breitete sich aus gleich dem Oele auf des Wassers glatter Fläche. Selbst Rákóczi und Beresényi entgingen der Verdächtigung nicht.

Ließen sie ihre Schaaren nicht über die Donau oder die Theiß setzen, so waren, ungeachtet aller überspannten Hoffnungen sanguinischen Eifers, tausend Zungen bereit sie zu tadeln. Und doch war es meistentheils nur nothwendige Klugheit, die ihnen dies zu thun verbot, denn sie kannten ihre neugeworbenen Truppen nur zu gut und wußten, daß sie jedesmal auseinanderstoben, wenn man sie allzuweit von ihren häuslichen Herden entfernte. Waren sie siegreich, so eilten sie mit der gewonnenen Beute nach Hause; wurden sie auf's Haupt geschlagen, so flohen sie in

den Schooß der Thronen, um dort Trost und Beruhigung zu suchen. So war zu jenen Zeiten unser Volk beschaffen. (25)

Wo es die Raizen zu Nachbarn hatte, dort liebte der Landmann nicht, sich weit von der Heimat zu entfernen; denn so geschmeidig und ergeben dieser listige Volksstamm sich auch zeigte, sobald er irgend eine Heeresabtheilung Rakóczi's in der Nähe wußte, eben so unmen schlich war die Rache, die er an den zurückgebliebenen Greisen, Weibern und Kindern nahm, sobald die ungarischen Truppen die Gegend verließen.

Ehe wir jedoch diese geschichtliche Skizze fortsetzen, müssen wir ein paar Auftritte schildern, die in engem Zusammenhange mit den Schicksalen unserer Personen stehen.

Ein Jahr ist seit den zuletzt erwähnten Begebenheiten verflossen: des Winters Eis ist geschmolzen, der Frühling hat seine Knospen erschlossen, und glühend ruhen die Strahlen der Sommer Sonne auf Bergen und Thälern. — — — Laßt uns einen Blick um uns her werfen.

Hirmondo, der Kuruzenführer.

1.

Gott hatte seinen treuen Völkern ein leckeres Mahl bereitet: in den Weinbergen, unter grünen Blättergewinden, kochte der Feuerstrom, der ihren Durst löschen sollte. Es gab in diesem Jahre des Regens weder zu viel noch zu wenig; die Regierung der Wolken war diesmal umsichti-

gen Geistern anvertraut; deshalb strahlte die Sonne hell und warm, und fielen manchmal auch dunkle Hüllen über den Glanz des Himmels, so begrüßte der Landmann sie als willkommene Gäste, die reichen Segen mit sich bringen.

Die Quellen bargen Eis in ihrem Schooße, und perlten rein und klar gleich dem Thau des Himmels. Doch hatte der sorgsame Hausvater dort oben für guten Trunk gesorgt, so war auch der saftige Bissen nicht vergessen; Waizen, Roggen und Gerste schossen in schwere Aehren; in dichten Schichten lag das Heu auf den fetten Wiesen, und auf Bäumen und Sträuchern reifte und röthete sich der leckere Nachtisch, bereitet vom besten Conditior, von der segensreichen Mutter Natur. Ueberall, nah und fern, hatte der gute Hausvater, dessen glänzende Paläste ohne Zahl dort oben im reinen Aether schwimmen, mit freigebiger Hand den Tisch gedeckt für seine Kinder.

Und fragt ihr, was der Gast beginnt, den er zu so viel Segen geladen? Wie er sich vorbereitet zum festlichen Mahle? Ob er seine Feierkleider angezogen, und wie Viele erwählt waren unter so zahllosen Berufenen?

Blickt um Euch! — Kanonendonner und Waffenlärm dröhnen Euch die Antwort zurück. Dies ist kein Freudenlärm, und die Flammen, die über Dörfer und Paläste dahinrasen, sind keine Freudenfeuer! Dort seht Ihr die geladenen Gäste; allein nicht neben einander, sondern einander gegenüber; nicht im glänzenden Friedensschmucke, nicht die staubigen Schuhe vor der Thür lassend und mit Segensworten des Dankes eintretend in die große Caravanserei kommt die wilde Schaar der Wanderer. Und doch steht der weite Bankettsaal Jedem offen, mit seinen

Wänden von grünen Bergen und braunen Felsen, mit seiner tiefblauen Himmelskuppel und ihren tausend und abertausend schimmernden Sternenlampen, ihrem blendenden Sonnenkronleuchter.

Wehe! es sind gar böse Gäste, die sich einfinden zum reichen Mahle! Die Hufe ihrer Kofse zerstampfen die Ackerfelder; sie treiben haufenweise die fetten Heerden hinweg! Nicht in friedlicher Eintracht theilen sie sich in den reichen Segen, sondern reißen sich einer dem andern den Bissen vom Munde. Kein Blumenkranz schlingt sich um die sorglose Stirn, ein Eisenhelm birgt sie den Blicken, und statt des Bechers zu heiterem Trunke erhoben, glänzt ein schwerer Streitkolben in der kräftigen Faust.

Streit und Hader herrscht unter den Gästen, Waffen klirren und knallen, und das Aechzen der Sterbenden ist ihre Tafelmusik.

Allein dennoch gab es der Gäste einige, die heiter tafelten und tranken, während andere Hungers starben, die in Saus und Braus, unter Jubel und Gelächter das Geschick herausforderten, während dicht neben ihnen des Bruders Haus in Flammen aufging, die nicht das leckere Mahl bereiteten, wohl aber den Wohlstand und die Hoffnungen von Tausenden verzehrten.

Die Wolfsbrut, die man Mensch nennt, verläugnete sich nicht!

Und wenn dem also ist — wenn die Zahl der Kinder nicht Raum findet in dem weiten Palaste, den der Vater ihnen geschenkt, so spricht Ihr, die Ihr gelebt von heut auf morgen, sind wir denn gar so schlecht, wir, die wir den Wunsch hegen, daß dem nicht also sein möge,

sondern besser — gerechter? Wenn unsere Zukunftsträume, nicht geschaffen nach unserem eigenen Bilde, wohl aber nach den wunderbaren Gebilden des Weltalls, an eine schönere, größere, bessere Zukunft glauben?

Ist es denn ein Verbrechen, wenn wir, gewahrend wie die Geheimnisse der Natur eines nach dem andern enthüllt werden, wie die Lösung ihrer Räthsel sich unserem Auge erschließt, zu berechnen beginnen, wie weit der Gottesfunke in uns, den wir Verstand nennen, uns zu führen vermag, und was in nächster Zukunft dem Stamme bevorstehen mag, der keine Ahnung besitzt von dem, wozu er fähig ist?

Sind wir denn verpflichtet, stets den Gut zu ziehen vor jenen bevorzugten Müßiggängern, die in stetem Widerstreite mit jedem Fortschritte, mit allem, was hinausreicht über ihren beschränkten Gesichtskreis, endlich zusammensinken unter dem fliehenden Rade der Zeit, ohne daß sie einen großen Gedanken, eine kühne Ahnung, ein einzig Samenkörnchen hier zurückgelassen, aus welchem der Baum des Verstandes entsproßen und seine staunenswerthen Früchte tragen könnte.

Nein! Nein! unser Reich ist nicht das eure! Wir überschreiten mit unseren Wünschen und Hoffnungen alles, was in eurem, durch Neid und Eifersucht beschränkten Geiste die Grenzen des Möglichen bildet.

Unabsehbar ist die Zukunft des menschlichen Stammes! Groß und wunderbar! so groß, daß er sie nicht zu fassen vermag. Ewiger Friede — ewiges Leben — ewiges Wohlsein — ewiger Segen! Schüttelst eure Häupter, Ihr Ungläubigen, verzieht eure Lippen zu spöttischem Lächeln — was kümmert's uns! Habt Ihr denn nicht stets gezwweifelt

an jeder wichtigen Erfindung? Nicht von jeher alles Große und Schöne belächelt, weil Ihr es nicht zu fassen vermocht?

Wahr ist's, der schlecht regierte Stamm der Menschen befindet sich noch in den Vorhallen der Erkenntniß, hat noch das ganze weite Land der Wunder vor sich!

Ihr fragt, wann er es erreichen wird? Nach wie viel hundert, wie viel tausend Jahren? Wir wollen Euch die Antwort nicht schuldig bleiben, wenn auch nur Wenige unter Euch sie verstehen. Die Ewigkeit ist nur ein maßloser Augenblick, die Gegenwart zugleich die Ewigkeit — es gibt keine andere. Die Natur besteht, weil sie stets bestehen wird; und wäre dem nicht also, sie könnte nie bestehen. Fragt Ihr demnach, wann die Zeit der Wunder kommt, so entgegnen wir hierauf: Heute! — sie kommt nicht, sie ist schon da; nur der Schlüssel, der Schlüssel des Wissens fehlt uns noch!

Kennen wir doch selbst das Haus noch nicht, das wir bewohnen. Wie viele Räthsel, wie viele geheime Kammern desselben hat nicht schon das Jahrhundert, in welchem wir leben, uns aufgedeckt. Selbst die Erde besitzen wir nicht ganz, wir kämpfen mit dem Meere um dieselbe, und das unermessliche Gebiet der Luft gehört weit mehr dem Schmetterlinge, der dort die bunten Flügel regt, als uns, die wir uns stolz die Herren der Erde nennen.

Glaubt ihr denn, daß der Gott der Welten sie uns geschenkt, damit wir stets nur an ihrer Rinde nagen? daß die unsterbliche Seele, jener göttliche Funke, welcher glaubt und hofft, der in einer einzigen Secunde die Erde umkreist, nur deshalb in uns lebt, damit wir stets in engen Schranken

uns bewegen, und unsere ganze Weisheit darin bestehe, zu leben, um zu sterben?

Was ist es denn, was wir wissen? Nicht viel mehr als nichts. Haben wir gelernt unser Leben zu verlängern? Sind wir besser geworden? Wissen wir den Wolken zu gebieten? Vermögen wir ein Erdbeben zu beschwichtigen? Sind wir Herren des Fahrzeuges, in welchem wir rudern? Können wir errathen, ob es im Monde, diesem Diener der Erde, lebende Wesen gibt, und ob sie herrlicher sind als wir, oder von uns übertroffen werden?

Wir stehen erst an der Schwelle des großen Thores der Natur; ja es fehlt uns sogar der Muth voranzusehen, daß einst jeder irdische Stoff in des Geistes Macht gerathen wird. Der Geist allein ist es, der das wahre Leben repräsentirt, wir können daher nichts Besseres thun, als dessen Reich erweitern — denn es führt zur Unsterblichkeit.

Alles Große auf Erden ging von Menschen aus, welche die Welt für Schwärmer und gefährliche Träumer hielt. Jede sogenannte Utopie ward im Laufe der Zeit später oder früher zu Fleisch und Bein, und trat aus der Reihe der Wunder ins gewöhnliche Leben. Alle Zeichen und Wunder längst entschwundener Jahrhunderte treten, z. B. vor dem elektrischen Telegraphen, in den Hintergrund, und jeder unserer geschickten Taschenspieler ist weit gewandter und bewandter in den magischen Künsten als alle Priester, Zauberer, Hexen und Klosterbrüder des alten egyptischen Reiches oder des Mittelalters.

Galiläi und Copernicus beschämten die Unfehlbar-

keit der dreifachen Krone; denn sie ließen die Sonne stillestehen und die Erde sich bewegen.

Es gibt keine Wunder mehr — wenigstens nicht im althergebrachten Sinne des Wortes, und man belächelt das Kinderspiel, mit welchem Eigensucht, Aberglaube und Unwissenheit Jahrhunderte lang die Menschen in Angst und Schrecken gesetzt.

Allein wir haben uns allzuweit von unseren Begebenheiten entfernt, kehren wir daher zu denselben zurück.

Rákóczi hatte, wie bereits erwähnt, Radvánszki nach Siebenbürgen gesandt, theils um dort dem Landtage in Gyula-Fehérvár beizuwohnen, theils um den Geist, der im Lande herrschte, kennen zu lernen, endlich um unter den Kuruzenabtheilungen, die Rákóczi's Namen als Vorwand gebrauchten, um raubend und verwüstend das Land zu durchstreifen, Ordnung und Kriegszucht herzustellen, da sie dem Feinde nicht viel Schaden zufügten, den Ruhm der ungarischen Waffen jedoch gar sehr besleckten. (²⁶)

In dies Wespennest zu greifen, und sich Einfluß in einem Lande zu verschaffen, wo Bussi Rabutin eine so staunenswerthe Thätigkeit entfaltete, war keine leichte Aufgabe.

Radvánszki wollte vor Allem den Ausschweifungen der Kuruzen ein Ende machen, und sie daher, Kundschafter und Bedetten voraussendend, in dem sogenannten Kuruzenlager überraschen. Radvánszki war einer jener Männer, die Einfluß auf das Volk zu üben wußten. Schon seine ausgezeichnete männliche Schönheit, so wie die Leichtigkeit, mit welcher er stundenlang ohne Vorbereitung zu dem Volke zu sprechen wußte und zwar in drei verschie-

denen Sprachen bürgten für die glückliche Wahl, die Rákóczi in ihm getroffen. Er hatte noch zu Apafi's Lebzeiten ein paar Jahre in Siebenbürgen zugebracht, war dort sehr beliebt, und hatte die walachische Sprache mit seltener Vollkommenheit erlernt. Sein männlicher Charakter und seine Geradheit erwarben ihm der Feinde und Verleumder genug; (²⁷) und Niemand haßte die deutschen Generale so tief wie er; was wohl begreiflich war, da jene Herren seinen Vater, einen treuen Anhänger Tököli's, hinrichten ließen. (²⁸)

Kaum hatte er den Befehl nach Siebenbürgen zu gehen erhalten, so suchte er sich mit Männern in Verbindung zu setzen, welche die dortigen Verhältnisse vollkommen kannten.

Wir wissen bereits, daß Apagyi und Clermont oder Fierville, wie er in Rákóczi's Lager hieß, da Ludwig XIV. ihm seine Beglaubigungsschreiben unter jenem Namen ausgestellt, (²⁹) — in ununterbrochener Verbindung mit Mirian standen, der — was wir wohl kaum zu erwähnen brauchen — die Pulsader bildete, in welche das Blut des Volkslebens zurückfloß.

Radvánszki verständigte sich daher vor Allem mit diesen Beiden, die sich in Rákóczi's Nähe befanden; was uns vermuthen läßt, daß es entweder der Witwe Kasael gelungen war, Apagyi mittelst des Handschreibens der Kaiserin vor der Rache General Schlick's zu schützen, oder daß er und Clermont sich selbst geholfen hatten.

Apagyi, in dessen Plänen es gerade lag, eine Zusammenkunft mit Mirian zu suchen, und Clermont, der diesen Wunsch theilte, ward es nicht schwer, von Rákóczi

die Erlaubniß zu erhalten, Radvánszki nach Siebenbürgen zu begleiten, um ihm bei der Lösung seiner schweren Aufgabe hilfreiche Hand zu bieten.

Was Apagyi und Clermont mit Baszil und Fenchel, die Radvánszki sich gleichfalls zu Begleitern erbeten, beschlossen, und wie die ganze Reise vorbereitet und eingerichtet ward, werden wir am schnellsten erfahren, wenn wir die kleine Reisegesellschaft aufsuchen.

Seit drei Tagen bereits irrten sie, von Baszil und seinen Leuten geführt, in den Bergen und Wäldern Siebenbürgens umher, als wir Radvánszki und seinem Gefolge in einem reizenden Thale begegnen, in das sie vor Kurzem erst durch enge Schluchten und tiefe Wasserrisse gelangt waren.

Baszil und Fenchel auf ihren besten Pferden und in dem Anzuge und mit den Waffen, die sie einst als einfache Parteigänger getragen, ritten voraus, von ein paar walachischen Kuruzen begleitet, die ihnen als Wegweiser dienten.

Vierzig bis fünfzig Schritte hinter ihnen ritten Radvánszki, Apagyi und Clermont in einfachem Kriegerschmucke, schneeweiße Wolfsfelle über die Schulter geworfen.

Das kleine doch gewählte Gefolge beschloß den Zug. Es bestand zum größten Theile aus freiwilligen Debreczincern, Heiducken, Tazygen und Rumaniern und hier und da einem jener alten Husaren Tökölyi's mit Gesichtern, die an die alten Helden unseres Stammes mahnten, Leute, die vor dem ganzen Heere in Ansehen standen, und die Rákóczi selbst »Ihr Herren« anzureden pflegte.

Es bedurfte dieses entschlossenen und der guten Sache treuergebenen Häufleins, um Ordnung und Gehorsam den wilden Horden einzupflanzen, denen sie sich jetzt nahten.

Kadvánszki war ein braungelocker Mann von dreißig bis zweiunddreißig Jahren mit regelmäßigen, orientalischen Zügen und einem schmalen, abwärts gedrehten Lippenbarte, der ihm ein alterthümliches Aussehen verlieh. Er und seine Begleiter saßen auf edlen Rossen, die der langen ermüdenden Reise vollkommen gewachsen waren, wie sie damals in großer Zahl aus den Gestüten Siebenbürgens hervorgingen. Die drei Herren rauchten aus kleinen, mit Edelsteinen ausgelegten Meerschammpfeifen, was zu jener Zeit bei den Vornehmeren bereits zur Sitte geworden.

»Welch' schönes, fruchtbares Thal!« bemerkte Kadvánszki, sich an Apaghi wendend, dessen Antlitz kalt und trübe war, als fühle er sich durch großen Kummer oder durch eine weitausgreifende Idee bedrückt.

»Mir dünkt,« erwiderte er, »unser Führer, Oberst Baszil, will es nur durchschneiden, und uns in das gegenüberliegende Thal geleiten.«

»Wir müssen bald mit Mirian zusammentreffen,« bemerkte Clermont; »wenigstens schmeichelten mir Baszil und Fenchel mit der Hoffnung, daß wir ihn noch heute Abend begrüßen, wenn nicht irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß dazwischentritt. Bisher sind wir Bussi Rabutin und seinen Streifzüglern glücklich ausgewichen, obgleich sie nach allen Seiten Beute suchen, um nicht Hungers zu sterben.«

»Einer Stunde wird's wohl noch bedürfen, ehe wir

das Thal durchschnitten haben, « sagte Radvánszki; »bis dahin, Freund Georg, hast Du Zeit dein Wort zu lösen.«
 »Mein Wort?« entgegnete Apagni zerstreut.

»Ja wohl,« lautete die Antwort. »Hast Du mir nicht versprochen, die Erzählung des Heiratswagnisses — denn die Ehe bleibt stets ein Wagniß — unseres Freundes Clermont hier fortzusetzen? Die Reihe ist ohnedies an Dir, denn ich weiß nur so viel von den Vorfällen in Preßburg, daß Ihr nach vollzogener Trauung die Stadt schon weit im Rücken hattet, als es Euch gerathen dünkte, Euch zu trennen, und auf verschiedenen Wegen nach dem Lager des Fürsten zurückzukehren.«

»Nun wohlan,« sagte Apagni, »ich will fortfahren in meiner Erzählung, wenn Dir's Vergnügen macht. — Die deutschen Generale mochten wohl noch mehr Spione auf die Lauer gestellt haben, so glaubte ich wenigstens, als jene, die meine Leute eingefangen hatten.«

»Es gibt deren so viele wie herrenlose Hunde,« bemerkte Radvánszki; »man kann nie wissen wann und wo man auf sie stößt. Einer dieser Glenden hatte Schließ wahrscheinlich den Zweck eurer Reise verrathen.«

»Mag sein,« versetzte Apagni, »doch ist's auch nicht unmöglich, daß einer der drei Galgenvögel, denen meine Leute aus Mitleid das Leben geschenkt, nachdem er sich von der Tracht Schläge, die man ihm mit so freigebiger Hand ertheilt, erholt, uns auf die Spur gekommen; denn meine Diener hatten schon im ersten Nachtlager verdächtiges Gefindel wahrgenommen. Genug, als uns am zweiten Tage die Nacht in der Nähe einer abgelegenen Esárda überraschte, hatten wir uns kaum dem Schlummer über-

lassen, als plötzlich mehr als zwanzig Kürassiere das Haus umringten. Meine Leute wurden nach wüthender Gegenwehr entwaffnet, und mich und meine Frau überfielen sie in dem Augenblicke, wo ich, vom Lager springend, nach meinen Pistolen griff. Einer gegen Zwanzig! Die Sache war verzweifelt genug, doch kosteten wohl ein halb Duzend derselben die Kolben der Pistolen, nachdem meine Schüsse im Halbdunkel nicht getroffen hatten.

»Einem Judas ähnlichen, zerfetzten Burschen dankte ich mein Leben, denn er hielt mich für Bercsényi; sie wollten mich daher lebend General Schlick überliefern, der sich längst ein Vergnügen daraus gemacht haben würde, uns vom Ersten bis zum Letzten rädern oder viertheilen zu lassen. Indessen waren die tapferen Kürassiere augenscheinlich überrascht, mich und meine Frau allein zu sehen; kein Zweifel, daß sie darauf gerechnet hatten, auch Clermont und seine junge Gattin in jener Esárda zu finden.

»Wir mußten den ungeschliffenen Burschen, die uns die Hände auf den Rücken gebunden hatten und fortwährend schimpften und fluchten, zu Fuße folgen.

»Schlick, nach dessen Hauptquartier wir gebracht wurden, freute sich augenscheinlich des gethanenen Fanges. Er kam ihm, wie es schien, ganz unerwartet, so daß das Ganze wahrscheinlich das Werk der sauberen Vögel war, deren Schlinge wir in Preßburg entkommen waren und die wahrscheinlich einen der nächsten Wachtposten von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt.

»Sie hatten ihr Ziel denn auch erreicht; allein meine Leute, um ein paar Wunden und blaue Flecke reicher, suchten auf meinen Befehl das Weite, und wurden auch

nicht von den Soldaten verfolgt, die den berüchtigten Bersényi und eines jener Dämchen, die sich stets in der Nähe der Kriegslager vorfinden, in ihren Klauen zu haben wähnten.

»Meine Leute suchten alsbald meine Schwiegermutter auf, von deren Aufenthalte sie stets unterrichtet waren. Einer meiner Reitknechte jedoch eilte unverzüglich zu Clermont, mit dem wir in Erlau zusammentreffen versprochen hatten. — Alles Uebrige weißt Du bereits.«

»Ich weiß,« sagte Radvánszki, »daß deine wackere Schwiegermutter gerade zur selben Stunde in Schlick's Hauptquartier eintraf, wo ein sogenanntes Kriegsgericht das in voraus über Dich verhängte Todesurtheil auszusprechen in Begriffe war, und daß das Handschreiben der Kaiserin seine Wirkung nicht verfehlte. Allein von deiner Schwiegermutter selbst weiß ich noch gar wenig, obgleich ihr seltener Charakter mein Interesse im höchsten Grade erregt. Wie gelang es ihr, sich so vollkommen auszubilden, daß sie selbst in den steifen Hofkreisen zu erscheinen vermag, und reiner deutsch spricht als wir alle?«

»Dies ausführlich zu erzählen, würde allzuweit führen,« entgegnete Apagyi, der kein Freund vieler Worte war; »doch in Kürze will ich Dir's gerne mittheilen.«

»Meine Schwiegermutter ward in Siebenbürgen am Hofe des Fürsten Apafi und unter den Augen der berühmten Anna Bornemisza erzogen. Dort erhielt sie ihre Ausbildung, und die Erlernung der deutschen und französischen Sprache war um so unvermeidlicher, da Apafi selbst nur ungarisch und lateinisch sprach, an seinem Hoflager sich jedoch stets zahlreiche Ausländer aufhielten.«

Nach diesen Worten klopfte Apagyi seine Pfeife aus, erwähnte in Kürze Borri's und der durch ihn bewirkten Vereitelung des an Kaiser Leopold verübten Vergiftungsversuches, und fügte noch die nöthigen Erklärungen über die Verwandtschaft seiner Schwiegermutter mit Borri hinzu.

Während Apagyi auf diese Weise Radvánszki's Neugier befriedigte, überließ Clermont sich seinen Gedanken, und weidete seine Blicke an der herrlichen Natur, die hier wie fast überall in den romantischen Thälern Siebenbürgens mit wahrer Gefallsucht ihre grünen Schätze erschloß. Als Apagyi seine Aufschlüsse beendet hatte, wandte er sich an ihn und sagte:

»Eines hast Du mir noch nicht erklärt, Freund Apagyi; freilich habe ich Dich auch noch nie darum befragt, obgleich Du wohl weißt, daß deine Schwiegermutter keinen aufrichtigeren Verehrer besitzt als mich. Sag' mir, was bewog den alten Michael Teleki dazu, die energische Frau zu schützen und zu seiner Gattin zu schicken, als im Lager von Bodza Heusler nicht geringe Lust hatte, sie niedermetzeln zu lassen?«

»Das hat seine guten Gründe,« entgegnete Apagyi, dem die vielen Fragen schon lästig zu werden begannen. »Wegen eines Prozesses, den meine Schwiegermutter seit Jahren gegen die Familie Hálom führte, war sie oft in Teleki's Hause, den sie noch an Apafi's Hofe kennen gelernt. Wahrscheinlich um sich den in Siebenbürgen fast allmächtigen alten Herrn noch geneigter zu machen, hatte sie ihm entdeckt, wie es in ihrer Macht stand, wann es ihr beliebte, Einlaß bei der Kaiserin zu erlangen. — Doch seht

nur: Baszil und Herr Hannes halten ihre Pferde an. — Ah! — jetzt wenden sie sich links; — das Thal, in welches wir Mirian bestellt, liegt vor uns. «

Wirklich hatten Baszil und Fenchel, nachdem sie das Thal durchschnitten, plötzlich ihre Rosse angehalten und sprengten nach kurzer Berathung einer engen Schlucht zu, die sich an der entgegengesetzten Seite desselben in den Wald verlor.

Kadvánzki und dessen Begleiter folgten alsbald ihrem Beispiele.

»Dies Räubervolk wird Dir nicht wenig zuthun geben, Freund Kadvánzki, « bemerkte Clermont. »Ich kenne dies Gefindel noch aus den ersten Zeiten der Revolution, als es der ganzen Charakterstärke des Fürsten bedurfte, um nicht in voraus an dem Gelingen des Unternehmens zu verzweifeln. «

Kadvánzki erhob den Blick, aus welchem Kraft und Entschlossenheit strahlte, zu dem Freunde, und sagte dann in herzlichem Tone: »Ich weiß, was unser harrt, und habe deshalb Mirian zu mir beschieden, dessen Einfluß auf das Volk so groß und fast allmächtig ist, und aus eben dem Grunde bitte ich auch Euch, meine Freunde, mir bei der so schweren Aufgabe des Ordnen's hilfreiche Hand zu leisten. Besseren Beistand hätte ich wohl kaum wählen können. Du, Freund Apagyi, bist ein geschwornener Feind der deutschen Heerführer, und es nimmt mich nur Wunder, daß Du Saraffa nicht längst zusammengehauen, obgleich dies, wie Du mir selbst gesagt, schon ein paarmal in deiner Macht stand. Du aber, Clermont — «

»Verzeihe, wenn ich Dir ins Wort falle, « rief Apagyi,

»doch kann ich, was Du gesagt, nicht unbeantwortet lassen. Ich werde aufrichtig sein, denn ich will durchaus nicht besser scheinen, als ich bin. Hört demnach! In meiner Jugend bewogen Eifersucht und der Zorn getäuschter Liebe mich zu einer That, die mir noch immer auf dem Herzen brennt. Meine Hand war es, die Elisabeth Ujfalvi den Tod gegeben.«

»Den sie zehnmal verdient!« rief Radványzki aus.

»Wahr,« entgegnete Apaghi mit einem Schatten trüben Ernstes, »wahr! hundertmal, tausendmal! Allein demungeachtet empfinde ich noch immer den Schmerz jenes Dolchstoßes. Im Gewühl der Schlachten, beim Donner der Kanonen, Waffen gegen Waffen gerichtet, geht der Tod von Hand zu Hand; dort verliert er jenen verächtlichen Anschein der Feigheit, die jede Hinrichtung, jeden freiwilligen Mord stempelt. Du hast Recht; ich hasse diese deutschen Generale, die unser schönes Vaterland mit Füßen treten, hasse sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, und verachte Saraffa. Gar oft schon war dieser feige Bluthund in meiner Macht, denn sein alter Diener, den ich noch von Ujhely her kenne, und dessen Anhänglichkeit mir meine Geschenke gewonnen, steht in meinem Solde; allein ich will nicht, daß er sterbe! Der Tod ist keine Strafe; und wo das Leben so traurig ist, die Menschen so thierisch sind wie hier Tausende und Tausende, da wird er weit eher zum erwünschten Lohne. Ich will daher, daß er lebe! daß er lebe, um in jeder Stunde seines elenden Daseins vor dem Tode zu zittern, den Niemand so sehr fürchtet als er.«

Madvánzki lauschte aufmerksam den Worten Apagyi's und rief dann mit reger Theilnahme aus:

»Ich begreife Dich, Freund! Es gibt gar Vieles, was uns die Welt, die allgemeine Meinung, ja vielleicht sogar der himmlische Richter dort oben verzeiht, was wir uns aber selbst nicht zu verzeihen vermögen. Seit dieser Mittheilung achte und liebe ich Dich noch mehr. Ihr seht demnach, meine Freunde,« fuhr er heiter fort, »daß ich meine Leute wohl zu wählen weiß. Kann es zum Beispiel einen eifrigeren Ungar geben als Du, Clermont, obgleich Du ein anderes Vaterland besitzest?«

»Das ich jedoch demungeachtet herzlich liebe!« bemerkte Clermont. »Wahr ist's, daß ich Euch näher stehe als meinen Landsleuten. Hier, auf Ungarns Boden erblickte ich das Licht der Welt, sprach eure Sprache früher als jene Frankreichs, und alle Bande der Sympathie und Dankbarkeit knüpfen mich an dies hartgeprüfte Land, für das ich in den schweren Tagen des Unglücks wärmere Anhänglichkeit empfinde als jemals. Mein Vater ward durch seine reiche und angesehene Familie verfolgt wegen seines Leichtsinnes, weil er in seiner Jugend Hab und Gut verpraßt — mehr aus Eitelkeit denn aus Verschwendungssucht. Das glänzende Hoflager des Königs war der Brennpunkt, in welchem alles, was ausgezeichnet war, zusammenfloß; ist's wohl ein Wunder, wenn er, jung und voll von Lebenskraft, an der gefährlichen Quelle ungebundener Lust schöpfen wollte, zu welcher Jedermann zu gelangen strebte? Als sein Erbtheil endlich ganz verschwunden war, wollte er seine Armuth nicht vor Denjenigen zur Schau tragen, die, einst seine Freunde und Miteßer, ihn jetzt kaum zu

erkennen schienen. Er verließ daher das schöne Frankreich und kam nach Wien, wo er, seinen alten Namen und glänzenden Ursprung sorgsam verheimlichend, Unterricht in seiner Muttersprache gab. Mein Vater war ein schöner Mann, kaum achtundzwanzig bis neunundzwanzig Jahre alt, und eine seiner Schülerinnen, eine herrliche Jungfrau, meine unvergeßliche Mutter, fühlte sich unwiderstehlich hingezogen zu dem schönen, geistreichen Lehrer.

»Ich könnte Euch gar viel erzählen von all' den Kämpfen, die das junge Paar bestand, denn meine Großmutter — mein Großvater lebte damals schon nicht mehr — ließ nichts unversucht, um ihre Tochter, meine Mutter, ihr einzig Kind und Erbin ihrer Reichthümer, vor einer so ungleichen Verbindung zu schützen. Selbst als mein Vater ihr seinen wahren Namen verrieth, und die Hoffnung aussprach, mit ziemlich geringen Mitteln einen großen Theil seiner Besitzungen zurückkaufen zu können, ward sie ihm nicht geneigter, und verbarg die einzige Tochter in den Mauern eines Klosters. Fünf Jahre lang blieb mein Vater ohne Nachricht von ihr, und fristete mit gebrochenem Herzen sein Dasein von dem Wenigen, was er erwarb.

»Eines Morgens öffnete sich die Thür seiner ärmlichen Wohnung, und eine wunderschöne Jungfrau in Trauergewändern trat in das Gemach. Es war meine Mutter, die jetzt allein stand in der Welt. Auf dem Sterbebette hatte ihre Mutter sich mit ihr versöhnt, ihre Strenge bereut und sie gesegnet.

»Das Uebrige könnt Ihr Euch denken. Ein paar Jahre später erblickte ich das Licht der Welt, und kannte

seitdem nichts Anderes als dies schöne Land. Jetzt ruhen Vater und Mutter im Grabe! Von ihnen lernte ich dies Vaterland lieben und seine Schmerzen wie seine Freuden theilen! — Wo könnte ich mich wohl heimischer fühlen, als hier, wo die Asche meiner theuren Eltern ruht, die sich so treu und warm geliebt.

Als Clermont in seiner Erzählung bis zu diesem Punkte gekommen war, hatten die drei Freunde Baszil und Fenchel fast erreicht, die in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten mit ein paar walachischen Bauern der Umgegend verkehrten.

»Einen Theil deiner Güter in Frankreich hast Du, wie mir dünkt, zurückgewonnen,« bemerkte Radvánszki.

»So ist's,« entgegnete der Gefragte; »von der Gnade des großen Königs unterstützt, gelang es mir mehr zurückzuerlangen, als ich gehofft. Daß jedoch diese huldvolle Gnade Ludwigs XIV. meine Verwandten vom ersten bis zum letzten für mich gewonnen, bedarf wohl kaum der Erwähnung.«

»Meine Herren,« unterbrach sie hier Baszil, der rasch heransprengte, »Vater Mirian ist angelangt, und wartet unser an der bezeichneten Stelle; diese beiden wackeren Bursche hier,« fuhr er nach den Walachen weisend fort, »haben mir die erwünschte Nachricht gebracht. — Wenn's Euch gefällig ist, laßt uns zu ihm eilen.«

Nachdem Baszil die beiden Walachen vorausgeschickt, die ganz eigenthümlich bewaffnet waren und auf kleinen, struppigen Gebirgspferden saßen, setzte er sein Roß in Bewegung, und Radvánszki sammt seinen Begleitern folgte seinem Beispiele.

So gelangten sie in das gegenüberliegende Thal. Die Abendsonne vergoldete bereits die Spitzen der Berge, ihre scheidenden Strahlen gleich einem riesigen Fächer ausbreitend, bis sie zitternd in den Blätterkronen hundertjähriger Tannen verschwammen.

Das Thal war von wunderbarer Schönheit. Würzige Lüfte durchstrichen es, und die klaren Wellen eines eiskalten Gebirgsbächleins rauschten zwischen dem grünen Samme der Wiesen dahin. An beiden Seiten erhoben sich Berge und Felsen von so außergewöhnlicher Form, daß es schien, als habe die Natur es darauf abgesehen, hier alle verschiedenen Gebirgsformationen nebeneinander zu stellen, und die Gelehrsamkeit der Naturforscher in ihren Principien irrezuführen. Runde Bergkuppen ragten neben scharfgezackten Felskanten empor, während in nicht gar weiter Ferne tiefe Wasserrisse und Felspalten gähnten, mit vorsündflutlichem Steingerölle angefüllt. Selbst die Pflanzenwelt breitete sich in launischer Abwechslung über diesem ungleichen Erdreiche aus, hier in riesigen Baumgruppen ihre Kraft entfaltend, dort nur niedriges Gestrüpp erzeugend, das gleich grüner Wolle die Gebirgsrücken deckte.

An einer Seite war oder schien wenigstens dies einsame Thal vollkommen abgeschlossen zu sein, während es nach Osten zu in eine schmale Schlucht anstief, die sich immer mehr verengte.

Ungefähr die Mitte dieser Schlucht nahm eine zahlreiche Volksmenge ein, die hier ihr Lager aufgeschlagen hatte. Man sah schon aus der Ferne den Rauch der Feuer sich emporkräuseln, hier und da ragte die Spitze eines Zel-

tes aus dem wallenden Abendnebel empor, und ein dumpfes Rauschen, gleich dem Fluge einer Heuschreckenwolke, schlug an das Ohr der Nahenden, von Zeit zu Zeit von einem Trompetenstoße übertönt.

Ein paar junge Ziegenhirten durchschritten die Waldblößen, oder saßen am Rande des Baches, ihren aus Baumrinde geschnitzten Hirtenflöten einfache Weisen entlockend, während die flinken Ziegen, in ungebundener Freiheit an den Felsen emporklettern, bald die zarten Zweige des niedrigen Buschwerkes abnagten, bald sich an der Süßwurz und den blühenden Kräutern labten, die üppig aus den Felspalten sproßten.

Es war ein stilles, anmuthiges Bild, das dies entlegene Thal dem Auge des Beschauers darbot, mit welchem der Ton der Hirtenflöte, das dumpfe Geflüster der Baumwipfel und das Rauschen des Baches in vollem Einklang stand. Was jedoch dem Ganzen einen romantischen Charakter verlieh, und zugleich ein bezeichnendes Blatt aus der wildbewegten Geschichte jener Zeiten bildete, waren die Ruinen eines niedergebrannten Dorfes, die sich am Fuße der Felsen hinzogen.

Da und dort ragten die Ueberbleibsel eines Rauchfanges oder ein Stück Mauer in die Abendluft empor, während ringsumher Asche und halbverbrannte Holzstücke die Erde bedeckten, während an anderen Orten nur ein verkohltes Bierdeck, die Ueberreste eines Gartenzaunes, den Platz bezeichnete, wo einst ein Haus gestanden.

Alles war still und ausgestorben; kein menschlich Wesen weilte jetzt in dieser einst blühenden Ortschaft. Die sorgende Menschenhand war verschwunden, und Kesseln

und Unkraut wucherten überall in den Straßen und Höfen empor, wo der Regen in schlammigen Pfützen zusammenfloß, und die Kröten und Unken ihr melancholisches Geschrei ertönen ließen.

Zur Nachtzeit durchstreiften dann die herrenlosen Hunde, das letzte Ueberbleibsel der einstigen Bevölkerung, heulend gleich hungrigen Wölfen das stille Thal, und fielen den Wanderer an, den sein Unstern in die Nähe dieser Wildniß führte.

Das Kirchlein des Dorfes war das einzige Gebäude, das noch einigermaßen zusammenhielt, da der Thurm desselben unbeschädigt war, obgleich das einst so glänzende Blechdach desselben jetzt von einer dichten Staubdecke überzogen war.

Die Glocke hatte das Volk längst fortgeschleppt, um Kanonen daraus zu gießen, und das grünliche Glas der Fenster ward vielleicht zum Spielzeuge jener Knaben, die dort auf dem Grase der Wiese die Zeit mit Gesang und Spiel verbringen, während aus dem Blei, das die kleinen Scheiben einst zusammenhielt, Kugeln gegossen wurden, auf daß der Bruder den Bruder morden könne.

II.

Nachdem die kleine Reisegesellschaft dies kühle Thal erreicht, war sie kaum ein paar hundert Schritte in demselben vorgedrungen, als sich ein anderer Reitertrupp, himmelweit von dem ersten verschieden, hinter einer dichten Baumgruppe hervorwand.

Es mochten der Reiter ungefähr zehn sein, die alle

auf kleinen, doch feurigen Rossen saßen, deren lange Mähnen und struppiges Haar nur zu deutlich bewiesen, wie wenig Sorgfalt auf die Pflege der treuen und nützlichen Thiere verwendet wurde.

In dem vordersten der Reiter erkennen wir Mirian mit seinen ehrwürdigen Zügen und dem langen Silberbarte, in das einfache Nationalgewand der Bewohner der Moldau gehüllt, das in seiner Fülle an die Tracht der Orientalen erinnert. Es war aus dunkelbraunem Stoffe gefertigt, und durch einen breiten Gürtel um den Leib befestigt. Das Haupt des Greises bedeckte eine runde, ziemlich hohe schwarze Mütze, und seine ganze Erscheinung bildete einen auffallenden Gegensatz zu dem verschiedenartigen Waffenschmucke seines Gefolges, dem das Auge zu jener Zeit überall begegnete.

Zur Linken des Greises ritt ein junger Mann auf schneeweißem Rosse und in ein gleichfalls weißes, phantastisches Gewand gehüllt; und suchten wir unsere Erinnerungen zu sammeln, so müssen wir in demselben jenen wunderbar schönen, knabenhaften Jüngling wiedererkennen, den wir vor Jahren schon, im Gaura Drakuluj, an Mirian's Seite gesehen.

Das Kinn des einstigen Knaben umfloß jetzt seidener Flaum, allein die herrlichen Züge trugen noch immer jenen Ausdruck hoher Begeisterung, der damals aus ihnen sprach, obgleich sie jetzt schärfer ausgeprägt und charaktervoller waren.

Wer mochte diese reizende Gestalt wohl sein? Welches Band knüpfte sie an Mirian oder Kasperek, wie der Greis abwechselnd in verschiedenen Gegenden genannt

wurde? Niemand wußte es. Das Wunderbare an der Sache war, daß man schon vor langen langen Zeiten, welche die jetzige Generation nur als Sage kannte, an Mirian's Seite stets eine ähnliche Gestalt gesehen — bald als schöner Jüngling, bald als herrlicher Mann.

War es der künftige Mirian, der auf diese Weise vorbereitet ward gleich dem unsterblichen Dalai Lama, der durch lange Jahrhunderte von Generation zu Generation sich verjüngt und altert, ohne jemals aus den Reihen der Lebenden zu schwinden? — Wer konnte es bestimmen? War es der Sohn, der Enkel oder Urenkel Mirian's? Niemand fragte darnach. Man war so sehr daran gewöhnt, Vater Mirian bei jeder feierlichen Gelegenheit von diesem Jüngling begleitet zu sehen, daß dies nur Jenen auffiel, die dem Greise zum ersten Male begegneten.

Mirian gehörte zu den Menschen, deren ausnahmsweise, geheimnißvolle Stellung sie vor Fragen und Nachforschungen schützt; und gab es auch hier und da Jemand, der es wagte, sich nach dem Namen und den Verhältnissen des Jünglings zu erkundigen, so erhielt er niemals eine andere Auskunft als folgende: »Sein Name ist Mirian; fragt nicht woher er stammt, zu was der Himmel ihn bestimmte — seine Zeit wird kommen — dann werdet Ihr ihn kennen lernen.«

Hielten wir uns ein paar Augenblicke bei dieser geheimnißvollen Erscheinung auf, so erwächst uns hieraus der Vortheil, daß alles, was über Mirian im Munde des Volkes war, für uns immer mehr in die Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen tritt, und vielleicht eben hierdurch das Interesse mehrt, das dieser von so viel Wun-

dern und Aberglauben umgebene Greis uns eingeflößt; weil wir nach und nach zu der Ueberzeugung gelangen, daß es keineswegs Unmöglichkeiten sind, deren wir hier gedenken, sondern bloß alte Ueberlieferungen, auf deren Schlüssel wir hinzuweisen vermögen, wenn es uns auch nicht vergönnt ist, alles, was den Schein des Wunderbaren trägt, genügend zu erklären.

Das Gefolge Mirian's bestand aus kräftigen männlichen Gestalten, von denen es jedoch schwer sein würde zu bestimmen, welchem Volksstamme sie eigentlich angehörten. Es war dieselbe Mischung, welche schon im Gaura Drakuluj unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, nur mit dem Unterschiede, daß wir es hier bloß mit einpaar Männern, dort jedoch mit einer zahlreichen Volksmenge zu thun hatten.

Zwei Priester fallen uns zuerst in's Auge; sie gehörten, wie wir vermuthen dürfen, zu jenen Kalugern, über welche Mirian als unmittelbare Werkzeuge verfügte, und welche daher nur selten unter seinen Begleitern fehlten.

Kaum hatten Fenchel und Baszil den greisen Mirian wahrgenommen, so hielten sie ihre Rosse an, und aus der achtungsvollen Weise, mit welcher sie ihn begrüßten, dürfen wir den Schluß ziehen, daß der Greis, seitdem wir ihn zuletzt gesehen, nichts von seinem fast allmächtigen Einflusse verloren hatte.

Kadvanzki sprengte indeß mit seinen Begleitern heran, und sogleich umgab den ehrwürdigen Greis ein zahlreiches Gefolge von Berittenen, in deren Mitte wir ihn selbst mit seinem weißgekleideten Begleiter, die beiden Priester, Kadvanzki und seine beiden Freunde, so wie Fenchel und Baszil erblickten.

Mirian begrüßte alle mit sanfter Würde und freundlicher Rede.

Kaum hatte er ein paar herzliche Worte mit Radvánszki und dessen Begleitern gewechselt, so rief er nach den Ruinen des Dorfes weisend aus: »Der Himmel verfinstert sich! Seht dort die schwarzen Wolken, wie sie waltend über die Berggipfel rollen, während das Rauschen des Windes Sturm verkündet, — laßt uns vorwärts-eilen!«

Der weite Kreis der Bewaffneten öffnete sich und alle folgten dem Greise, der noch so fest im Sattel saß, als stände er kaum in den Bierzigen.

»Seht hier den Berathungs-saal,« rief Mirian an Radvánszki gewendet, aus, während seine Rechte nach dem halbverfallenen Kirchlein wies, das aus den Trümmern der niedergebrannten Hütten hervorragte.

Schon begann der heranziehende Platzregen in einzelnen schweren Tropfen sich anzukünden, als sie die Kirche erreichten, in deren Schatten sie zu ihrer nicht geringen Ueerraschung ein Häuflein mit Körben und Schläuchen schwerbelasteten Packpferde erblickten, die wahrscheinlich zu Mirian's gewohntem Gefolge gehörten, worauf auch die Gegenwart der Diener, die sie bewachten, hinzudeuten schien.

Die eine Seite der Kirchhofsmauer stand noch aufrecht und über ihr, nach außen zu, ein halbverfallenes Dach, — einst wahrscheinlich der Zufluchtsort wandernder Handelsleute an Fest- und Markttagen; — und dies versprach spärlichen Schutz für die Pferde gegen die Wuth des Unwetters. Zwischen dieser Mauer und der Kirche lag der verlassene Friedhof mit seinen halbverkohlten Holz-

Kreuzen und den Trümmern der nahegelegenen Hütten, die überall herumlagen.

Kadvánszki's Gefolge war in dieser Zeit der Schlachten und raschen Märsche daran gewöhnt, weit öfter unter Gottes freiem Himmel als unter schützendem Dache zu lagern; Sturm und Regen waren den kriegsgewohnten Männern bekannte Gäste, und daher dünkte ihnen der kleine, romantische Zufluchtsort ein wahrer Palast.

Sie stiegen von den Pferden und bald nagten die müden Thiere an dem Bündel Heu, das sie selbst hinter den Sattel gebunden mitgebracht, während ihre Reiter, so gut es gehen wollte, Schutz unter dem überhängenden Dache der Friedhofsmauer suchten.

Als alle abgestiegen waren, blieb Mirian, der an der Spitze der kleinen Versammlung im Begriffe war das Kirchlein zu betreten, vor der Thür desselben stehen, deren Flügel längst ein Raub der Lagerfeuer geworden waren, und sagte, tief aufseufzend, mit ernster, trauriger Stimme:

»Vor ein paar kurzen Jahren noch erklang der Ton der Orgel in diesen gottgeweihten Räumen, hohe Wachskerzen brannten auf den Altären, und das melodische Geläute der Glocken rief die Gläubigen zum Gottesdienste. — O, daß die Enkel doch stets vernichten müssen, was ihre Ahnen aufgebaut — daß die Geschichte des babylonischen Thurmes sich immer und immer wieder erneut! — Doch laßt uns eintreten,« fuhr er, die bemooste Schwelle überschreitend fort, »wir wollen aufbauen und säen; der große Landwirth dort oben wird dann das Samenkorn sich erschließen lassen, und die Steine zusammenkitten nach seiner unendlichen Weisheit.«

Alle folgten dem Greise und betraten das verödete Schiff der Kirche.

Düster ragten die nackten Wände desselben zu den kühnen Bogen des Gewölbes empor; die Seitenaltäre waren verschwunden, und hervorstehende Steinplatten bezeichneten allein noch die Stellen, wo sie gestanden; nur am Hauptaltäre waren noch Ueberbleibsel des einst reichen Schnitzwerkes zu gewahren, allein zerbrochen und verkohlt.

Die schlanken Säulen und aus Holz geschnitzten Bildsäulen hatte der Flammen heiße Zunge schwarz gelect, die, wie es schien, das Innere des Gotteshauses verzehrt hatten, während sie das Dach verschonten. Vielleicht war ihr Zorn erstorben, als sie, emporschlagend zu der hochgewölbten Decke, dort dem sanften Lächeln der Engelsköpfe begegneten, die einst, in besseren Zeiten, des Malers Pinsel dahingezaubert auf das Gebot des reichen Gutsherrn, der ehemals dies ganze schöne Thal besaß.

Gleich einem Trauerdenkmalblickte der einst so glänzende Altar aus seiner weiten Mauernische hervor, wie ein Katafalk, den man seiner Kränze und Lichter beraubt.

Nur hoch oben über demselben schwebte noch immer, umgeben von einem verkohnten Strahlenkranze, das Symbol des Friedens, die sanfte Taube, doch ohne das Zeichen der Vergebung, den grünen Zweig, mit dem sie einst Noah's Herz erfreute.

Unten auf den glatten Steinplatten lagen die halbverbrannten Bänke, hier und da von Aschenhaufen und dunklen Blutsflecken umgeben. Man sah, daß zügellose Freibeuter, wilde Volkshaufen das Gotteshaus zur Schenke gemacht, und hier die erbeuteten Lebensmittel

verzehrt hatten, nachdem sie dem Gotte der Verwüstung ein Opferfeuer angezündet.

Der Eindruck, den dies verfallene Gebäude mit seinen scheibenlosen Fenstern, seinen zertrümmerten Thüren, seinem Schmutze der Verwüstung hervorbrachte, war kein ungewohnter für Diejenigen, die es so eben betreten hatten.

Das Auge war in jener wildbewegten Epoche der sanften Bilder des Friedens entwöhnt, des häuslichen Herdes, umgeben von heiteren Gesichtern; des Weinstockes, der mit nervigem Arme das stille Haus umranft, und dessen reife Trauben in die kleinen Fenster blickten; des ergreifenden Tones der Orgel, des Gesanges der Gläubigen und des ewigen Lämpchens, dessen zitternde Strahlen in dunkler Mitternacht durch der Kirchenfenster bunte Scheiben dringen.

Ein ganz anderes Bild des in seinen tiefsten Tiefen aufgerüttelten Lebens bot sich dem Auge überall im ganzen Lande dar: wiehernde Kofse, Waffengerassel, dahinsprengende Kriegerschaaren, Kampfgetümmel, wildaufblühende Flammen, Wehgeschrei, dahingetragen auf den Schwingen des Sturmes — das war es, woran Herz und Auge sich gewöhnen mußte. Das Volk vergaß das wohnliche Dach seiner Hütte, den friedlichen Fleiß entschwundener Tage, und das Schwert in der kräftigen Faust begann es seine ruhelose, blutige Pilgerfahrt.

Mirian kreuzte die Hände auf der Brust und blickte um sich in dem wüsten Tempel des Herrn. Sein Auge erhob sich durch die glaslosen Fensteröffnungen zu den schwarzen Wolken, die mit dumpfem Murren, gleich feind-

lichen Heereshaufen, am friedlichen Abendhimmel dahin-
zogen.

»Schafft all' die schmutzigen Trümmer hinweg,« ge-
bot er dann, an seine Leute gewendet, »und breitet Teppiche auf die gereinigten Steinplatten, auf daß wir im Kreise sitzend uns berathen können, gleich unseren Vorfältern einst auf dem grünen Sammt der Wiesen, den der Schöpfer selbst ausgebreitet in dem unermesslichen Gottes-
hause.«

Seine Diener eilten herbei, und bald waren Asche und Trümmer fortgeschafft, der Boden gefegt und mit den Teppichen aus Mirian's Zelte belegt, auf welchen die Erwählten sich niederließen.

»Bringt Fackeln herbei!« gebot abermals der Greis; »denn der Abend naht heran, und nicht kurzer Augenblicke Werk ist es, was wir hier zu ordnen haben.«

Das Volk erzählte Wunder von den gold- und silber-
durchwirkten Vorhängen, den weichen Teppichen, dem kostbaren Geräth in Mirian's Krystallpalaste, obgleich kein Uneingeweihter jemals dessen Schwelle überschritten; und eine Art poetischer Andacht, die aus jedem seiner Worte sprach, trug nicht wenig dazu bei, seine Macht und seinen Einfluß zu heben, so wie gleichfalls der Umstand, daß er, so oft er sich zeigte, gleichsam das Füllhorn des Ueberflusses mit sich brachte. Dies letztere mochte wahrscheinlich die Hauptursache sein, weshalb des Volkes Wahnglaube ein Wesen höherer Art in ihm zu sehen wähnte.

Und wirklich bildeten die weichen Teppiche keineswegs die einzigen Annehmlichkeiten, die Mirian herbeizubringen mußte. Raum waren ein paar Augenblicke ver-

flossen und schon waren Pechfackeln in die eisernen Klammern gesteckt, die einst Wandleuchter getragen hatten, und zahlreiche Diener harrten nur eines Winkes, um sie anzuzünden.

Der Anblick, den die kleine Versammlung, halb sitzend, halb liegend auf den bunten Teppichen, darbot, war ein ganz eigenthümlicher, und die Diener Mirian's, die sich in ehrerbietige Entfernung zurückgezogen, um die Berathungen nicht zu stören, erhöhten noch das Malerische desselben.

Mirian ergriff zuerst das Wort. »Die Kuruzenschaar, Ihr Herren,« sprach er, »die in einer Entfernung von ungefähr drei Viertelstunden ihr Lager aufgeschlagen, ist die zahlreichste aller derjenigen, die hier in Siebenbürgen zu den Fahnen Seiner Hoheit des Fürsten geschworen. Sie besteht aus wildem, zügellosem Volke, allein sie ist nicht schlechter, als jene war, die in den ersten Tagen des Aufstandes im Thale von Kliniecz zusammenströmte. Das Bedauernswürdigste dabei ist, daß nicht wackere Patrioten, sondern wilde Freibeuter an ihrer Spitze stehen. Dies Volk im Zaume zu halten, es an Kriegszucht zu gewöhnen, ist fast unmöglich; allein, wie ich vernommen, beginnt eine Spur von Ordnung sich zu entfalten, seitdem ein Mann aus der Marmaros — ich weiß nicht ob früher Soldat oder Räuber — die Zügel in die Hand genommen und sich an die Spitze der wüsten Schaar gestellt. Entschließt er sich die Abgesandten des Fürsten zu empfangen, so ist alles gewonnen.«

»Und bietet sich Hoffnung dazu dar?« fragte Radvanski; »denn ich erkläre offen, daß ich, falls dies Ge-

findel sich den strengen und entschiedenen Befehlen des Fürsten widersezt, alsogleich den Rückweg antrete und es sich selbst überlasse. In dieser Hinsicht sind meine Instruktionen so klar als möglich, denn nichts bringt der guten Sache größeren Nachtheil als dergleichen Menschen, die sich nichtentblöden, sie zum Vorwande von Räubereien, Erpressungen und Unzucht zu gebrauchen und sie durch Uebelthaten zu beslecken.«

»Laßt uns Geduld und Nachsicht üben, Freund,« sagte Apagyi beschwichtigend, »und die Sache nicht aufgeben, weil sie Schwierigkeiten darbietet. Was berechtigt uns, edle Sitten, klare Ideen, löbliche Zwecke von dem Volke zu fordern? Was that die Regierung für die sittliche Ausbildung so vieler Millionen Seelen? — Nichts. Der edle Gabriel Bethlen und ein paar treue Söhne des Vaterlandes waren die Einzigen, denen wir es verdanken, daß der größere Theil des Adels geistig etwas höhersteht als diese zügellosen Horden. Weigert sich das Volk bei unserem ersten Auftreten, in uns die Abgesandten Franz Rákóczi's anzuerkennen, so gibt es ein sicheres Mittel, diese Zweifel zu lösen. Wir brauchen nur zu gebieten, statt zu bitten. Wo die Einsicht mangelt, beginnt das Gebiet des Befehles!«

»Wir sind nicht zahlreich,« bemerkte einer der Männer, die mit Mirian gekommen waren, ein wahrer Athlet an Gestalt und Aussehen, dessen Züge jedoch kein Uebermaß an Selbstvertrauen verriethen; »dürfte es nicht gerathener sein, das Volk auf unsere Ankunft vorzubereiten und einen Boten vorauszusenden, um die Stimmung desselben zu erforschen?«

Mirian und Apagyi schwiegen, um zu sehen, ob die Uebrigen ihre Ansicht nicht aussprechen würden, und Clermont war der Erste, der zur Beantwortung dieser Bemerkung das Wort ergriff.

»Das Volk vorbereiten? Weshalb?« sagte er eifrig; »rasches, energisches Auftreten wirkt unter ähnlichen Verhältnissen stets am günstigsten. Haben sie nicht Rákóczi's Fahnen ausgesteckt? Den Fürsten durch ihre Abgesandten wiederholt um Geld und Waffen angegangen? — Was können sie daher mehr verlangen als die feierliche Weise, in welcher wir sie zu Kämpfern für die heiligste Sache weihen?«

»Dergleichen Menschen haben keinen Willen,« entgegnete Apagyi ernst. »Der Wille leitet uns, die Leidenschaft reißt uns fort. Wollte Gott, daß ich ein schlechter Prophet sei! Unsere erhabene Kraftanstrengung wird gleich dem glänzenden Kometen die Blätter der Geschichte durchfliegen — allein ich zweifle, daß wir unser schönes Ziel erreichen.«

»O Herr!« rief Mirian aus, sich aus seiner halbliegenden Stellung erhebend, »wer den Glauben verliert, der verliert auch die Sache, für die er kämpft! Ihr wißt gar wohl, daß wir, was die Hauptsache betrifft, stets einer Meinung sind, seitdem wir uns kennen; daß wir dem kleinen Thiere auf tiefem Meeresgrunde gleichen, das kein menschlich Auge je erblickt, und dessen unerschöpflicher, Jahrhunderte langer Fleiß doch Koralleninseln aus des Meeres Wellen emporsteigen läßt. Vergesst nicht, daß ein glückliches Ungefähr uns oft rascher zu dem verhilft, was sorglich vorbereitet erst nach Jahren reift; deshalb ist's nicht gerathen in voraus Böses zu verkünden für das

Gelingen einer guten Sache. Steht uns denn so tiefe Einsicht und ein so edles Bestreben gegenüber, daß die Kraft und Macht, über die wir gebieten, dadurch beschämt werden sollte? Sind denn die fremden Söldlinge, deren einziger Grundsatz Blutrache ist, um so viel besser als wir? — Rohe Kraft steht sich hier von beiden Seiten gegenüber, nur mit dem Unterschiede, daß wir hier für die Freiheit — unsere Feinde drüben hingegen wider dieselbe kämpfen. Laßt uns das Volk nicht verachten, weil es ungezügelt ist und geistig beschränkt; laßt uns lieber dessen Kraft und Eifer dazu nützen, daß wir einst frei werden mögen, um an ihm selbst das große Werk der Umgestaltung zu beginnen.«

»Wir sind vom Gegenstande unserer Berathung abgekommen,« bemerkte Radvánszki, der ein Mann raschen Handelns war. »Die Frage ist die: Dürfen wir hoffen, die Kuruzen — wie sie sich nennen — bei unserem Erscheinen ohne Widerstand zur Unterwerfung zu bringen?«

»Von dieser Frage sind wir durchaus nicht abgekommen,« entgegnete Apagyi; »jeden Widerstand zu besiegen und dem Gesindel entgegenzutreten, das mit der dreifarbigten Fahne in der Hand Rákóczi's Befehlen den Gehorsam verweigert, soll meine Sache sein.«

»Was fürchtest Du demnach?« fragte Clermont, der früher als alle Uebrigen den tiefen Ernst wahrgenommen hatte, der seit einiger Zeit Apagyi's ganzes Wesen verdüsterte.

»Uns selbst,« entgegnete Jener, »nicht das Volk. Was wollen, was ersehnen wir? Freiheit! Allein wie verstehen wir die Freiheit? Als Vorrecht für die Sinen, als Knechtschaft für die Uebrigen, nicht wahr? Nun frage

ich: wie kann ein Land sich frei nennen, wo ein kleiner Theil alles besitzt, während Millionen keine Scholle jener Erde, die sie mit ihrem Schweiße befruchten, ihr eigen nennen dürfen?“

»Ich kenne in Ungarn keine andere Nation als eben jenen bevorrechteten Theil der Bevölkerung,« sagte Radvászki verdrossen. »Das Volk ist noch nicht reif genug für die Freiheit; gewähre ihm heute freien Grund und Boden, so wird es statt des Fingers, den Du ihm gereicht, die ganze Hand ergreifen. Wer dem Kinde ein scharfes Messer, dem Unwissenden ein Buch, dem Blinden ein Augenglas in die Hand gibt, mag es sich selbst zuschreiben, wenn er zurück statt vorwärts geht. Das Geschick ruft uns zu Thaten auf, nicht aber zu glänzenden, doch unausführbaren Träumereien. Weshalb auch dergleichen Fragen besprechen, wenn das Messer uns an der Kehle sitzt, und nicht Worte, sondern Schwert und Kanonen über unser Schicksal entscheiden.«

Ein Blick zuckte aus Apagyi's Auge auf Radvászki, und man sah, daß eine heftige Antwort sich auf seine Lippen drängte; allein er bezwang die edle Aufwallung und entgegnete kalt und gemessen: »Du hast Recht; dies sind die Tage des Handels; laßt uns schaffen — Opfer bringen — das ist unsere Bestimmung.«

»So ist's,« bekräftigte Mirian, als Apagyi verstummte; »laßt uns so handeln — kämpfen; und fließt auch viel des kostbaren Blutes, ehe das Samenkorn zu keimen beginnt, so mag's d'rum sein; — es muß gar tiefe Wurzel schlagen, auf daß es kräftig Blätter treiben und edle Früchte reifen kann. Ihr, meine Herren, die Männer

rascher That, Ihr werdet wohl kaum fragen, was uns die nächste Stunde bringt. Ist unser Leben doch der guten Sache geweiht; ob uns die Zukunft Sieg bringt oder Untergang — gleichviel — wir bleiben ihr getreu. Wohl weiß ich, daß wir mit dem Schwerte in der Faust nur zu lösen vermögen, nicht aber zu binden; hierzu bedarfs der siegreichen Idee, die gleich der Perle im tiefen Meeresgrunde ruht und dort der Hand des Tauchers harret. «

»Gott gebe uns Gelingen,« sagte Apaghi ernst; »allein ich kann nicht lassen von dem Glauben, daß wir, so lange wir nichts thun für das Volk und alles nur für uns, bloß einen Stein herbeigetragen haben zum Tempel der Freiheit, nicht aber ihn aufgebaut.«

III.

Während diese Berathungen gepflogen wurden, deren Einzelheiten hier aufzuzeichnen uns zu weit führen würde, tobte der Sturm mit ungebändigter Wuth durch das entlegene Thal. Prasselnd schlug der Regen durch die scheibenlosen Fenster, die Blitze zuckten flammend durch das Abenddunkel, und dröhnende Donnerschläge unterbrachen von Zeit zu Zeit die Worte der Sprechenden.

Allein kaum hatte das Unwetter seine Wuth erschöpft, so begann, wie dies in Gebirgsgegenden so oft der Fall ist, der Himmel sich zu lichten, die Wolken zogen eilig weiter, des Donners Murren tönte nur manchmal noch aus weiter Ferne herüber, und der Platzregen wurde zu lauem Geriesel, während die Dunkelheit immer tiefer herabsank auf das einsame Thal. Auch der Wind legte sich

nach und nach, und da er die Regentropfen nicht mehr in die Fensteröffnungen trieb, entzündeten Mirian's Diener die zahlreichen Pechfackeln.

Die Berathungen gingen indessen ihren Gang, und Apagyi enthielt sich weiterer Bemerkungen, denn er wußte nur zu gut, daß die Menschen ihn noch nicht verstanden, und daß es anderer Umgebungen bedurfte, um hier und da im Vereine mit Mirian und ein paar seiner Erwählten, im Getümmel des Kampfes und der Wagnisse, den Samen edlerer und tiefergreifender Ideen auszustreuen.

Fast will es uns bedünken — doch wagen wir dies durchaus nicht als Gewißheit darzustellen, obgleich die Wahrscheinlichkeit eine große ist — daß die zu jener Zeit in Frankreich schon so weitverbreitete Gesellschaft der Freimaurer ihre Fibern auch bis hierher ausgestreckt, und Mirian, Apagyi und so manche Andere, deren Namen wir nicht kennen, auch Werkleute waren beim Baue des Tempels Salomons. Es befanden sich so zahlreiche Franzosen im ungarischen Lager, daß diese Vermuthung keine allzukühne ist.

Wahr ist es, Apagyi's Zeit war noch nicht gekommen — jene Zeit, welche den Worten des Dichters gemäß kommen wird und kommen muß! — wo es keine Vorrechte mehr gibt, und Ordnung, Gesetz und Friede allein auf Erden herrschen — jene Zeit der Freiheit, welche alles Gute gewährt — alles Böse verhindert! — Und vielleicht kommt sie erst dann, wenn der Schlag des schwergeprüften Herzens stille steht, wenn der müde Wanderer all das Große, Schöne und Heilige, was seine Feuerseele

ahnend vorausempfand, mit sich in's stille Grab genommen, wo er ausruht von den Kämpfen des Lebens.

Apagyi's benarrbte Züge verhüllten mit eiserner Unbeweglichkeit alles, was sich in seiner Seele regte, gleich den Rathseln der unerforschlichen Isis. Er war gleich Deucalion, als er die Steine über die Schulter warf, auf daß Menschen aus denselben erstehen mögen. Apagyi war der Mann des Volkes und die Menschen wußten ihn nicht zu fassen, weil seine Zeit noch nicht gekommen war, und sein Auge allein in der Zukunft, der schönern Zukunft, zu lesen vermochte.

Wenn wir diese Meinungsverschiedenheiten hervor gehoben, so geschah dies nur, um darauf hinzuweisen, daß es schon damals Menschen gab, deren Ideen einen höheren Schwung nahmen, und deren schwärmerische Träume nicht so leer waren, als ihre Zeitgenossen wähten, denn ist die Seele unsterblich, so sind es auch die Ideen, die sie geboren. Sie verbreiten sich unmerklich wie die Ringe des Regentropfens, der auf des Leiches stille Fläche fällt, und der Bodensaß alles dessen, was geistig ist, kann nicht hinweggespült werden gleich den schweren Erdtheilen, welche die Elemente zu vernichten vermögen.

Eben weil Mirian und seine Anhänger Männer der That waren, behielten sie die Hauptsache, die unmittelbare Idee, fortwährend im Auge, und Apagyi selbst sah ein, daß einer den Namen nach kriegerischen, in Wirklichkeit jedoch aus Raubgesindel bestehenden Horde gegenüber selbst die schönsten Theorien in den Hintergrund treten mußten, bis die Reihe einst auch an sie kommen würde.

Aus diesem Grunde kamen diese practischen Männer

rasch zu einem Entschlusse, wenn auch, vaterländischen Gewohnheiten gemäß, die Berathung nur zu wortreich war.

Man beschloß den Morgen abzuwarten, da dieser gewöhnlich die nüchternste Zeit solcher Menschen zu sein pflegt, die gewohnt sind, mit schwerem Kopfe ihr Lager zu suchen, so daß man in den Morgenstunden noch die meiste Hoffnung hat, sich mit ihnen zu verständigen.

Die langen Reden waren beendet, und jeder wußte nun, was seiner am folgenden Tage harrte. Die Nacht hatte bereits ihre dunklen Schleier über die Gegend gebreitet; das Ungewitter hatte sich verzogen, und das unermeßliche Heer der Sterne stand glänzend und flimmernd am tiefblauen Nachthimmel.

Wie herrlich war dies nächtliche Bild! Und der Schatten der Ruinen, der hohe Thurm der Kirche, der sich in schwarzen Umrissen in der Dämmerung erhob, verlieh dem Ganzen einen noch romantischeren Anstrich.

Jetzt änderte sich die Scene: Mirian's Füllhorn streute seine Schätze aus, und bald trugen die Diener aus dem Inhalte der Körbe, die sie den Packpferden abgenommen, ein schmackhaftes Abendessen auf.

Stehend, auf- und abgehend, sitzend oder halb liegend, wie es nun eben thunlich war, verzehrten die Versammelten das willkommene Mahl, während die Pferde draußen gefüttert wurden und das Gefolge Radvánszki's, sowie die Dienerschaft sich labten an dem reichen Segen, der, gleich den Rosen, welche in den Fußstapfen des Frühlings erblühen, Mirian folgte, wo er sich auch zeigen mochte.

Wohl drängt die Frage sich uns auf die Lippen, woher dies alles ihm zukommen mochte? wie es kam, daß

so viele dienstbare Hände sich ihm entgegenstreckten? daß er überall Schutz und Vertheidigung fand? Laßt uns nachdenken. Habt Ihr noch nie einen Menschen gesehen, den eine Art von Zauber umgibt, dem alle Herzen entgegenfliegen, der sich nur zu zeigen braucht, um von einem zahlreichen Gefolge umgeben zu sein, das jedem seiner Worte eifrig lauscht, jedem seiner Wünsche entgegenkommt? Habt Ihr jemals solch' einen Erwählten gesehen, oder ragen aus euren geschichtlichen Erinnerungen dergleichen Leuchtthürme und Denksäulen hervor, so braucht Ihr nicht länger daran zu zweifeln, daß es zur Erklärung alles dessen, was wir gehört und gesehen, durchaus keiner Wunder bedarf, sondern daß im Gegentheile alles dies eben so natürlich war wie der allgemeine Abscheu, dem die Namen geschichtlich besleakter Persönlichkeiten überall begegnen.

Da man mit der Morgenröthe aufbrechen sollte, dachte Niemand daran, den Schlaf zu suchen, und zogen auch hier und da ein paar der Ermüdeten sich in einen trockenen Winkel zurück, wo sie, den Rücken an die Wand gelehnt, ein Stündchen ruhen konnten, so zündeten doch die meisten der Herren ihre Pfeifen an, und plauderten heiter mit Mirian oder unter einander. Nur auf Apaghi's Zügen lag eine Art trüben, schwärmerischen Ernstes, als ob der Alp düsterer Vorgefühle seine Seele bedrückte.

Mitternacht nahte heran, als plötzlich fernes Geräusch sich erhob, gleich dem Rauschen des Windes, wenn er im Spätherbste durch die welken Baumwipfel fährt, oder ein Hagelschauer durch die Laubkronen prasselt.

Bald schien es, als tönten fernes Geschrei und ein-

zelne Schüsse durch die Nacht, dann wieder vernahm man dumpfes Gestampf, als jage ein Rudel Wölfe über hartgefrorenen Boden.

Jedermann wurde aufmerksam, und Radvánszki gebot alsbald einem Theile seiner Leute aufzusitzen, und sandte sie nach der Gegend aus, wo das eigenthümliche Geräusch seinen Ursprung zu nehmen schien.

In so kriegerischen Zeiten war Vorsicht an der Tagesordnung. Kaum ein paar Augenblicke später und die Pferde waren aufgezümt, während die Anführer sowohl als ihre Leute kampfbereit auf dem freien Platze vor dem Gotteshause der Dinge, die da kommen sollten, harrten.

Nach und nach begann von jener Seite des Thales her, wo die Kuruken lagerten, Lichtschimmer sich zu verbreiten, erst schwach und zweifelhaft, dann immer heller und heller, gleich dem Widerscheine einer Feuersbrunst, bis das ganze Thal von einem feurigen Dome überwölbt schien.

Niemand wußte, was dies bedeuten sollte. War es ein Waldbrand, oder hatten irgend ein paar verlassene Hütten und Heuschober Feuer gefangen?

»Die Kuruken!« riefen plötzlich ein paar Stimmen aus. »Was kann sie hieherführen?« fragten Andere. »Kommen sie in friedlicher oder feindlicher Absicht?« so tönte es von allen Seiten.

Mirian und sein jugendlicher Begleiter, so wie alle, die an der Berathung theilgenommen, saßen sammt ihrem Gefolge im Sattel, bereit zum Angriffe wie zur Vertheidigung. Jedermann harrte gespannt dessen, was die nächste Stunde bringen mußte, und schien von Radvánszki,

als dem von Rákóczi hierhergesandten Anführer, die nöthigen Befehle zu erwarten.

»Was meint Ihr, meine Herren,« rief jetzt Radvánszki, »dürfte es nicht gerathen sein, plötzlich vor diesem Raubgesindel zu erscheinen, das nur allzuwahrscheinlich auf neuen Raub ausgeht? Jetzt, wo das Dunkel der Nacht unsere geringe Zahl verbirgt, könnten wir es wagen sie anzugreifen.«

»Laßt uns warten, bis wir sie erblicken,« bemerkte Apaghi; »allein nicht hier, wo wir uns nicht frei bewegen können, sondern dort drüben hinter den Ruinen des Dorfes, wo wir eine günstige Stelle einnehmen können. Ich besorge keinen Angriff,« fuhr er fort; »wer einen solchen im Schilde führt, kommt nicht mit brennenden Fackeln.«

Radvánszki pflichtete Apaghi's Ansicht bei und war eben im Begriffe, den Befehl zu der nöthigen Schwenkung zu ertheilen, als ein Reiter durch die Straße der abgebrannten Hütten sprengte und vor Radvánszki sein Roß zügelte.

Es war einer derjenigen, die er vor Kurzem auf Kundschaft ausgesandt, und kaum fand er den Athem wieder, so rief er aus: »Die Kuruzen ziehen heran mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele; sie wähnen, daß Seine Hoheit der Fürst persönlich hier ist.«

»Sie kommen also in friedlicher Absicht?« fragte Radvánszki.

»So ist's, Herr; sie werden binnen Kurzem hier sein, wir trafen mit ihrer Vorhut zusammen. Sie sind zahlreich wie die Heuschrecken und alle auf unserer Seite.«

»Desto besser.« entgegnete Radvánzki, dem diese Nachricht höchst erwünscht kam.

Das Thal ward immer heller und heller. Diejenigen unter dem herannahenden Volkshaufen, die sich keine Fackeln zu verschaffen gewußt, trugen brennende Kienspäne oder Reisigbündel, die sie von Zeit zu Zeit, wenn sie zu weit herabgebrannt waren, mit neuen vertauschten. Schon begannen einzelne Klänge der Musik an der Harrenden Ohr zu schlagen, es war die Volkshymne, die auch heute noch Rákóczi's Namen trägt. Alle erkannten sie und ihre Herzen schlugen rascher.

Jetzt kamen Radvánzki's Leute angesprengt, und ihr Anführer rief schon von Weitem aus: »Alles ist in bester Ordnung! Es lebe Franz Rákóczi! Es lebe die Freiheit!«

Mit diesem Ausrufe hielt er sein Pferd vor Radvánzki und den übrigen Herren an und fuhr, seine Worte an Ersteren richtend, fort: »Das ganze Kuruzenlager folgt uns auf dem Fuße; kaum hatten wir das Dorf im Rücken, so sahen wir sie schon herannahen. Die umwohnenden Bauerleute, denen wir begegneten, sagten uns, man habe im Lager unsere Ankunft erfahren, ja man glaubte dort sogar, daß der Fürst in unserer Mitte sei, und so können sie den Augenblick kaum erwarten, der ihnen erlaubt, sich seinen Befehlen zu unterwerfen.«

Mirian's gewohnte Würde verließ ihn auch hier nicht. Er glaubte, daß es ein Verbrechen sein würde, dem Volke gegenüber, das so eifrige Ergebenheit bewies, auch nur einen Schatten des Mißtrauens an den Tag zu legen, und daß es schicklich wäre, dem Treueschwur der Menge gehörige Feierlichkeit zu verleihen.

»Meine Herren,« sagte er daher, sich an Radvánszki und dessen Umgebung wendend, »mir dünkt, wir würden wohlthun, unsere Leute vor der Kirche aufzustellen, und dann im Innern derselben die Ankunft der Kuruzen abzuwarten, damit sie nicht etwa auf den Gedanken gerathen, daß, während sie uns freudig entgegenkommen, wir Mißtrauen in sie setzen könnten. So lange ich in eurer Nähe bin, habt Ihr ohnedies nichts zu fürchten; Jedermann kennt mich, wenn auch nicht persönlich, so doch dem Namen nach, und Keiner fügt mir ein Leid zu.«

Niemand war geeigneter in dieser Sache Rath zu ertheilen, als Mirian, der einerseits das Vertrauen des Volkes, andererseits die Achtung Rákóczi's besaß und dem der Fürst in voraus zu wissen gethan, daß er eine Gesandtschaft nach Siebenbürgen zu senden gedenke.

Alle Anwesenden sahen dies ein, und deshalb erhielt nach ein paar kurzen Bemerkungen das Gefolge den Befehl, die Fahnen zu entfalten, sich vor dem Gotteshause aufzustellen und die Anlangenden auf's Herzlichste willkommen zu heißen.

Radvánszki jedoch nebst Mirian und den übrigen Herren begab sich nach dem Innern der Kirche zurück, wo die tiefherabgebrannten Fackeln durch neue ersetzt wurden, und die Dienerschaft die Trümmer, die in derselben herumlagen, so viel als möglich aus dem Wege räumte.

Kaum war dies geschehen, und schon erhellte das Licht der nahenden Fackeln die Kirche und deren Umgebungen.

Das Rákóczilied, zwar keineswegs meisterhaft, jedoch

mit um so größerem Eifer gespielt, vereinte sich mit dem begeisterten Jubeln der Menge und bildete einen wahren Sturm, der sich lange Zeit nicht legen wollte. Kaum hatten die Kuruzen das Dorf oder besser gesagt dessen verfohlte Ueberreste erreicht, so erhob auch Radvanszki's Gefolge die Stimme, und im ganzen weiten Thale ertönte ein Schreien und Jubeln, wie man es seit Menschengedenken nicht vernommen, und von dem nur Derjenige sich einen Begriff zu machen vermag, der da weiß, welch' mächtigen Einfluß Schmerz, Freude und Begeisterungen auf das erregbare Gemüth unserer Bevölkerungen üben.

Allein laßt uns einen Blick auf die Nahenden werfen, der uns zugleich einen Begriff von der Beschaffenheit der Kriegsheere zu geben vermag, die sich zu jener Zeit an allen Ecken des Landes bildeten.

Sie glichen nur zu sehr den Fluten des Sees oder dem wilden Gebirgswasser, das namenlos über unbekannte Felsen und Erdspalten herabstürzt, bis es sich endlich mit dem großen Meere, der Hauptarmee, vereint, und Namen und Bedeutung gewinnt.

Der Anblick der heranziehenden Schaaren war durchaus nicht ohne Interesse; denn warme Begeisterung besitzt auch dann noch etwas Achtungswerthes, wenn sie in wilder Ungebundenheit dahinbraust und alles mit sich fortreißt.

Wenn dann die verwandten Elemente sich zu finden beginnen, und der verwirrte Knäuel sich deutlicher gestaltet, fühlt man sich unwillkürlich von dem Gedanken ergriffen, welche Kraft im festen Willen liegt, und wie sehr sie gehoben wird, wenn Ordnung und Zusammenhalten ihr Auseinanderfließen verhindern.

Der große Haufen, dessen ganze Ausdehnung das Dunkel der Nacht nicht zu überschauen erlaubte, füllte nicht nur die ganzebreite Hauptstraße des verlassenen Dorfes an, sondern schien sich sogar über all die rauchgeschwärzten Hausstellen, ja über das ganze Thal auszubreiten.

Wir wollen nicht läugnen, daß unter dem bewaffneten Theile der Menge eine Art von Ordnung herrschte; ja es war sogar überraschend, daß es einem einzigen Manne gelingen konnte, diese wilde Horde, wenn auch nicht strenger Mannszucht und Ordnung zu unterwerfen, so doch im Zaume zu halten, und deren Auseinanderstäuben zu verhindern.

Dieser Häuptling aus eigenen Gnaden, dessen Namen man erst seit kurzer Zeit in Siebenbürgen zu nennen begann, war ein Hirmondó genannter Abenteurer, Räuber oder Freibeuter, dessen Namen wir schon vernommen, und dessen persönlicher Bekanntschaft wir jetzt entgegensehen. Allein ehe wir ihm gegenüber treten, dürfte es an der Zeit sein, diese eigenthümliche Benennung zu erklären, denn Jedermann hat wohl längst der Vermuthung Raum gegeben, daß die Benennung Hirmondó (Nachrichtbringer) kein Familienname, sondern einer jener zahllosen Beinamen war, welche in großen und traurigen Epochen so häufig entstehen, um sich dann auf Kinder und Kindeskinde fortzupflanzen.

Als Gregor Pintye das Städtchen Nagy-Bánya einnahm und dort von den muthigen Bürgern erschlagen wurde, theilten alle seine Leute sein Geschick, so daß dem ungarischen Sprichworte gemäß: Hirmondó sem maradó,

das heißt, kein Einziger übrig blieb, der die Nachricht des Gemehels weiterbringen konnte.

Wenigstens glaubten dies die guten Bürger von Nagy-Bánya; — allein Einer — ein Einziger war ihren Händen entschlüpft, obgleich sie steif und fest behaupteten, auch diesen Einen in das weite Grab geworfen zu haben, das Gregor Pintye und seine ganze Bande barg.

Der Zufall wollte indeß, daß dieser Eine gerade der Letzte war, der in dieselbe geworfen wurde, und so kam es denn, daß nur eine dünne Erdschichte ihn deckte, seine Wunden aber eben durch die darauffallende Erde verschlossen wurden, so daß er nicht verbluten konnte. Als der Krampf des Scheintodes ihn verließ, hatte er daher noch Kraft genug, die Erdschichte abzuschütteln und auf einsamen Gebirgspfaden sich nach dem Städtchen Dész zu flüchten.

Das Volk, welchem er seine wunderbare Flucht aus dem Grabe erzählte, nannte ihn als den Einzigen, der die Nachricht vom Tode seiner Gefährten bringen konnte, Szimondó (Nachrichtbringer), und betrachtete ihn von nun an mit einer Art abergläubiger Verehrung als ein Wesen, dem der Tod nichts anzuhaben vermochte. (³⁰)

Wohl ist es möglich, daß jener Mensch, dessen wahrer Name Georg Horváth war, diesen Umstand zu nützen verstand, und seiner Auferstehung eine möglichst wunderbare Färbung gab, da er wohl wußte, daß ihm dies beim Volke mehr Ansehen verschaffte, als die allernatürlichste Erklärung.

Allein genug hievon; wir wollen lieber sobald als möglich mit ihm zusammenzutreffen suchen.

Das Heer, das er um sich zu sammeln wußte, und das ihn zu seinem Führer erwählt hatte, war in ziemlich ordentliche Häuflein getheilt, an deren Spitze die muthigsten derselben die Fahnen trugen. Es bestand größtentheils aus Fußvolk, allein es gelang dem Anführer, fast dreihundert bewaffnete Reiter zusammenzubringen, zu welchem Zwecke die damals sehr zahlreichen Gestüte der Siebenbürger Edelleute einer unfreiwilligen Abgabe unterworfen wurden, doch eignete man sich stets die Pferde derjenigen an, die unter Buffi Rabutin's Schutze standen und sich zu den Kaiserlichen hielten.

Voraus kam das Fußvolk mit seinen Offizieren, wie sie der Zufall ihnen zugetheilt. Ihre Waffen bestanden aus Sensen und Wurfspeisen, nur hier und da sah oder hörte man vielmehr ein Schießgewehr; denn wer ein solches besaß, der konnte sich nicht enthalten es abzubrennen.

Der ersten Abtheilung, welche zugleich die am besten bewaffnete war, folgte das Musikchor, aus braunen Zigeunern bestehend. Dann kamen die dreihundert Berittenen; an ihrer Spitze eine kleine Abtheilung gewählterer Streiter, die an Kleidung und Bewaffnung den jetzigen Plajaschen glichen; (³¹) sie waren auf türkische Weise mit langen Schießgewehren und einem Handschar versehen.

Der Anzug der Uebrigen war jener des walachischen Volkes, dem nur die Waffen ein kriegerisches Aussehen verliehen, und auch diese bestanden oft nur aus selbstgefertigten Streitkolben, mit langen Nägeln bespickt, und manchmal aus einer Sense, einem rostigen Schwerte oder irgend einer schlechten Pistole.

Raum gab es auf der ganzen Welt ein Heer, dem

eine so unendlich lange Schleppe gefolgt wäre als diesem; allein der Anführer hatte alles so geschickt geordnet, daß die zahllosen Packwägen, Weiber und Kinder die Bewegungen der Bewaffneten weder verzögerten noch hemmten.

Sie bildeten eine eigene Abtheilung, die unter dem Schutze einer bewaffneten Bedeckung dem Hauptheere folgte oder es begleitete.

Was die ungarische Gesandtschaft mehr als alles Uebrige überraschte, waren ein Paar hölzerne Kanonen mit eisernen Reifen, umgeben von der nöthigen, rasch eingübten Mannschaft. Wie bewußt, war Gregor Pintye der Erfinder dieser hölzernen Kanonen, und von ihm hatte Hirmondó, sein einstiger Camerad, deren Verfertigung und Benützung gelernt.

Diesmal fehlte zum größten Theile das gewöhnliche Gefolge dieser Kuruzen; denn die Volksmenge, die zu beiden Seiten derselben heranwogte, bestand aus den Bewohnern der Umgegend, die auf das Gerücht von Ká-fóczy's Ankunft aus den nahegelegenen Ortschaften herbeigeströmt waren. Kaum glauben wir, daß Hirmondó selbst diesen Wahn theilte, denn er besaß sehr gute Kundschafter, die ihn augenblicklich von Radvánzki's Ankunft unterrichtet hatten; allein er bestärkte das Volk absichtlich in dem Irrthume, daß der Fürst selbst seine berühmten Anführer verlassen habe, um sich in ihre Mitte zu begeben.

Hirmondó befehligte allein die ganze Truppenmasse und folgte der ersten Abtheilung des Fußvolkes, von einem Gefolge umgeben, das aufs Allerbunteste gekleidet und bewaffnet war, und das aus den Erwählten seines zahlreichen Offiziercorps bestand. Diese Herren hatten sich

mit allem behängt und geschmückt, was ihnen reich und glänzend dünkte, oder was ihnen, ihrer Ansicht nach, ein kriegerisches Aussehen verleihen konnte.

Der Kuruzenhäuptling selbst saß auf einem herrlichen kohlschwarzen Hengste, in einen blauen reich verbräunten Mente mit ungeheuren silbernen Knöpfen gekleidet. Seine Kopfbedeckung hingegen bestand aus dem breitgekrämpten, mit Goldborten und Straußfedern geschmückten Hute irgend eines deutschen Generals. In der Hand hielt er ein deutsches Reiterschwert, und in den mit Bärenfell bedeckten Satteltaschen steckten ein Paar Pistolen, während ein Kupferbeschlagener Fokos am Sattelknopfe hing.

Daß seine Offiziere mit größerem oder geringerem Erfolge versucht hatten, es ihrem Anführer gleichzuthun, versteht sich von selbst.

Die Fackelträger gingen in langer Reihe zu beiden Seiten der Bewaffneten, und verstärkten noch das Eigenthümliche des ganzen Anblickes.

Als der Zug sich der Kirche und dem vor derselben aufgestellten Gefolge Radvánzki's nahte, ertönte aus tausend und tausend Kehlen, in allen Sprachen der Gegend, ein donnerndes Lebehoch.

Sirmondó stellte seine Truppen auf, das Fußvolk im Centrum, die Berittenen zu beiden Seiten, und mit seinem Gefolge vor der langen Front hinsprengend, wußte er dem Ganzen einen weit malerischeren Anstrich zu verleihen, als man dies, wenn man die Elemente kannte, aus welchem es bestand, wohl glauben sollte.

Als alles in Ordnung war, stieg er vom Pferde und begab sich, von seinen Offizieren gefolgt, nach dem Gottes-

haufe, wo die Gesandtschaft zu seinem Empfange bereitstand, mit ungeduldiger Neugier des Auftrittes harrend, der ihrer wartete.

Die Gruppe, welche sie bildeten, überwölbt vom hohen Dome der Kirche und grell beleuchtet vom rothen Lichte der Pechfackeln, war eine höchst malerische.

Kadvánzki stand im Vordergrunde, zu seiner Rechten Mirian, zur Linken Apagyi und Clermont, vier herrliche Gestalten, während die Uebrigen sie im weiten Halbkreise umgaben.

Endlich überschritt Hirmondó, von fortwährendem Jubelgeschrei begleitet, die Schwelle der Kirche, und ohne seine feste Sicherheit zu verlieren, nahte er sich rasch Kadvánzki, als dem Führer der ungarischen Abgesandten.

Hirmondó war ein kleiner, untersehter Bursche, der kaum fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre zählen mochte. In seinen Zügen war der ungarische Typus unverkennbar, doch verlieh eine ungeheure Narbe, die sie durchfurchte, denselben einen wilden Ausdruck. Die Wunde war übrigens längst zugeheilt, und zog sich nur noch als ein breiter, dunkelrother Strich vom linken Schläfe über das ganze Gesicht bis zum rechten Mundwinkel.

Daß der feste Kuruzenführer durchaus nicht gleichgiltig ob seiner äußern Erscheinung war, bewies der ungeheure gestickte Tabaksbeutel, der mit seinen zahllosen bunten Lederriemen ihm an der Seite hing, so wie zwei baumwollene Schnupftücher, in allen Farben des Regenbogens prangend, die rechts und links aus den Taschen seines verbrämten Manteles hervorhingen.

Als er vor Kadvánzki angelangt war, nahm er den

Federhut ab, und sich tief verbeugend ergriff er folgendermaßen das Wort:

»Edle und gnädige Herren! Gesegnet sei der Name Gottes, des Allmächtigen, der Euch hierhergeführt in dies arme Land, wo jetzt die Deutschen plündern und brandschagen, und treue Diener finden an den Sachsen und an den ehrvergessenen Edelleuten, die ihr Vaterland zu verrathen sich nicht entblöden. Wir haben gethan, was in unseren Kräften stand, das weiß Gott, und dem Namen, sowie der Fahne Seiner Hoheit des Fürsten Franz Rákóczi wahrlich keine Schande gebracht. Jetzt aber findet Ihr uns bereit, zu thun und zu vollbringen, was der Fürst uns zu gebieten für gut finden mag.«

Nachdem Girmondó diese Worte in rauhem Tone, ziemlich rasch und unverständlich hervorgestoßen, während er sie mit lebhaften Gesticulationen begleitete, blieb er plötzlich stecken, allein er wußte sich rasch zu fassen und rief statt jeder weitem Rede mit donnernder Stimme aus: »Es lebe Franz Rákóczi! Es lebe die Freiheit!«

Jedenfalls war es dieser Schluß seiner Anrede, der die lebhafteste Wirkung hervorbrachte; denn nicht nur in der Kirche selbst wiederholte ihn Jedermann, sondern auch außerhalb derselben ertönte er aus zahllosen Kehlen, und es brauchte Zeit, ehe das Jubelgeschrei der Menge, das Schmettern der Trompeten und das Geigengekras der Zigeunermusikanten ein Ende nahm.

Auf Radvánszki und dessen Begleiter brachte die Erscheinung und das Benehmen des Kuruzenhäuptlings keinen unangenehmen Eindruck hervor, ja es lag sogar etwas

in dem ganzen Wesen des Burschen, das ein gewisses Interesse zu erwecken nicht verfehlte.

»Herr Hauptmann,« sprach jetzt Radvánszki, ihm entgegentretend, »im Namen Sr. Hoheit des Fürsten, danke ich Euch für euer patriotisches Anerbieten und nehme dasselbe an. Und da der Fürst das schöne Heer, welches Ihr ihm zugeführt, weder bessern noch treueren Händen anzuvertrauen vermöchte als den Händen des Mannes, der es zu sammeln und einzuüben gewußt, — so ernenne ich Euch hiermit im Namen Sr. Hoheit und in dessen besonderem Auftrage zu seinem Feldobersten und füge nur den Ausdruck der Hoffnung hinzu, daß Ihr auch hierfür die Befehle des Fürsten so eifrig erfüllen werdet, als Ihr bisher geschickt selbst zu befehlen gewußt.«

»Wir waren stets dem Fürsten tteu ergeben und kämpften nur unter seinen Fahnen! Wir kannten nie einen andern Herrn!« rief Hirmondó und sein Gefolge eifrig aus.

Nach der Anrede Radvánszki's gewann das Antlitz des neuernannten Obersten einen noch stolzeren Ausdruck. Kaum war er von seiner neuen Würde in Kenntniß gesetzt, so blickte er hochmüthig um sich, als wolle er Jedermann daran erinnern, mit welch' großem Herrn er es von nun an zu thun haben würde.

Apagyi und Clermont, sowie Radvánszki selbst schüttelten Hirmondó die Hand und winkten dann ein paar Dienern, die eine Fahne und einen schön gearbeiteten silbernen Säbel herbeibrachten.

»Diese Fahne hier,« sprach Radvánszki, sie dem Kuruzenführer überreichend, »sendet der Fürst Euch für euer Heer; diesen Säbel jedoch, auf dessen Klinge sein

Name eingegraben ist, gebot er mir Euch selbst als Andenken, so wie als Zeichen eurer Würde einzuhändigen. Möge erstere Euch zum Siege führen, letzterer jedoch Euch, Herr Oberst, stets daran erinnern, daß Ihr in Franz Rákóczi's ruhmvoller Armee die glänzende Würde eines Heerführers bekleidet, und die Pflichten desselben nicht übertreten dürft. «

Dieser letzte Beweis der Würdigung von Seiten Rákóczi's den Kuruzen und ihrem Führer gegenüber brachte Hirmondó und sein Gefolge in ein solches Uebermaß von Begeisterung, daß alle Säbel aus den Scheiden flogen und die Besitzer derselben, sie hoch über ihren Häuptern schwingend, den Schwur ablegten, der Sache des Vaterlandes und deren Leiter, Rákóczi, bis zum letzten Athemzuge treu zu bleiben.

Umsonst würden wir es versuchen, die maßlose Lebendigkeit, den heitern Lärm, das Jubelgeschrei und die zahllosen Freudenschüsse zu beschreiben, welche von diesem Augenblicke an alle Grenzen durchbrachen, und den Gipfelpunkt erreichten, als Mirian, Rákóczi's Fahne tragend und von Allen gefolgt, die im Innern der Kirche gewesen, hinaus trat unter das sternbesäete Himmelszelt und im feierlichen Zuge sich dem aufgestellten Heere nahte.

Die Bewohner der Umgegend erzählten später, daß das Jubelgeschrei, welches sich in jenem Momente erhob, meilenweit durch Berg und Thal tönte, so daß sie nicht begreifen konnten, was sich zutrage.

Mirian weihte die Fahne ein, und Hirmondó nebst seinen ganzen Heere legte den Schwur ab, sie nie und nimmer zu verlassen.

Auf so unerwartete und erfreuliche Weise brachte Radvánzki diesen Theil seiner Sendung zu Ende, und benachrichtigte andern Tages Rákóczi durch einen Eilboten von allem, was sich zugetragen.

* * *

Raum hatte Radvánzki diese schwierige und gefahrvolle Hälfte seiner Aufträge in's Reine gebracht, so eilte er rasch der zweiten, eben so schweren, jedoch statt Gefahr nur feierliche Siege versprechenden entgegen.

Die Siebenbürger, ein paar Sachsenstühle ausgenommen, welche sich unter dem Drucke deutscher Besatzungen befanden, versammelten sich in Gyula-Fehérvár, wohin die drei Nationen, Ungarn, Szekler und Sachsen, ihre Stellvertreter entsendet hatten.

Dort befand sich auch Lorenz Pekry — durch seinen unreifen Wortschwall nicht geringe Verwirrung hervorrufend — so wie gar viele der Siebenbürger Herren, die bisher, mit allem Nöthigen reichlich versehen, als Gäste in Rákóczi's Umgebung verweilt und sich nach einem geeigneten Felde sehnten, um ihre Thätigkeit entfalten zu können. (32) In dieser historisch merkwürdigen Versammlung ward Rákóczi einstimmig zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt, worauf man das hierauf bezügliche schriftliche Document durch eine glänzende Deputation, von Michael Mikes angeführt, in Rákóczi's Lager sandte.

Ein Flammenbad.

Während Rákóczi in Siebenbürgen zum Fürsten erwählt ward, setzte er in Ungarn den Kampf mit wechseln-

dem Kriegsglücke fort. Der Geist der Zwietracht wollte nicht weichen von den ungarischen Heerführern, und so kam es denn, daß gegenseitige Fehler und Schwächen, die oft wirklich nur erdichtet sein mochten, den kleinlichen Leidenschaften verletzter Eitelkeit oder gefährlicher Ruhmsucht zur Hülle dienen mußten.

Allein weshalb dies nochmals wiederholen? Die Blätter der Geschichte sind die Bibel, in welcher dies alles unauslöschlich aufgezeichnet ist. Schlagt sie so oft als möglich auf, auf jedem Blatte derselben werdet Ihr eine heilsame Lehre, ein gelöstes Räthsel oder den sichern Leitfaden zu irgend einer menschlichen Schwäche finden. Ueberall tritt Euch die Blindheit der Mittelmäßigkeit, der Starrsinn der Selbstsucht entgegen, und dies vor allem in jenen Momenten, wo es die Wahl zwischen mein und dein, zwischen dem persönlichen und dem allgemeinen Wohle gilt.

Allein die Blätter der Geschichte füllen sich, die Zeit gräbt ihre Furchen immer tiefer, und die Menschen bleiben Menschen.

Paul Széchényi, der Leiter der Friedensunterhandlungen, einer der ausgezeichneten Männer jenes sturmbelegten Zeitalters, wollte, dies müssen wir wenigstens voraussetzen, nur das Beste. Allein auch er besaß ein persönliches Augenglas, durch welches er gar Manches nicht so sah wie Andere, und sein Gesichtskreis war wohl beschränkter, als wir vermuthen.

Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und vielleicht besaß er keine Ahnung davon, daß es gerade das war, was jene geschickten Ränkeschmiede wünschten, die

Kaiser Leopolds Entscheidungen zu huldigen schienen, während sie insgeheim zu dieselben hintertreiben suchten; genug, Széchényi ließ diesem Systeme der Zögerung hilfreiche Hand. Er verlangte von Rákóczi feierlich einen Waffenstillstand, um während der Dauer desselben über den Frieden und dessen Bedingungen berathen zu können.

Es gab nur zu Viele in den Reihen des ungarischen Heeres, die sich goldene Berge von dem bevorstehenden Vergleiche versprachen; Andere hingegen hatten längst den Glauben an die Verheißungen der Wiener und Prager Machthaber verloren, und diese Verschiedenheit der Ansichten öffnete eine neue Kluft zwischen den Gemüthern, und die allgemeine Thätigkeit stand abermals an der Schwelle einer mächtigen Störung.

Rákóczi hatte die Erfahrung gelehrt, daß, so oft man von ihm verlangte, er solle ruhig abwarten, was man am grünen Tische beschließen werde, seine Gegner diesen Stillstand nicht nur dazu benützten, um ihre Thätigkeit zu mehren, ihre Kräfte zu sammeln, sondern auch um im ganzen Lande zu sengen und zu brennen. Aus diesem Grunde wies Rákóczi Széchényi's Verlangen zurück und verweigerte den Waffenstillstand, obgleich nur zu viele seiner Anhänger ihn bestürmten und im Namen Gottes beschworen, die Gelegenheit zur Begründung eines ehrenhaften, ja rühmlichen Friedensschlusses nicht aus der Hand zu geben. ⁽³³⁾

Indessen ging, trotz dieser Verweigerung, der Austausch von Briefen und Documenten seinen Gang zugleich mit den sich stets erneuernden Friedensunterhandlungen.

Rákóczi bediente sich fast immer Percsényi's und

Károlyi's zu diesen endlosen Unterhandlungen, an welchen auch die Gesandten von Holland und England sich betheiligten, während die übrigen Mächte Europa's ihnen mit regem Interesse folgten.

Wir wollen daher den Faden unserer kurzgefaßten Schilderungen der Kämpfe und Gefechte jener Zeiten wieder aufnehmen, bis wir hier und da zu einer Katastrophe gelangen, die uns erlaubt, auf dem blumenreichen Pfade der Erzählung zu den verschiedenen Personen unserer Begebenheiten zurückzukehren.

Bei einer Kriegsführung wie diejenige, welche er zu wählen gezwungen war, konnte Rákóczi nicht lange an einem Orte weilen. Wo er sich aufhielt, dort befand sich auch die Regierung, dahin strömten die Eilboten und Depeschen, obgleich es nicht selten geschah, daß sie ihn nicht mehr dort trafen, wo sie ihn zu finden hofften, und sein Hauptquartier anderwärts aufsuchen mußten.

Zu der Zeit, bis zu welcher wir in unseren Begebenheiten gelangt sind, begab sich Rákóczi in Eilmärschen nach Duna-Földvár, und befestigte dort sein Lager mit wohlgeordneten Palissaden und Erdwällen. (32)

Die Raizen, welche von den Friedensunterhandlungen gehört haben und zugleich zu der Ueberzeugung gelangt sein mochten, daß die deutschen Heerführer wie vor und ehe im Lande hausten, thaten sich abermals zusammen, und schworen jeder andern Nationalität Tod und Verderben.

Rákóczi mußte sich zu seinem Bedauern davon überzeugen, daß an eine dauernde Aussöhnung mit diesem Volksstamme nicht zu denken sei und er nichts Anderes

thun könne, als dessen Ausrottungsgelüsten gegenüber strenge Wiedervergeltung zu üben.

Er traf demnach seine Anstalten und zog wider diese erbosten Gegner in's Feld. Leider war es dem Fürsten zu jener Epoche schon nicht mehr möglich, seine Kriegszüge bis zum letzten Augenblicke geheim zu halten, denn der Ungar vermag nicht zu schweigen: er ist zu offen und muthig dazu, jedoch zugleich auch zu unvorsichtig und leichtsinnig. Jeder Operationsplan, jedes geheime Wagniß ward in voraus auf die Trommel geschlagen, und oft wußte der Feind früher, was Rákóczi zu thun gedachte, als gar mancher Offizier der ungarischen Armee.

War der Feind jedoch im Besitze seiner Geheimnisse, so ward der Fürst durch Brenkovic's auch fortwährend von allem unterrichtet, was man gegen ihn und die Seinen im Schilde führte; und konnte er nicht jedem Angriffe zuvorkommen, so war dies einzig und allein die Schuld seiner Heerführer, welche sich nur zu oft in den Kopf setzten, daß Gehorsam sich nicht mit der Würde des Kriegsobersten eines Heeres vertrage, das für die Freiheit kämpfte.

Ein wahres Glück für Rákóczi war es, daß es zu jener Zeit noch keine ungarischen Zeitungen, diese allzu eifrigen Veröffentlichler der Geheimnisse der Kriegführung, gab; wäre dergleichen schon vorhanden gewesen, die deutschen Generale hätten sich die Besoldung gar manches Spiones ersparen können.

Auch die Raizen waren stets genau von dem Tage und der Stunde unterrichtet, an welchen Rákóczi's Schaa-
ren gegen sie auszuziehen gedachten, wann sie anlangen würden und was sie unternehmen wollten; deshalb hielten

sie es für gerathen, keine Zeit zu verlieren, und sich aus dem Staube zu machen, um dem ersten Zusammenstoße auszuweichen.

Allein sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn Rákóc's Reiterei rückte in Eilmärschen heran, und brach binnen unglaublich kurzer Zeit in dies Wespennest ein, wo sie auf Husarenweise zu hausen begann.

Die Raizen stoben nach allen Seiten aus einander; doch ein paar größere Raublager hatten nicht mehr Zeit, die Flucht zu ergreifen, und über die Grenze zu den Serben zu gelangen.

Eines dieser Lager befand sich auf einer offenen Fläche. Die ungarische Reiterei erblickte es von Weitem gleich einer dunklen Masse, da sah sie, daß dieselbe hin- und herwogte, und schloß daraus, daß es nicht des Feindes Absicht sei, einen ernstern Kampf zu wagen.

Dennoch begann derselbe ungefähr um die Mittagsstunde, jedoch nur mit vereinzelt Schüssen. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, und in der Ferne konnte man die Thürme von ein paar Ortschaften wahrnehmen, während hinter dem Raizenlager sich eine breite mit Rohr bedeckte Sumpfstrecke hinzog. Aus diesem Rohrdickicht, in welchem sich ein Theil der Raizen verborgen hatte, fielen häufig wohlgezielte Schüsse, denen bereits mehr als einer der kühn heransprengenden ungarischen Reiter zum Opfer gefallen war.

Die Raizen sahen, daß ein paar Reiterfähnlein rechts ausschwenkten, um sie zu überflügeln und ihnen in den Rücken zu fallen, daher begann ein Theil der wirren Masse sich zu ordnen und suchte den Sumpf zu umgehen.

während die Uebrigen durch die Zerstückelung der Reiterei kühn gemacht, und ihrer überlegenen Zahl vertrauend, rasch vorzurücken begann, und die nahenden Ungarn mit einem Kugelregen begrüßten.

Indessen war ziemlich viel Zeit verflossen, denn Kákóczy, der die Ankunft des Fußvolkes abzuwarten wünschte, machte keinen Angriff, sondern suchte nur seine Stellung zu behaupten, und zwar um so mehr, da er den Feind nicht zur Flucht zwingen wollte, ehe die ausgesandte Abtheilung ihn nicht umzingelt hatte.

Es schien, daß seine Berechnung eine richtige war, denn so sehr die Raizen sich auch beeilen mochten, gelang es doch den Ungarn, ihnen zuvorzukommen, trotz des ungeheuren Umweges, den sie zu machen gezwungen waren.

In dem Augenblicke, wo Kákóczy's Fußvolk auf Küstwagen anlangte und sich zu ordnen begann, wandten die Raizen, die mit Schrecken sahen, daß die Ungarn den Sumpf umgangen hatten, sich dem Hauptkörper wieder zu, und sich mit jenen vereinend, die bisher die nahenden Ungarn durch Schüsse und wildes Geschrei aufzureizen versucht hatten, rückte die ganze Masse dem Sumpfe immer näher und näher.

Die Sonne war bereits untergegangen und das Abenddunkel begann seine Schatten über alle Gegenstände auszubreiten. Das ungarische Fußvolk entfaltete seine Fahnen, die im Abendwinde flatterten, während die Reiterei ungeduldig des Zeichens zum Angriffe harrete.

Der breite, rohrbedeckte Sumpf wallte gleich einem grünen Teppiche hin und her, und die Schaaren der

Kaizen hatten dessen Rand bereits erreicht, wo sie einen langen, doch schmalen dunklen Streifen zu bilden schienen.

Indessen wollte Rákóczi, der seine Streitkräfte jetzt beisammen sah, einen entscheidenden Fang thun; er ertheilte rasch die nöthigen Befehle und die Jagd nahm ihren Anfang.

Von allen Seiten sprengte die Reiterei heran. »Es lebe Rákóczi!« so hallte es gleich dem Rollen des Donners aus tausend und tausend Kehlen, und binnen ein paar kurzen Augenblicken wurde unter fortwährendem Gewehrfeuer der Feind stets näher und näher nach dem Sumpfe zu gedrängt, bis er plötzlich in dem grünen Röhricht verschwand, so daß die Reiterei nichts mehr gegen ihn zu unternehmen vermochte.

Rákóczi ließ das Fußvolk vorrücken, und bald war die ganze südliche Seite des Röhrichts von einer Truppenkette eingeschlossen, während die Reiterei ein wahres Treibjagen gegen das nicht sehr zahlreiche Fähnlein der berittenen Kaizen begann, das nach allen Seiten auseinanderstob.

»Steckt das Rohr in Brand!« rief jetzt einer von Rákóczi's Offizieren aus. »Wir müssen sie aus ihrem Verstecke locken; die Kaizen haben nur dann Muth, wenn sie wohlverschänzt sind und aus sicherem Standpunkte schießen können. Feuer! Feuer!«

Kaum war dies Wort ausgesprochen, so hallte es von allen Seiten wieder: Feuer! Feuer!

Es war keine leichte Aufgabe das grüne Rohr in Brand zu stecken, allein die Kuruzen schleppten trockenes Gras und Unkraut herbei, und bald umging ein Flammen-

ring den Sumpf in seiner ganzen Ausdehnung, der stets breiter und breiter ward.

Ein furchtbarer Anblick begann sich jetzt zu entfalten. Die Flamme, welche anfangs nur gleichsam versuchsweise hier und da an dem Röhricht geleckt hatte, begann nach und nach, durch den frischen Abendwind angefacht, immer mehr um sich zu greifen, bis sie, siegreich weiterschreitend, endlich den ganzen Sumpf mit einem Feuermantel überdeckte.

Die flüchtigen Raizen, bis zu den Knien, oft bis zum Gürtel im Schlamm wattend, wurden durch die Flammen dem jenseitigen Ufer, an welchem Rákóczi's Truppen ihrer harrten, stets näher und näher getrieben.

Gleich einem schwarzen Drachen mit weit entfalteten Schwingen stieg der Rauch zum Himmel empor, dem umschweifenden Brande auf dem Fuße folgend, und kleiner und kleiner ward der Raum, der den Flüchtlingen übrigblieb, seltener und seltener die Schüsse, die aus dem Röhricht erklangen, bis endlich ein furchtbares, herzerschütterndes Geschrei sich aus dem Flammenmeer erhob.

Das mächtige Element hatte gesiegt; diejenigen der Raizen, die ihm nicht erlegen waren, sahen sich gezwungen ihr Versteck zu verlassen, und mit der Wuth der Verzweiflung stürzten sie aus demselben hervor. Sie sahen und hörten nicht mehr; in eine dichte Masse zusammengedrängt, warfen sie sich auf die nächsten Fähnlein des Fußvolkes, die sie mit einem dichten Kugelregen begrüßten.

So mächtig war der Instinct der Selbsterhaltung in diesen kräftigen Männern, daß sie, um dem Feuertode zu entgehen, ungeachtet der Schüsse, die nur zu zahlreiche Opfer zu Boden streckten, sich mit solcher Macht auf die

kampfgewohnten Reihen der Kuruzen stürzten, daß diese zu wanken begannen. Allein die Trompeten der Reiter bliesen zum Angriff, und die Raizen sahen sich plötzlich von allen Seiten umringt.

Wer nicht in den brennenden Sumpf zurückgetrieben wurde, den hieben die Reiter zusammen, und die geringen Ueberreste dieses kräftigen, allein sich stets fremden Zwecken opfernden Volkes flohen unaufhaltsam und ohne Hast, bis sie die türkische Grenze erreicht hatten.

Die Flammen loderten und wallten, bis sie das Röhricht verzehrt hatten, und lange Rauchstreifen bedeckten die Gegend, während der Himmel im feurigen Scheine erglänzte und blutrothen Schimmer auf das düstere Schlachtfeld warf, wo der Bruder an der Seite des Bruders den Todeschlaf schlief.

Der Feind war verschwunden, und der Tod hatte abermals ein reiches Erntefest gefeiert.

Endlich war die Wuth der Flammen erschöpft, der Rauch hatte sich verzogen, und droben am klaren Nachthimmel stand der Mond, still und glänzend, und warf seine silbernen Strahlen auf die blutgetränkte Erde.

Die Kuruzen schlugen ihr Lager auf — sie hatten abermals einen schweren Tag hinter sich. Gar mancher derselben vermifste den Freund, vielleicht den Bruder, Sohn, oder Vater; denn es gehörte durchaus nicht zu den Seltenheiten, Vater, Sohn und Enkel in einer Reihe kämpfen zu sehen.

So kämpft das Volk Ungarns in den Tagen der Noth. — O! wer verleih ihm Frieden, auf daß es einst am häuslichen Herde frei und ruhig der Segnungen seines schönen, reichen Vaterlandes sich freuen möge!

Bringe sie herbei die Lage des Friedens und der Freiheit, allmächtiger Vater dort oben über den Wolken, die schönen, die herrlichen Lage des Friedens! Nicht die Ruhe des Grabes — nicht das Verstummen der Angst — nicht die beschämende Ruhe verzagter Unthätigkeit; nein — den Frieden, welcher lebt, athmet, schafft und wirkt; den Frieden, welcher längstgeschlagene Wunden heilt, nicht aber neue schlägt; den Frieden der Liebe — nicht den Denkstein der Rache mit seiner Grabesstille! Bringe sie herbei diese Lage des Friedens, auf daß die Welt erkennen möge, wie das Volk, vor dessen wildbewegter Wuth sie zurückbebt, auch der Liebe würdig zu sein vermag!

Die Frauenräuber.

I.

Während Radvánszki in Siebenbürgen für Rakóczi's Sache zu wirken suchte, während in Ungarn Kampf auf Kampf folgte und in den Tiegeln und Retorten der Wiener Regierung der giftige Schlaftrunk gebraut wurde, der so viel Feuereifer, so viel Thätigkeit lähmen sollte, ruhen auch die romantischen Episoden unserer Begebenheiten nicht, und die Wirklichkeit bietet uns so viel Poesie dar, als wir nur wünschen können. (35)

Amadil — denn um allen Mißverständnissen vorbeugen, ziehen wir es vor diesen Namen beizubehalten — Amadil hatte nach dem Tode ihres zweiten Gatten, des Landrichters Grafen Draskovich, so eben das Trauerjahr zurückgelegt.

Ihr ruheloses Gemüth und ein unbestimmtes Sehnen, das sie im Herzen trug, dem sie jedoch keinen Namen zu geben vermochte, erlaubte ihr nicht lange an einem und demselben Orte zu verweilen.

Bisher war es ihr geglückt, den Schlingen zu entgehen, mit welchen Späherei und böser Wille sie umringelten, und die ihr seit einiger Zeit bei jedem Schritte in den Weg traten.

Obgleich fortwährender Verdacht sie begleitete, gleich so vielen edlen Frauen in dieser Heimat der Vaterlandsliebe, — wußte doch Niemand eine bestimmte Anschuldigung gegen sie zu erheben, und so war es ihr bisher noch vergönnt, frei und ungehindert den eigenthümlichen — doch niemals niedrigen oder strafbaren — Launen dieser ihrer schönsten Lebensjahre den Zügel schießen zu lassen.

Ihr Bruder, Stephan Petróczy, dessen edle Uneigennützigkeit sich Amadil gegenüber so glänzend bewährt hatte, war zu jener Zeit einer der vertrautesten Freunde Bercsényi's, und der Freundschaftsbund der beiden jungen Männer war um so inniger, da ihre Charaktere große Aehnlichkeit besaßen.

War Bercsényi heftig, unternehmend und in seinen Ansichten und Begriffen höchst eigenthümlich, so schienen diese Eigenschaften auch in der Familie Petróczy fast sprichwörtlich geworden zu sein.

Allein trotz seiner warmen Freundschaft für Bercsényi wußte Petróczy das Geheimniß der Schwester zu bewahren. Die Geschwister sahen sich, so oft sie es in jenen bewegten Zeiten möglich machen konnten, und durch den Bruder erfuhr Amadil so Manches, was für Andere ein

Geheimniß blieb, und ward in Vieles eingeweiht, was theils zu ihrer eigenen Sicherheit beitrug, theils es ihr möglich machte, Jene zu schützen, denen sie wohlwollte.

Die schöne Rosa Clermont kehrte, so oft ihr Gatte, mit irgend einer wichtigen Sendung betraut, Kákóczi's Lager verließ, oder eine Reise nach Frankreich unternahm, was stets geheim und mit größter Vorsicht geschehen mußte, zu Amadil, ihrer mütterlichen Freundin, zurück, um bei ihr die Rückkehr ihres Gatten abzuwarten, und diese Tage des Beisammenseins waren Festtage für die beiden Frauen.

Das Verhältniß zwischen der schönen Rosa und ihrer reizenden Pflegemutter ward immer inniger und lieferte abermals den Beweis, daß in einem edlen Herzen die Dankbarkeit stets eine unerschöpfliche Quelle inniger Anhänglichkeit bleibt.

War Amadil allein, so fühlte sie sich gedrungen, die Gesellschaft der Menschen aufzusuchen, die Einsamkeit zu fliehen und durch geselligen Verkehr die Leere auszufüllen, die ihr Herz in stets höherem Grade zu empfinden begann.

Sie ging, wohin der erste Gedanke, die Laune des Augenblickes sie rief, und so begab sie sich denn auch zuweilen nach Wien, wo es ihr gelang, der Fürstin Kákóczi und der Gräfin Aspremont zu begegnen; ja wir vermuthen sogar, daß ihr Glückstern sie auch mit Magdalenen zusammenführte, die durch ihre Familienverbindungen, so wie durch die große Zahl ihrer Bekannten nicht wenig dazu beitrug, die Sympathien der auswärtigen Mächte für Ungarn wach zu erhalten.

Magdalena, in ihrer unerschöpflichen Liebe, welche die

Schlacken der Erde stets mehr und mehr abstreifte, und nach und nach jenen überirdischen, reinen und heiligen Charakter annahm, welchen die Sagen des Alterthums hilfreichen Gewinn und Schutzengeln beimessen, blieb keinen Augenblick unthätig, sondern war stets damit beschäftigt, der Sache Rákóczi's Vorschub zu leisten.

Amadil's unruhiges Gemüth führte sie so häufig bald hierhin, bald dorthin, daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn Bersényi ihr schon zweimal begegnet war. Sagten seine Sinne ihm auch, daß es Wirklichkeit war, was er erblickt, so wußte er sich doch nicht zu enträthseln, wer die schöne Frau sein mochte, die heute den Namen Erdödy, morgen den Namen Draskovich führte, und ob sie wirklich jene reizende, kindliche Jungfrau war, die er während der Schlacht bei Zernest zu verlassen sich gezwungen gesehen.

Petróczi bewahrte, wie gesagt, das Geheimniß der Schwester, und da es zu jener Zeit mehrere Frauen und Mädchen dieses Namens gab, würde es ihn selbst, falls er gehört hätte, daß die Gräfin Erdödi oder Draskovich eine geborne Petróczi war, dies der Entdeckung der Wahrheit um keinen Schritt nähergeführt haben: denn der Schlüssel des Geheimnisses lag darin, daß Amadil eine Petróczi war, und gerade hiervon hatte Bersényi keine Ahnung.

Petróczi bewahrte nicht nur der Schwester zu Liebe das Geheimniß so treulich, — obwohl er die innigste Anhänglichkeit für sie empfand — sondern auch des Umstandes wegen, daß die Geschichte der reizenden Frau nicht gerade das schönste Licht auf den Charakter seiner Eltern

warf, so daß er gewünscht hätte, das Geschehene sich selbst abläugnen zu können; Amadil hingegen hegte natürlicher Weise keineswegs den Wunsch, alle Welt davon in Kenntniß zu setzen, daß die gefeierte Gattin der hochgestellten Grafen Erdödi und Draskovich Niemand anders sei als Soloman, der Edelknabe des Grafen Bercsényi.

Kein Wunder daher, wenn Bercsényi bis zu dieser Stunde mit allem, was Amadil betraf, durchaus nicht im Reinen war. Stand auch während der kurzen Augenblicke, wo er sie gesehen, das Bild der schönen Jungfrau, das in seinem Herzen lebte, so lebhaft als jemals vor ihm; hätte er in jenen Momenten auch darauf schwören können, daß es Amadil gewesen, die er gesehen: so begannen doch, sobald sie ihm fern war, peinliche Zweifel sich in seiner Brust zu regen, die ihm zuflüsterten, daß es vielleicht nur eine auffallende Aehnlichkeit gewesen, die seine Sinne getäuscht, und nun seiner Seele das Bild der einzigen Liebe, die sie je erfüllt, hervorgezaubert, und nicht der Gegenstand derselben es wirklich gewesen, der ihm auf eiligem Rosse oder im dahinsliegenden Wagen erschienen war.

Wir begegneten der schönen Amadil zuletzt in Erlau, oder müssen wenigstens dem Briefe zufolge, den Bercsényi an Rákóczi geschrieben, vermuthen, daß sie sich dort befand, was um so wahrscheinlicher ist, da mehrere ihrer vertrautesten Freundinnen sich zu jener Zeit in Erlau aufhielten.

Wohin sie sich später begab, wissen wir nicht; allein als Rákóczi vor Szegedin stand, wo er, erschöpft von den vielen Entbehrungen und der fortwährenden Unruhe, stets von Aerzten umgeben war, brachte Amadil ihre Pflege-

tochter nach Debreczin zu Clermont, der so eben aus Frankreich, vom Hofe Ludwigs XIV., zurückgekehrt war. (36)

Von dort aus begab sie sich nach Preßburg, wo bisher Niemand sie beunruhigt hatte, und wo sie es liebte, von Zeit zu Zeit zu verweilen, um der Fürstin Rakóczi und der Gräfin Asprenont näher zu sein.

Um jeden Verdacht zu vermeiden, reiste Amadil stets mit nur wenig zahlreicher Dienerschaft. Vier schöne, kräftige Pferde waren vor den bequemen Reisewagen gespannt, ein alter Leibhusar ritt voraus, auf dem Bocke saßen zwei Diener und im Wagen eine Kammerzofe; dies war das für jene Zeiten äußerst bescheidene Gefolge.

Man befand sich unweit der Ortschaft Karczag und der Abend breitete bereits seine Schleier über die weite Pusta, als plötzlich hinter einer halbverfallenen Tanya hervor ein kleiner Reitertrupp heransprengte. So rasch eilten sie hierbei und so gut waren sie von dem Gebäude verdeckt gewesen, daß Amadil erst durch die nahenden Hufschläge aufmerksam gemacht wurde, als sie kaum zehn Schritte mehr von dem Wagen entfernt waren.

Der alte Leibhusar, einst ein tapferer Kämpfer unter Lökölyi's Fahnen, später des Grafen Draskovich alter, treuer Diener, war augenblicklich am Kutschenschlage, und die beiden Diener zogen ihre Pistolen aus den an beiden Seiten des Wockes zu diesem Zwecke befindlichen Ledertaschen.

Wir hatten bereits Gelegenheit Amadil's Muth und Geistesgegenwart zu bewundern, und werden es daher natürlich finden, wenn sie auch jetzt keineswegs erschrocken war. Im vollkommenen Besitze ihrer Geistesfähigkeiten

sah sie augenblicklich ein, daß jeder Widerstand hier das Uebel nur ärger machen würde, ohne den geringsten Nutzen bringen zu können, und daß es am gerathensten sei, den Straßenräubern zu geben, was sie verlangen, und ihren Zorn nicht rege zu machen. Deshalb rief sie, sobald sie einen Blick aus dem Wagen geworfen und gesehen hatte, daß die Zahl der Räuber — denn dafür mußte sie die Nahenden halten — derjenigen ihrer Diener zweifach überlegen war, — ohne einen Augenblick des Bedenkens aus: »Niemand wage es einen Schuß zu thun! Ich will schon selbst mit diesem Gefindel fertig werden.«

Der Befehl kam zu rechter Zeit, denn der ältere der beiden Diener wollte eben seine Pistole auf einen der Räuber abdrücken, während der andere den Hahn der seinen aufzog und der alte Husar den mächtigen Säbel aus der Scheide riß.

»Haltet an!« schrie der erste der Angreifenden, der jetzt, den rasch dahinrollenden Wagen einholend und den Husaren fast überreitend, an der Seite des Kutschers sein Pferd anhielt.

»Halt an, Palko!« sagte Amadil so ruhig, als wäre der Wagen vor ihrer Wohnung angelangt.

Dem doppelten Gebote Gehorsam leistend, zog der Kutscher die Zügel an, die Pferde blieben plötzlich stehen, und neun Berittene umringten den Wagen.

Amadil zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie es mit Räubern zu thun habe, und nur der Umstand, daß ihre Zügel von ledernen Larven verdeckt waren, überraschte sie einigermaßen. Alle saßen auf schönen, wohlgepflegten Rossen, und ihr Anzug legte Zeugniß davon ab, daß sie

gar manches Edelmannes Mantelsack oder Koffer geplündert haben mochten.

Während derjenige der Reiter, der zuerst an der Seite des Kutschers angekommen war, jede seiner Bewegungen überwachte, nahte ein anderer, dessen hohe, schlanke Gestalt selbst im Sattel nicht unbemerkt bleiben konnte, sich dem Wagenschlage und sagte in höflichem Tone und ohne die Hand an die Waffen zu legen:

»Verzeiht, edle Frau, wenn ich Euch ersuchen muß die Landstraße zu verlassen und uns zu folgen, — oder vielmehr,« setzte er, sich verbessernd, hinzu, »uns zu gestatten, daß wir Euch geleiten.«

»Wohin, Ihr Herren?« fragte Amadil mit stolzem Gleichmuth, während die Kammerzofe an allen Gliedern bebte und der alte Leibhusar mit den Zähnen knirschte.

»Das werdet Ihr später sehen, edle Frau,« versetzte der Räuber, stets höflich bleibend; »ich hoffe, daß Ihr nicht von uns veraussetzt, wir könnten auch nur einen Augenblick die Achtung vergessen, die wir einer Dame schulden, selbst wenn es nicht die Gräfin Draskovich wäre.«

Während dieser Worte hatte Amadil Zeit, auch einen Blick auf die übrigen Reiter zu werfen; alle waren gut gekleidet, wohlbewaffnet und beritten, allein die beiden Anführer ausgenommen blieben alle stumm wie das Grab.

»Das Ziel meiner Reise ist Preßburg, das ich sobald als möglich zu erreichen wünsche,« sagte Amadil, ihren Unwillen mühsam niederkämpfend.

»Habt Ihr dort irgend etwas zu besorgen, edle Frau,« erwiederte der Räuber, »so wird da leicht zu

helfen sein. Ihr habt vier männliche Diener in eurem Gefolge; einer ist bereits gut beritten, die drei anderen will ich mit kräftigen Pferden versehen; sendet sie voraus nach Preßburg.«

»Voraus?« rief Amadil heftig, »und wer soll meine Pferde lenken? Wer den Wagen halten auf diesen schlechten, bodenlosen Straßen? Was Ihr an mir verübt, ist unmännliche Gewalt! Sprecht, braucht Ihr Geld? ich will Euch geben, was ich bei mir habe, und Ihr könnt Euch Glück wünschen zu dem guten Fange, denn die Summe ist keineswegs gering.«

»Verzeihung, edle Frau,« erwiderte der Anführer stolz, »allein wir sind keine Straßenräuber, und bedürftet Ihr des Geldes, so würden wir es für unsere Pflicht halten, Euch damit zu versehen.« — Dann wandte er sich an seine Leute und rief in einem Tone aus, welcher deutlich bewies, daß seine Höflichkeit ihre Schranken hatte: »An's Werk, Ihr Herren!«

»Herunter, Ihr Beide dort vom Bocke!« rief einer der Reiter den Dienern zu.

Die beiden Männer zögerten; da sagte Amadil in gebietendem Tone:

»Es scheint, daß die edlen Herren hier es zwar nicht auf mein Geld, wohl aber auf Wagen und Pferde abgesehen haben, deshalb leistet dem erhaltenen Befehle ruhig Folge; steigt ab — ich befehle es! Ihr könnt nichts Anderes thun!«

»Kutscher, rasch aus dem Sattel!« rief jetzt der Reiter, der den Kutscher bisher bewacht hatte, — »Spute Dich, Bursche, wir haben keine Zeit zu verlieren, und fehlt

Dir's an Gelenkigkeit, so heb' ich Dich am Kragen aus dem Sattel.«

Was konnten die armen Leute thun? sie mußten sich in ihr Geschick fügen, und das um so mehr, da die Reiter alle ihre Pistolen zur Hand nahmen und der ganze Auftritt eine ernste, drohende Wendung zu nehmen begann.

Kaum war der Kutscher aus dem Sattel, die beiden Diener vom Bocke geklettert, so sprangen rasch drei Reiter von ihren Rossen und waren in einem Nu der eine im Sattel des Kutschers, die zwei anderen auf dem Bocke des Wagens.

Während dies alles geschah, hörte der alte Leibhusar nicht auf sprühenden Auges Verwünschungen in den Bart zu murmeln, und wußte seinen Zorn kaum zu zügeln. Plötzlich jedoch zerriß der dünne Faden seiner Geduld und in laute Flüche und Schimpfreden ausbrechend, schwang er den Säbel hoch über dem greisen Haupte und rief seiner Gebieterin zu:

»Laßt mich nur einen dieser Schurken zusammenhauen, edle Frau, dann will ich gerne sterben.«

»Du wirst keinen Einzigen zusammenhauen, treuer Alter,« sagte Amadil gütig, doch entschieden, »stecke dein gutes Schwert in die Scheide; und wenn diese edlen Herren hier,« fuhr sie mit scharfem Spotte fort, »nicht gelogen, das heißt die Wahrheit gesprochen haben, werden sie Dir gestatten, daß Du Dich voraus nach Preßburg begibst. Freilich ist's für einen Husaren ein wenig hart, zu Fuße zu gehen, allein Kardczag kann nicht mehr weit entfernt sein, und dort wird es Dir leicht gelingen, Dir ein Pferd zu verschaffen.«

»Edle Frau,« begann der hohe, schlanke Mann auf's Neue, »wir haben drei reiterlose Pferde, sie stehen Euch zu Diensten; wir werden sie in Preßburg, wohin auch Ihr selbst Euch hoffentlich bald begeben könnt, schon wieder finden. Schätze, Geld und Pferde sind uns nicht nöthig, um Euch ohne die geringste Ermüdung oder Unbequemlichkeit an den Ort eurer Bestimmung zu geleiten.«

»An den Ort meiner Bestimmung?« rief Amadil heftig aus; »mit welchem Rechte und auf wessen Gebot?«

»Verzeihung, wenn ich Euch hierauf die Antwort schuldig bleiben muß,« entgegnete der Anführer der Verlarvten, während Amadil sich ärgerlich auf die Lippen biß und nicht wußte, was sie denken sollte.

»Hier habt Ihr drei kräftige Reitpferde,« fuhr er an den Kutscher und die beiden Diener gewendet fort, »schwingt Euch in den Sattel und geht eures Weges; nur pflegt die Thiere gut, wenn Ihr es nicht mit mir zu thun haben wollt.«

Während der Anführer sprach, stieg einer der Verlarvten vom Pferde, nahm die Zügel der drei reiterlosen Pferde und drückte sie dem Kutscher in die Hand, der ihn offenen Mundes anstarrte, sprang dann wieder in den Sattel und ritt an die Seite des alten Husaren.

»Seid nicht böse, alter Herr!« rief er ihm halb ernst, halb scherzend zu; »was geschehen ist, ist geschehen, da hilft selbst Beelzebub nicht mehr. Sprecht lieber den drei alten Weibern dort ein bißchen Muth zu, und sagt ihnen, sie mögen so bald als möglich die schönen Thiere zwischen die Beine nehmen und das Weite suchen.«

»Marsch, Kutscher!« rief jetzt plötzlich der Anführer.

»Noch ein Wort,« sagte Amadil, sich aus dem Wagenschlage lehnend. »Könnten meine Leute mich nicht begleiten? Hegt Ihr Besorgniß, so könnt Ihr ihnen ja die Waffen nehmen.«

»Es steht Euch frei, sie bei Euch zu behalten, edle Frau,« entgegnete der Anführer; »allein weder Kutscher noch Bediente werden ihre Plätze wieder einnehmen. Wir brauchen Leute, welche die Straße kennen, denn wir haben noch ein gutes Stück Weg vor uns.«

»Noch ein gutes Stück Weg?« rief Amadil aus; »himmlische Geduld, verlaß mich nicht! Ich sehe, meine Herren, daß Ueberzahl und schamlose Gewalt wider mich sind, und ergebe mich daher in mein Schicksal; allein meine Diener bleiben bei mir. Die Zeit vergeht, macht was Ihr wollt; mich verlangt zu wissen, wie weit die Grenzen dieser unmännlichen Willkür gehen werden.«

»Ihr sollt mit uns zufrieden sein, edle Frau,« entgegnete der Anführer in stets höflichem Tone.

»Schweigt, unverschämter Mensch!« herrschte die Gräfin ihm zu, und sich in die Wagenecke zurückwerfend, schloß sie die Augen und verstummte.

Der Anführer schien durch diesen Ausbruch des Unwillens keineswegs aus der Fassung gebracht; er verneigte sich und rief dann munter aus: »Zu Pferde, Ihr Bursche; wer uns begleiten will, der komme. — Marsch!«

Der Kutscher oder vielmehr der Berlarvte, welcher dessen Stelle eingenommen, ließ die lange Peitsche kunstgerecht knallen, und die wohlgenährten Rosse zogen kräftig an und eilten in raschem Trabe die Straße entlang.

Zwei der Berlarvten ritten voran, die übrigen

folgten dem Wagen. Der alte Husar, dem man seine Waffen gelassen hatte, ritt unbehindert am Wagenschlage, während der Kutscher und die beiden Diener sich eilig in den Sattel warfen und an der andern Seite des Wagens dahinsprengten.

Die Gräfin würdigte weder den alten Leibhusaren noch die Kammerzofe einer Antwort, wenn sie von Zeit zu Zeit ein paar Worte zu sprechen wagten; sie lag stumm in der Wagenecke, und über den strengen Ernst ihrer Züge legte sich nach und nach ein leichter Schatten der Besorgniß.

Es war zu jener Zeit durchaus nichts Ungewöhnliches, Menschen verschwinden zu sehen, ohne daß man eine Ahnung davon hatte, wohin sie gekommen waren; denn in dieser traurigen Epoche der Bürgerkriege geschah gar Manches, was in geregelteren Zeiten in die Reihe der moralischen Unmöglichkeiten oder mindestens der unglaublichen Dinge gehört haben würde.

War Amadil daher auch stumm, so sprachen ihre Gedanken doch um so lebhafter, ohne die Lippen in Bewegung zu setzen.

Jetzt bog der Wagen von der Landstraße ab und folgte einer jener zahllosen Wagenspuren, welche die Pustten durchkreuzen.

Wohin brachte man sie? Was hatte man mit ihr vor? Sie konnte es nicht begreifen; ein Gedanke jagte den andern, eine Idee oder Ahnung verdrängte die andere. Sie sammelte alle ihre Rückerinnerungen und fragte sich, ob sie die Stimme eines oder des andern der Verlarvten, die sich ihrer bemächtigt hatten, schon irgendwo gehört?

ob eine dieser Gestalten, eines der Pferde, ein Anzug, eine Waffe ihrem Auge schon begegnet war?

Umsonst! ihr Gedächtniß war gleich dem unbeschriebenen Blatte; all diese Gestalten waren ihr vollkommen fremd, die Stimmen unbekannt.

War es einer der deutschen Generale, der sich ihrer bemächtigt hatte? und weshalb? zu welchem Zwecke?

Oder war es ein Kuruzenführer, der es gewagt, sie, die vornehme Frau, der Freiheit zu berauben?

Diese Fragen stellte sie sich immer und immerwieder, ohne daß es ihr gelang, das Räthsel zu lösen.

Daß sie es nicht mit gewöhnlichen Straßenräubern zu thun hatte, davon hatte sie sich längst überzeugt; denn derlei Gefindel machte damals wie noch heut zu Tage nicht viel Federlesens, es raubte, mißhandelte, mordete und — Amadil schrak zusammen bei dem Gedanken an alles, was ihr vielleicht noch bevorstand, oder dem zu entgehen sie glücklich genug gewesen war — sie wußte selbst nicht, an welche der beiden Möglichkeiten sie glauben sollte.

Die Kammerzofe weinte und schluchzte indessen ohne Unterlaß, erhob die vorwurfsvollen Blicke bald zu dem einen, bald zu dem andern der Wegelagerer, und verfiel in verzweiflungsvolle Angst bei jeder Bewegung, welche die Verlarvten oder deren Kofse machten, denn in ihrem Schrecken hielt sie sich selbst für die am meisten bedrohte Persönlichkeit.

Der Wagen rollte indessen rasch vorwärts, und unter anderen Umständen würde der neue Kutscher sich die vollkommene Zufriedenheit der Gräfin errungen haben; denn

er wußte nicht nur die tiefen Geleise höchst geschickt zu vermeiden, und den Wagen so zu lenken, daß er sich weder rechts oder links neigte, sondern führte auch die Zügel mit so fester Hand, daß der Wagen dahinslog, ohne daß die rasche Bewegung den darin Sitzenden die geringste Unannehmlichkeit verursachte.

Indessen mußte man gestehen, daß er der Pferde nicht schonte, sondern sie tüchtig ausgreifen ließ.

Und wenn nun — dies war die letzte der Vermuthungen, die sich der schönen Frau aufdrängten — wenn nun jener schlanke Jüngling dort mit der häßlichen Lederlarve irgend ein verliebter Abenteurer ist, der auf diese eigenthümliche Weise sich meine Gunst zu erwerben sucht?

Raum war dieser Gedanke in ihr aufgestiegen, so nahmen die reizenden Züge einen noch strengeren Ausdruck an; Amadil's Stolz erwachte in seiner ganzen Stärke, und hätten nicht bereits die Schatten des Abends den Wagen umgeben, so würde der alte Leibhusar augenblicklich wahrgenommen haben, daß auf der schönen weißen Stirn der gnädigen Gräfin sich eines jener Unwetter zusammenzog, die ihm und seinen Mitdienern nichts Neues waren, und die gewöhnlich, gleich anderen rasch heranziehenden Gewittern, mit ein paar Donnerschlägen und einem kalten Bade zu enden pfliegen.

Als die Nacht vollkommen auf die weite Ebene herabgesunken war und die Sterne bereits am mondlosen Himmelszelte standen, ritt der Anführer der Wegelagerer an den Wagenschlag und begann, vielleicht um der schönen Gräfin ein Proßchen seiner geselligen Talente zu geben, ein Gespräch, bald vom Wetter, dieser gewöhnlichen Zu-

flucht der Redesüchtigen, und bald von Kákóczi's raschen und vom Glück gekrönten Fortschritten; — allein Amadil würdigte ihn keines Wortes, ja nicht einmal eines einzigen Blickes.

Daß Diejenigen, in deren Gewalt sie sich befand, die in dieser Gegend keineswegs dichtgelegenen Ortschaften, ja die ganze Nacht hindurch sogar jedes kleine Dörfchen, jeden einsam gelegenen Meierhof zu vermeiden wußten, konnte Amadil begreifen; allein als die Morgendämmerung anbrach, ohne daß die rasche Fahrt auch nur auf einen Augenblick unterbrochen worden wäre, begann die Gräfin Mitleid für ihre armen Pferde zu empfinden, die mit Schweiß und Schaum bedeckt über die Ebene dahinslogen.

Obgleich zu stolz, in ihrem eigenen Interesse ein Wort an die kacken Abenteurer zu verlieren, löste doch die augenscheinliche Ermüdung der edlen Thiere ihr die Zunge. Sie wandte das Gesicht dem alten Leibhusaren zu und rief in gebietendem Tone: »Befiehl dem Kutscher anzuhalten, ich habe mit diesen Herren zu sprechen.«

Der Anführer der Verlarvten sprengte an den Wagenschlag und sagte ehrerbietig mit abgezogenem Hute:

»Kann ich etwas für eure Bequemlichkeit thun, edle Frau, so verfügt über mich.«

»Laßt den Wagen anhalten und die Pferde sich verschnauften,« entgegnete Amadil kurz; — »Ihr jagt die armen Thiere, als hättet Ihr niemals Pferde oder Wagen besessen!«

»Darin täuscht Ihr Euch keineswegs, edle Frau,« versetzte der Anführer; — »denn gehörten meine Pferde auch stets zu den besten, so war doch bisher meine einzige

Kutsche dieser gute Sattel hier. Allein eurem Befehle soll augenblicklich Folge geleistet werden, ich harrete dessen nur. « Und die Stimme erhebend rief er dem Kutscher zu, die Pferde anzuhalten.

Dem Gebote ward Folge geleistet und bald stand der Wagen still.

Der Anführer der Verlarvten, der aus Erfahrung wußte, daß die edle Gräfin keinen Gefallen an seinem Gespräche fand, schien den Entschluß gefaßt zu haben, nur dann den Mund zu öffnen, wenn sie eine Frage an ihn richtete.

Er schwang sich schweigend aus dem Sattel; die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und in leisem Tone, so daß Amadil kein Wort verstehen konnte, schien er ihnen Befehle zu ertheilen.

Raum hatten die Pferde zehn Minuten geruht, so ergriff die schöne Frau, augenscheinlich mit ihrem Unwillen kämpfend, abermals das Wort:

»Ich möchte eine Frage an Euch richten, Herr Offizier — oder Anführer — wahrlich ich weiß nicht, welchen Namen ich Euch geben soll.«

»Ich bin bereit Euch Red' und Antwort zu stehen,« erwiederte der Angeredete, den Zügel seines Rosses einem seiner Begleiter zuwerfend und an den Wagenschlag tretend.

»Meine Pferde« — so begann Amadil — »meine Pferde, wenn ich sie nämlich noch mein nennen darf, sind erschöpft, und sind sie selbst die euren, so müßt Ihr einsehen, daß sie einer so langen und unausgesetzten Anstrengung unterliegen müssen; daher ist es mir wohl erlaubt

Mitleid für die armen Thiere zu empfinden, wenn sie auch in schlechte Hände gerathen sind.«

»Edle Frau« — versetzte der Anführer der Wege-
lagerer — »schon ein paarmal wollte ich die Frage an
Euch richten, ob Ihr nicht wünscht, daß wir in irgend einer
Zanya (Meierhof auf den Pustten) einsprechen, um den
Pferden, die auch jetzt ihrer lebenswürdigen Eigenthümerin
gehören, ein paar Stunden Ruhe zu gewähren und sie mit
Futter und Trank zu erfrischen. Da Ihr jedoch euren un-
terthänigsten Diener bisher keiner Antwort gewürdigt,
blieb mir nichts Anderes übrig, als die Reise fortzusetzen.
bis es Euch beliebte das Gegentheil zu gebieten; ich bin
wahrlich froh, daß dies jetzt geschehen ist, denn ich beginne
des Sitzens in meiner Kutsche herzlich müde zu werden.«

Amadil empfand keine Lust zu scherzen, und des
Abenteurers höfliche, doch scherzhafte Rede war durchaus
nicht nach ihrem Geschmacke. Sie fragte daher, die Ant-
wort auf das Gesagte schuldig bleibend, ernst und ruhig:
»Wie lange gedenkt Ihr noch auf diese Weise die Pustta
zu durchkreuzen?«

»Wir sind nicht weit von einer Zanya entfernt, edle
Frau,« — lautete die Antwort; — »sobald wir sie erreicht
haben, will ich so gut als möglich für die Pferde sorgen.
An einem Stalle soll es uns nicht fehlen, und auch Futter
wird sich vorfinden; denn die heldenmüthigen deutschen
Soldaten lieben es nicht sehr, hier auf dem flachen Lande
zu fouragiren, und führt ihr Unstern sie hieher, so suchen
sie so bald als möglich das Weite.«

»Gut; wir wollen daher suchen die Zanya so bald

als möglich zu erreichen.« — Mit diesen Worten lehnte sich die Gräfin wieder in die Kissen des Wagens zurück.

Der Anführer der Verlarvten jedoch ließ die wirklich ganz erschöpften Pferde noch eine Weile verschnaufen und befahl dann dem Kutscher seinen Weg nach einer Tanya zu nehmen, die man bereits am immer heller werdenden Gesichtskreise erblicken konnte.

Es war dies ein langes, niedriges, mit Rohr gedecktes Gebäude, in welchem sich Stuben, Ställe und Unterstand unter einem Dache befanden, zur großen Erleichterung des Feuers, falls Zufall oder böse Absicht den rothen Hahn auf dies Dach setzen sollte.

Sie waren dem Hause schon ganz nahe, als sie vor der Thür desselben eine alte Frau — wahrscheinlich die einzige Bewohnerin des Meierhofes — erblickten, die zu gleicher Zeit mit ihren Hühnern zu Bette zu gehen und aufzustehen gewohnt war.

Das ungarische Volk ist keineswegs furchtsamer Natur; — wäre in irgend einem anderen Lande plötzlich solch ein Trupp verlarvter Reiter vor der Thür eines alten Mütterchens erschienen, sie würden ihr so viel Schrecken eingeflößt haben, daß sie entweder ohnmächtig geworden, oder in ein Angstgeschrei ausgebrochen sein würde. Allein die greise Bewohnerin der einsamen Tanya, welche die Siebzig bereits überschritten hatte, und deren braunes Antlitz aus einem dichten Neze feiner Fältchen zu bestehen schien, wußte, oder vermuthete wenigstens augenblicklich, wie viel es hier geschlagen hatte.

»Mich wollt Ihr zum Narren haben?!« — dachte die Alte, während ein Lächeln über ihre Züge glitt — »da

müßt Ihr früher aufstehen; Beelzebub kommt nicht in einer vierspännigen Kutsche und mit so warm und schön gekleidetem Gefolge! Wahrscheinlich ein Trupp verwünschter Labanczen. Hm! was sich die Kerle doch nicht alles beikommen lassen; da hat sich jeder ein Stück altes Stiefelleder vor's Gesicht gehängt.

»Wenn dann die schlechten, diebischen Galgenvögel nur zahlen wollten — da könnte man sich's noch gefallen lassen. Zum Glück ist's nicht mein Eigenthum, was sie hier zu Grunde richten; der gnädige Herr mag sehen, wie er durchkommt, das ist nicht meine Sorge; ich hab' ihm oft genug gesagt, daß er all' das schöne Getreide nicht hier lassen soll.«

Während das alte Mütterchen dies stumme Selbstgespräch verfolgte, war der Wagen vor dem Hause angelangt. Der Kutscher hielt die Pferde an, die Reiter schlangen sich aus ihren Sätteln, und ihr Anführer eilte mit seiner unerschöpflichen Höflichkeit, die wahrlich besseren Dank verdient hätte, an den Wagenschlag, um der Gräfin beim Aussteigen behilflich zu sein.

Allein der alte Leibhusar schob ihn bei Seite und half erst seiner Gebieterin und dann der halbtodten Kammerzofe aus dem Wagen, die zu wähnen schien, daß ihr Stündlein nun geschlagen habe, und ihr Sündenregister in Gedanken durchzugehen begann, um alles, was sie verbrochen, gehörig zu bereuen, ehe sie dies Jammerthal verließ und vor dem Richterstuhle des Allmächtigen erschien.

Der Unterschied zwischen practischen und tactvollen Menschen und jenen, die sich nur spät oder niemals in ihre Lage zu finden wissen, besteht darin, daß, während erstere

nur das und so viel thun, als unumgänglich nothwendig ist, letztere Kraft und Phantasie durch zwecklose Anstrengungen und niederschlagende Besorgnisse in voraus erschöpfen.

Amadil wußte auch jetzt ihre Geistesgegenwart zu bewahren, sie würde sich geschämt haben, diesen wüsten Männern gegenüber ihre Angst zu verrathen, obgleich sie dieselbe im tiefsten Herzen empfand; deshalb war ihr Benehmen so ruhig, als befände sie sich auf einer gewöhnlichen Reise, und sie befahl ihren Dienern die Lebensmittel und den Flaschenkeller, die damals in keinem Reisewagen fehlen durften, in eine der Stuben des Hauses zu bringen.

Kaum hatte die alte Bäuerin einen Blick auf die schöne Frau geworfen, so wußte sie augenblicklich, mit wem sie es zu thun hatte; sie öffnete höflich die Thüren und führte die fremde Dame in ein niedriges, doch geräumiges Gemach, dessen ganzes Hausgeräth aus einem Tische, ein paar hölzernen Stühlen und einer Bettstelle bestand, in welcher sich jedoch nichts als ein wohlgefüllter Strohsack befand.

Amadil, deren Benehmen stets ruhig und unbefangen blieb, nahm durchaus keine Notiz von ihren verlarvten Begleitern, und bedachte nur ihre Dienerschaft mit einem Theile der mitgebrachten Lebensmittel und einem Glase Wein zur Herzstärkung.

»Michael!« rief sie dem alten Husaren zu, der unaufhörlich in den Bart brummte, »sieh Dich um nach Hafer und Heu, und findest Du welches, so laß die Pferde reichlich abfüttern. Sag auch der alten Vogelscheuche, die hier hauszuhalten scheint, daß ich für mich, meine Leute und Pferde redlich zu zahlen gedenke. Mit dem übrigen Gesindel —«

wollte sie sagen, bezwang sich jedoch und wählte statt dessen das Wort Gefolge, — »mag sie sehen, wie sie fertig wird, das ist nicht meine Sache.«

Die Verlarvten erlaubten dem Kutscher und den Dienern der Gräfin nicht den Pferden zu nahen; sie saßen daher jeder mit einem tüchtigen Stücke Brod und Schinken versehen im Vorhause, leise zusammen flüsternd und beraathend, was denn aus dem allen werden solle.

Der Anführer der Wegelagerer schien seine Zudringlichkeiten nicht fortsetzen zu wollen; Amadil blieb daher allein in der Stube mit ihrer Kammerzofe und dem Leibhusaren, sich leise mit dem treuen Alten unterhaltend, der auch jetzt noch große Lust hatte, mit den drei anderen Dienern über die zehn Räuber — wie er sie nannte — herzufallen.

»Unfinn!« — beschwichtigte ihn die Gräfin. — »Wir müssen etwas Besseres und Klügeres zu erdenken suchen, Michael. Endlich müssen wir doch irgendwo das Ziel dieser Fahrt erreichen und dann wollen wir sehen, was sich thun läßt. Ich fürchte, daß sie nur dem Scheine nach Ungarn sind, in Wirklichkeit aber in deutschem Solde stehen. Allein demungeachtet können sie uns doch nicht bis an der Welt Ende schleppen — und deshalb behalte Ohr und Augen offen. Binde dies auch den Uebrigen auf die Seele, und bietet sich ein günstiger Augenblick dar, so suche Einer oder der Andere von Euch das Weite, und eile, jenachdem das Eine oder das Andere nöthiger, zum Grafen Aspremont oder zu Herrn Alexander von Karolvi, um ihn von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Versteh' mich recht, Michael: jenachdem das Eine oder das Andere nöthiger ist, das

heißt: sind wir in den Händen der Kuruzen, so kann Károlyi uns Hilfe bringen, vor allem aber mein Bruder Petróczy. Im entgegengesetzten Falle jedoch, das heißt, wenn dies Raubgesindel zu den Labanczen gehört, können Graf Aspremont und seine Gemalin das Meiste für uns thun. Seht ja zu keinem der übrigen deutschen Heerführer, denn das würde uns statt Hilfe nur ärgere Gefahr bringen.«

»Himmelsackerment!« — murmelte der alte Husar, den langen Schnurrbart drehend — »wir könnten ihnen doch eins auf den Pelz geben! Vier kräftige Bursche, acht Pistolen, zwei Flinten; — den langen Galgenschwengel schieß' ich selbst vom Pferde.«

»Kein Wort mehr hievon, Michael!« — gebot Amadil ernst. »Sie verdienen nicht, daß so viel Blut um sie fließe, und wenn Blut fließen muß, dann hab' ich auch noch meine doppeläufige Jagdflinte und theile die Gefahr.«

»Jesu, Maria, Joseph!« — kreischte die Kammerzofe.

»Halt' das Maul, Erzsi,« — herrschte ihr die Gräfin zu — »keinen Laut mehr — hast Du mich verstanden? Mir sitzt das Herz auch auf dem rechten Flecke, alter Diener — aber das gehört nur für den Fall der höchsten Noth, falls sie es wagen sollten uns anzugreifen.«

»Haben sie uns denn nicht schon genug angegriffen, die schlechten Kerle?« rief der alte Husar die Hände zusammenschlagend aus.

»Das verstehst Du nicht, Alter,« — fuhr Amadil ihn an. »Thu', was ich Dir gesagt habe, und kümmere Dich nicht um das Uebrige. Wendet sich aber der Würfel so, daß wir zu den Waffen greifen müssen, dann harre meines

Gebotes — es wird im Falle der Noth nicht auf sich warten lassen.«

Der Husar, durch den Hoffnungsschimmer getröstet, den diese Worte ihm zu bieten schienen, strich sich wohlgefällig den Schnurrbart und entgegnete leise:

»Genug, gnädige Gräfin; ich will fest auf meinem Posten bleiben, und alles soll geschehen, wie Ihr's befohlen.«

Ob die Räuber Lebensmittel in ihren Hafersäcken oder Satteltaschen hatten oder nicht, war Amadil's geringste Sorge. So sehr sie sich davor hütete, Besorgniß oder Angst zu verrathen, eben so hätte nichts auf der Welt sie dazu bewegen können, durch Zuorkommenheit ihre Befolger bestechen zu wollen.

Wir glauben indessen, daß die kecken Abenteurer wohl für sich gesorgt hatten, denn nach fünfstündiger Rast spannten sie singend und pfeifend die Pferde wieder vor den Wagen und bereiteten alles zur Abreise vor.

II.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die ganze Fahrt in all' ihren Einzelheiten beschreiben; daher begnügen wir uns zu sagen, daß nach dreitägigem Umherirren auf Wegen und Stegen, die Amadil völlig unbekannt waren, man in eine gebirgige Gegend und endlich in ein enges Thal gelangte. Am Abende des vierten Tages erhob sich vor den Augen der müden Reisenden eine kleine befestigte Burg auf einem hohen, freistehenden Hügel, hinter welchem so eben die Sonne niedersank. Rechts und links waren die

Berggründen mit dichtem Walde bedeckt, und der einzige Weg, der sich nach der Burg zu schlängelte, führte den Beweis, daß deren graue Mauern nur selten Gäste beherbergten.

»Welch' altes Felsenest mag das sein?« — fragte die Gräfin den Leibhusaren.

»Weiß nicht, gnädige Gräfin,« entgegnete dieser kopfschüttelnd und war seinen finstern Blick auf die kleine Burg, die jedoch, je näher man ihr kam, um desto wohllicher und freundlicher auszu sehen begann.

Das Schloßchen bildete ein regelmäßiges Viereck, von festen Mauern umgeben. An seinen Ecken erhoben sich schlanke Thürme und zwischen denselben ragten kleine Erker in gothischem Geschmacke, mit schmalen, in Spitzbogen ausgehenden Fenstern versehen, aus dem Mauerwerke hervor. Außerhalb der Schußmauern zog sich ein breiter Graben hin, und über dem thurmartigen festen Eingangsthore befanden sich ein paar Gemächer mit dichtvergitterten Fenstern, während von dem spitzen Giebel die dreifarbige Nationalfahne flatterte.

»Wir sind bei den Unsern!« rief der alte Husar wohlgefällig aus, als der Abendwind entfaltetete; »die Burg ist von Kuruzen besetzt.«

»Das wird sich zeigen,« versetzte Amadil und verstummte dann plötzlich; denn der Anführer der Verlarvten, der bereits seit geranner Zeit zurückgeblieben war, sprengte jetzt an die Spitze des Zuges, und zwei seiner Leute, die bisher den Vortrab gebildet hatten, eilten auf sein Gebot eilig der Burg zu.

Raum hatten sie sich entfernt, so lenkte der Anführer

sein edles Roß an den Wagenschlag, und den Kalpag lüftend, wie immer, wenn er mit Amadil sprach, sagte er verbindlich:

»Edle Frau, es gereicht mir zum wahrhaften Vergnügen, Euch verkünden zu können, daß wir dem Ziele unserer ermüdenden Reise nahen. Jenes schöne und bequeme Schloß wird so glücklich sein, einer der schönsten und liebenswürdigsten Frauen unseres armen Vaterlandes seine gastfreien Thore zu öffnen.«

»Wo find wir und was ist der Name jenes Schlosses?« fragte Amadil kurz.

»Wir sind an guter Stelle,« entgegnete der Gefragte, »und in jenem Schlosse werdet Ihr nicht nur bequem von den Mühen der langen Fahrt ausruhen können, edle Frau, sondern auch unumschränkt wie in eurem Eigenthume über alles gebieten, was Euch umgibt.«

»Als Gefangene?« fragte Amadil verächtlich.

»Das ist zweifelhaft, edle Frau. Ich glaube Euch versichern zu dürfen, daß, wenn in jenem Schlosse sich Jemand gefangen befinden sollte, dies eine ganz andere Person sein dürfte als die Gräfin Draskovich, die selbst so zahlreiche Herzen gefangen hält.«

»Verschont mich mit dergleichen abgeschmackten Artigkeiten,« wies Amadil ihn kalt zurück, »und beantwortet lieber meine Frage.«

»Nichts würde mir angenehmer sein, als dies thun zu können,« versetzte der Anführer sich verneigend, »allein es ist mir leider nicht verstattet. Uebrigens naht die Lösung des Räthsels, sowie das Ende meiner Aufgabe heran.«

Die Gräfin schüttelte unwillig das schöne Haupt.

Aus diesem unerträglichen Menschen, so dachte sie, ist es ganz unmöglich klug zu werden; und dem verbindlichen Abenteuerer ward eine jener scharfen, zurückweisenden Entgegnungen zu Theil, wie Niemand sie so sehr in seiner Macht hatte als diese geistreiche Frau; allein er wandte den Kopf seines Pferdes und begab sich zum Nachtrabe.

Schon waren die beiden vorausgesandten Reiter dem Auge entschwunden, und bald befand sich der Wagen am Fuße des Hügels, wo der breite, sich empormwindende Weg seinen Anfang nahm.

Als die Reisenden vor dem Eingangsthore anlangten, war die Zugbrücke bereits herabgelassen und am Ende derselben, unter dem gewölbten Thore, stand ein fast riesiger Bewaffneter, auf eine hellpolirte Hellebarde gelehnt.

Umsonst würden wir es versuchen, Amadil's Gemüthszustand zu schildern. Der Gedanke, daß persönliche Feindschaft die Ursache des an ihr verübten Gewaltstreiches sei, begann in ihrem Geiste immer fester Wurzel zu fassen. Manchmal regte sich der Gedanke in ihr, daß die Höflichkeit ihrer aufgedrungenen Begleiter Bürgschaft dafür biete, daß nicht rauhe Gewalt und Willkür ihrer harren, allein dies bot ihr nur geringen Trost. In jenen wildbewegten Zeiten geschah so Vieles, was nie ans Tageslicht kam, daß ihre eigene Seelenkraft das Einzige war, worauf sie sich stützen konnte.

Sie nahm sich vor, jede ungebührliche Behandlung energisch zurückzuweisen, und ihre Verfolger keinen Augenblick vergessen zu lassen, daß sie es mit einer hochgestellten Dame zu thun hatten, und daß diese Dame Amadea

Petróczi, die Witwe des Landrichters Grafen Dras-
kovich, war.

Raum hielt der Reisewagen vor dem Schlosse, so genügte ein Blick, um die schöne Frau davon zu überzeugen, daß dies kein verlassenes Felsenest, wohl aber ein wohnliches Gebäude war, in welchem alle Vorbereitungen zum Empfange irgend eines sehnlichst erwarteten, geehrten Gastes sorglich getroffen waren.

An der Hauptfronte des vollkommen wohlerhaltenen, obgleich alterthümlichen Schlosses zog sich eine Säulenreihe hin, auf welcher ein geräumiger Erker ruhte, so daß der Wagen unter dem Schutze desselben bis dicht vor die Eingangsthür gelangen konnte.

In der weiten Vorhalle harrete der Ankommenden ein ehrwürdiger Greis in alterthümlichem, braunem Gewande, reich mit Warden verbrämt, das ihm fast bis an die Fersen reichte. Ein silberner Säbel hing an seiner Linken, während er in der Rechten den niedrigen Kalpag hielt.

Sein redliches Antlitz, von einem silberweißen Barte umrahmt, übte einen wohlthuenden Einfluß auf Amadil's Gemüth, und unwillkürlich fühlte sie, wie diesem ehrwürdigen Greise gegenüber die Falten des Unwillens und der Besorgniß auf ihrer Stirne sich zu glätten begannen.

Der Anführer ihrer bisherigen Begleiter, noch immer mit der Lederlarve vor dem Antlitze, eilte zu dem Harrenden und stellte sich an dessen Rechte, während Amadil zu beiden Seiten sechs bewaffnete Diener erblickte, geschmackvoll, ja sogar reich in Scharlachtuch mit goldenem Schnürwerk gekleidet.

Es gab keine Frau, die ihre Züge so gut zu be-

herrschen mußte wie Amadil, und so hätte auch jetzt Niemand den leisesten Schimmer der Ueberraschung auf dem schönen Antlitze wahrnehmen können.

Die ehrerbietige Verbeugung des alten Herrn, der sich ihr als der Burgvogt vorstellte, erwiederte sie mit einer kurzen Neigung des Hauptes, während ihr alter Leibhusar, der keinen Augenblick von der Seite seiner Herrin wich, mit namenloser Verachtung die Augen über die reichgekleideten Waffenknechte hingleiten ließ.

Niemand behinderte den alten Burschen in seinem Diensteyfer; und da sein Unwille bereits bis zum Rande des Bechers angeschwollen war, dürfte es auch keineswegs rathsam gewesen sein, die Galle des wackern Haudegens auch nur durch ein einziges Wort in Wallung zu bringen, denn hätte er es auch mit dem Leben büßen müssen, so würde sein guter Säbel dennoch augenblicklich den Tollkühnen, der dies gewagt hätte, aus dem Wege geschafft haben.

Die Kammerzofe folgte ihrer Herrin mit einem so erschrockenen Gesichte, als führe man sie zur Schlachtbank; sie stolperte bei jedem Schritte, und als ihr Auge auf die rothgekleideten Waffenknechte fiel, wählte sie riesige Krebse vor sich zu sehen, deren scharfe Scheren sich nach ihr ausstreckten, und sie brach in ihren gewohnten Schreckensschrei: »Jesus, Maria, Joseph!« aus.

»Gnädigste Frau,« redete der greise Burgvogt Amadil an, »gesegnet sei der Tag, an welchem euer Fur diese Schwelle überschritt; ich schätze mich glücklich, deß Erste sein zu können, der die wohnlichen Gemächer dieser Burg vor deren neuer Herrin erschließt.«

Ungeachtet ihrer gewohnten Hestigkeit wollte Amadil doch dem ehrwürdigen Greise — der vielleicht nur ein unbewußtes Werkzeug der an ihr verübten Gewaltthat war — keine verletzende Antwort ertheilen: allein die lange, ermüdende Reise und die sogenannte Höflichkeit ihrer Entführer hatten sie so sehr erschöpft, daß die Begrüßungsworte des redlichen Alten den Tropfen bildeten, der den Kelch zum Ueberfließen brachte.

Die Züge der schönen Frau entflammten sich, sie blieb plötzlich stehen, und aus den herrlichen, ausdrucksvollen Augen fiel ein vernichtender Blick auf den Burgvogt.

»Gewalt und sträfliche Willkür,« so sprach sie dann in scharfen Tone des Unwillens, »dünnen mir nie verächtlicher, sie tragen nie das Kainszeichen der Verderbtheit deutlicher an der Stirne, als wenn des Alters Silber bereits das Haupt des Uebelthäters schmückt, und die Zeit sein Antlitz mit würdelosen Falten durchfurcht. Dieser elende Abenteurer,« fuhr sie, mit der Hand nach dem Anführer der Verlarvten zeigend fort, »verbirgt sein Antlitz; er thut wohl daran — er und seine verworfenen Helfershelfer; — allein Ihr, ein Greis, wie konntet Ihr Euch entschließen, die Hand zu bieten zu so unmännlicher Gewalt? Hinweg von mir, ich mag Euch nicht mehr sehen! Laßt mir meinen Kerker anweisen, und gönnt mir dann wenigstens Einsamkeit.«

»Gnädigste Frau,« entgegnete der Burgvogt, augenscheinlich beschämt, »ich schweige. Dies ist die einzige Entgegnung eines alten, treuen Dieners, der in schweren Zeiten seine Ergebenheit bewährt hat, und an dessen Ehre kein einziger Schmutzleck haftet.«

Hiermit warf der Greis dem Anführer der Verlarvten einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte trozig: »Geht, führt die gnädige Gräfin in ihre Gemächer; und sollte unter allem was hier vorfällt, sich mehr und Uergeres bergen, als Ihr mich ahnen liebet, so laste es auf eurer Seele; ich thue von dieser Stunde an keinen einzigen Schritt mehr.«

Während der Burgvogt sprach, war Amadil bereits an die breite Doppelstreppe gelangt, welche nach dem obern Stockwerke führte, — kaum vernahm sie jedoch die Worte des Greises, so errang ihr gutes Herz die Oberhand und sie war abermals jene Amadil, welche vor Mater Honoria auf die Knie sank, und die Hände der würdigen Frau reuig an die Lippen zog. Sie eilte zu dem redlichen Alten zurück und sagte herzlich:

»Verzeihung, guter Alter, wenn, verlegt und gekränkt durch alles, was ein Unbekannter an mir verbrochen, ich meiner Entrüstung den Zügel schießen ließ; vergebt mir, und nehmt hier meine Hand zum Friedenspfande — laßt uns hinfort Verbündete sein! Ist's doch nur recht und billig, daß die Guten sich die Hand reichen, wenn die Verderbtheit schon ihr Siegeslied angestimmt.«

Das Antlitz des Greises blieb ernst, und er schien keine Lust zu verspüren, so leichten Kaufes Frieden zu schließen; allein wenn Amadil wollte, wußte sie unwiderstehlich zu sein. Als sie das schöne, freundliche Antlitz dem alten Manne zuwandte, und das große, sanfte, Frieden ausstrahlende Augenpaar auf ihm ruhen ließ, fühlte auch er sich besiegt, und reichte der reizenden Frau schweigend die bebende Rechte.

»Und nun,« sagte die Gräfin, einen Blick tiefster Verachtung auf den Verlarvten werfend, »wenn ich, wie Ihr gesagt, Herrin bin in diesen Mauern, gebiete ich Euch, mich augenblicklich zu verlassen. Dieser wackere alte Herr hier wird mir den Arm reichen und mich in meinen Kerker führen.«

Der Burgvogt wußte nicht wie ihm geschah, so bezaubert fühlte er sich von der liebenswürdigen Freundlichkeit der reizenden Frau. Kaum wissend was er that, reichte er ihr den Arm; Amadil legte die kleine Hand auf denselben und beide stiegen die breite Treppe hinan.

Amadil glich an der Seite des silberhaarigen Greises der vollerbühten Rose im Schutze einer reißbedeckten Eiche; allein ihre Züge führten den Beweis, daß Zorn und Unwille verschwunden waren, um edlem Selbstvertrauen Raum zu geben.

Nur der alte Husar hörte nicht auf zu murren und blickte rollenden Auges um sich her, als fürchte er jeden Augenblick einen feindlichen Ueberfall. Während seine Herrin die Treppe hinanstieg, blieb er ihr stets auf der Ferse, und warf giftige Blicke auf die Waffenknechte, welche, gleich Automaten, stumm und unbeweglich dastanden.

Begann Amadil, seitdem sie die Burg betreten, der nächsten Zukunft ruhiger entgegenzusehen, so darf uns dies nicht Wunder nehmen, denn alles in und um den alten Bau schien im Festgewande zu prangen.

Grüner frischer Rasen bedeckte, gleich einem Teppich, den Hofraum; Schlingpflanzen rankten üppig an den grauen Mauern empor, so daß sie fast unter dem Blätterreichthum verschwanden. In der Vorhalle standen auf

Marmorsäulen zwei vierarmige vergoldete Lampen, türkische Teppiche bedeckten den Boden und die Stufen der Treppe; überall begegnete dem Auge eine Fülle der schönsten Topfgewächse in voller Blüthe, überall herrschte Pracht und sorgliche Reinlichkeit — mit einem Worte, Amadil mußte sich gestehen, daß ihr Kerker wenigstens ein schönge schmückter war.

Weit entfernt düster und einsam zu sein, war die Feste im Gegentheile von zahlreicher Dienerschaft belebt, und besaß in vollem Maße jenen Anstrich von Ueberfluß und bequemer Wohnlichkeit, dessen sich zu jener Zeit die Hofhaltungen des reichen ungarischen Adels erfreuten.

Die zahlreichen Gemächer des oberen Stockwerkes schimmerten im Schmucke reichen Hausgeräthes und glänzender Vergoldungen, und von den Wänden des geräumigen Speisesaales blickten die Bilder einer langen Ahnenreihe auf die Eintretende herab.

Als die Gräfin die lange Zimmerreihe betrat, bemerkte der Burgvogt ehrerbietig, daß sie über alle diese Gemächer unumschränkt verfügen könne.

Amadil nahm jede ähnliche Bemerkung kalt und gleichgiltig auf; in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung würde sie in düsteren Kerkermauern oder in einer engen Zelle mehr Trost gefunden haben, als in diesen glänzenden, von Licht und Blumenduft erfüllten Gemächern. Alles was sie sah begann ihren Ideengang zu verwirren, und erweckte trübe Gedanken in ihrem Geiste.

Sie nahm sich vor, den Burgvogt ganz für sich zu gewinnen durch jene feine Gefallsucht, welche Alt und Jung in gleichem Maße zu entzücken weiß. Ein paar herzliche

Worte und hier und da ein dankbarer oder vertrauensvoller Blick dünkten ihr kein allzugroßes Opfer. Indessen befließ sie sich der Vorsicht, und enthielt sich, nicht ohne Selbstüberwindung, den Greis gleich anfangs mit Fragen zu bestürmen, um ihn nicht mißtrauisch zu machen, und ihm später vielleicht Geständnisse entlocken zu können. Deshalb enthielt sie sich jeder Frage und erwiederte auf die Aufforderung des Burgvogtes, über seine Dienste zu gebieten, nur Folgendes:

»Laßt uns vor allem einander gegenüber in's Reine kommen, Herr Burgvogt. Ihr seid ein redlicher, ehrenwerther Mann, und habt bereits gar manchen Winter und Sommer entschwinden gesehen; ich sage Euch daher ohne Rückhalt, wie ich während der Dauer meiner Gefangenschaft behandelt zu werden wünsche. Dies Schloß ist nicht das meine, und deshalb ziemt es mir keineswegs, hier die Rolle der Gebieterin zu übernehmen; ich mag nicht die Hausfrau oder Beschließerin Desjenigen sein, dessen Eigenthum es ist und der, ich weiß nicht mit welchem Rechte, und noch weniger zu welchem Zwecke, mich gewaltsam hierherschleppen ließ. Deshalb bitte ich Euch, mich weder als Gast, noch weniger aber als Gebieterin zu behandeln, sondern als das, was ich in Wahrheit bin — als Gefangene, — und zwar im strengsten Sinne des Wortes. Nur indem Ihr mein Verlangen erfüllt, vermögt Ihr mir Trost und Beruhigung zu gewähren und mir einen Beweis eures Wohlwollens, eures Mitleides zu geben. Weder für mich selbst noch für meine Dienerschaft werde ich Euch mit Ansprüchen und Forderungen lästig fallen. Jeder Gemuß, jede Erleichterung, welche Ihr mir gewähren könntet, würde

mich nur mit Beschämung erfüllen, mich empfindlich verletzen. Je einfacher daher meine Lebensweise ist, desto herzlicher werde ich Euch Dank wissen für diesen einzigen Beweis der Achtung, den Ihr mir zu geben vermöget, desto fester davon überzeugt sein, daß Ihr allein es seid, der in diesen Mauern mein Vertrauen verdient.“

Der Burgvogt lauschte diesen Worten mit augenscheinlicher Befangenheit. Seine Züge verriethen deutlich, daß er nicht vollkommen eingeweiht war in die Absichten von Amadil's Entführung. Man sah, daß er sich beschämt fühlte, und deshalb erwiederte er in nicht geringer Verwirrung:

»Edle Gräfin, mein Ehrenwort verschließt mir die Lippen; allein Gott liest in meiner Seele und weiß, daß mir das Herz wehe thut, wenn ich Euch bangen sehe. Vermag ich irgend etwas zu thun, um Euch Erleichterung, Beruhigung zu verschaffen, so werde ich mich glücklich fühlen, pünktlich eurem Wunsche und Willen nachzukommen. Seid so gütig alles so anzuordnen, wie es Euch am besten dünkt; sobald ich eure Wünsche kenne, werde ich sie zu erfüllen streben, und hoffe Euch niemals Anlaß zur Klage zu geben.«

Hiermit verbeugte sich der Greis und verließ die glänzenden Gemächer, in welchen Amadil mit dem alten Leibhusaren und der Kammerjose allein zurückblieb.

Raum hatte der Burgvogt die Thür hinter sich ins Schloß gedrückt, so warf der alte Husar seinen Esákó zu Boden und rief, nachdem er diese respectwidrige Handlung begangen, giftig aus: »Unverschämte Niederträchtigkeit! O, wenn doch mein guter alter Herr, der edle Herr Land-

richter noch lebte, wie ich da die Beine des alten, durchtriebenen Fuchses in den Bock spannen wollte! Glaubt ihm nicht, gnädige Gräfin! Glaubt kein Wort von all' dem weinerlichen Zeug, das er Euch vorschwaht! Der alte Schuft ist auch nicht besser als die Uebrigen. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.«

»Nur gelassen, Michael,« beschwichtigte ihn die Gräfin; »wir werden ja sehen, was sie im Sinne führen, und uns dann helfen, so gut wir können. Jetzt aber kommt, Ihr Beiden, ich will mir aus den vielen leeren Gemächern eines auswählen, wo ich Dich und Erzsi recht nahe haben kann.«

»Liebe, gute gnädige Frau,« bat der Husar, »erlaubt mir nur, daß ich ihm eine einzige Ohrfeige! — —«

»Warum nicht gar!« fiel Amadil ihm ins Wort.

»Nur eine einzige kleine Ohrfeige!« flehte der Husar.

»Bist Du mir wirklich treu ergeben, Michael,« unterbrach ihn die Gräfin, »so suche deinen Zorn zu besiegen. Und nun genug hiervon.«

Hiermit wandte Amadil sich ab und durchschritt vier oder fünf Gemächer, bis sie endlich in einen geräumigen Saal vor eine hohe Doppelthür gelangte, die der Husar, der seiner Herrin gefolgt war, vor ihr zu öffnen sich beeilte.

In dem Gemache, in welches sie jetzt gelangte, brannten auf den Marmortischen dicke Wachskerzen in schweren silbernen Leuchtern; was die Eintretende jedoch mehr als alles Uebrige überraschte, war der Umstand, daß dies Gemach bewohnt zu sein schien, und zwar von Frauen; denn es lehnte nicht nur eine Harfe — damals

das bei dem schönen Geschlechte beliebteste Instrument — neben dem Sopha an der Wand, sondern sie erblickte auch auf einem Nebentische eine angefangene Stickerie, Bücher und allerlei Kleinigkeiten, die ordnungslos umherlagen, als wären sie soeben benützt worden.

Amadil blieb erstaunt stehen und rief aus: »Wie ich sehe, bin ich nicht die einzige Gefangene in diesem schönge schmückten Kerker! Dort auf dem Stuhle liegt ein Schlüsselbund, hier ein Schnupftuch — — —«

Raum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so öffnete sich ihr gegenüber eine Thür und ein hübscher Mädchenkopf guckte neugierig durch dieselbe, zog sich jedoch augenblicklich wieder zurück.

Amadil wußte nicht, ob sie umkehren oder weiter vorwärts dringen sollte, um endlich den Schlüssel zu all diesen Räthseln zu finden, als jene Thür abermals aufging und — wer beschreibt ihr maßloses Erstaunen — ihre Pflegetochter, Rosa Clermont, aus der Nebenstube trat.

III.

Die Ueberraschung war von beiden Seiten so groß, daß die Frauen sich eine Weile wortlos anstarrten, als wagten sie ihren Sinnen nicht zu trauen.

* * *

In unermesslicher Ferne auf den Wüsten Asiens sprengt ein Reiter dahin; sein müdes Ross ist schaum- und schweißbedeckt, und vor ihm auf dem Sattel sitzt ein junges Weib, bleich, geknickt gleich einer welken Rose — die Quelle der Thränen ist versiegt in ihrem Auge, das Wort der

Klage und des Gebetes erstorben auf den bebenden Lippen. — Wo kommt es her das arme junge Weib? Hat der wilde Tatar es entführt aus dem Harem eines stolzen Pascha, oder es aus den Armen der Mutter, der Geschwister, des liebenden Gatten mitleidslos entrissen, die daheim das verlorene Kleinod beweinen?! — Und ohne Unterlaß fliegt des rauhen Mannes Kopf dahin, mitleidslos zerreißt die Geißel seine Flanken, bis endlich, endlich im Nebel der Steppe weiße Zeltspitzen sichtbar werden. Ein wilder Freudenschrei entflieht dem Munde des Reiters — er treibt sein Kopf zu rascherem Laufe an — jetzt ist das erste Zelt erreicht — er springt vom Pferde und hebt das arme Weib herab — des Zeltes Vorhänge öffnen sich. —

Was ist mit ihr geschehen? Welch' süße Augentäuschung! Die Wüste ist verschwunden, der Räuber steht nicht mehr an ihrer Seite — des Paradieses Pforten erschließen sich vor ihren Blicken! Von süßem Freudentaumel ergriffen tritt die arme Gefangene in einen Zauber- garten, wo aus dem Schatten blühenden Gesträuches die ferngegläubten Lieben ihr entgegentreten! — — — Das Leben kehrt zurück in die schönen Züge — Schmerz und Erschöpfung sind verschwunden — sie fühlt sich unbeschreiblich glücklich — selig, gleich den Engeln an Gottes Thron!

* * *

Dieser Art mochte das Gefühl sein, das sich in Amadil's Herzen regte — so die Freude, die in Rosa's Busen überwallte! — Ein paar Secunden stummer Ueberraschung, und die beiden Frauen lagen sich mit einem Schrei des Entzückens in den Armen.

»Hexerei! Hol' mich der Teufel!« schrie der Husar

mit erhobenen Händen und weitaufgerissenen Augen. —
 »Das ist Höllenspuß — schwarze Kunst! Sind denn alle
 schönen Frauen aus ganz Ungarn hier in diesem Zauber-
 schlosse?«

Erzsi, die Kammerzofe, hingegen war immer noch
 eine Beute der Verzweiflung. Sitzt die Furcht einem Wesen
 dieser Art einmal im Nacken, so dient selbst die freudigste
 der Ueberraschungen nur dazu, sie zu verstärken.

»Gott sei uns gnädig,« schrie sie händeringend; »es
 ist vorbei mit uns. Wir sind nach Sodom und Gomorha
 gerathen, wie der geistliche Herr zu sagen pflegt.«

»Willkommen, theure, geliebte Mutter!« rief Rosa
 unter Freudenthränen; »welch' unverhofftem Glücke darf
 ich diese freudige Ueberraschung danken?«

»Und Du, mein theures Kind,« sagte Amadil, »wie
 kommst Du hierher? Wo sind wir? Wem gehört dies
 Schloß? Was will man hier mit uns?« — Diese und
 noch manche andere Fragen bewiesen, wie unbegreiflich
 der schönen Frau dies glückliche Zusammentreffen war.

Rosa schwieg eine Weile und sagte dann halb ernst,
 halb lächelnd: »Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wo wir
 sind, wem dies Schloß gehört und was wir hier sollen. Vor
 ein paar Tagen sah mein Gatte sich gezwungen, abermals
 eine Reise nach Frankreich zu unternehmen. Mein erster
 Gedanke war zu Dir zurückzukehren, allein Berengar bat
 mich, einem Zuge Bewaffneter, deren Schutze er mich an-
 vertraute, zu folgen, da sie mich an einen sichern Ort
 bringen würden.«

»Waren deine Begleiter mit Larven versehen?«
 fragte Amadil eifrig.

»Mit Larven? nein,« versetzte Rosa; »ich kenne sogar denjenigen, der an ihrer Spitze stand. Es ist einer jener Männer, denen Rakóczi die Ausführung der verzweifeltsten Wagnisse anvertraut; ein alter Oberst Namens Urfsza, oder wie man ihn im Lager nennt: der Bär. Er hat mich schon einmal zu Dir geleitet, und ich setze großes Vertrauen in ihn. Doch überraschte es mich, daß er mir nicht sagen wollte, wohin er mich führt. Auf meine Fragen erwiederte er nur, daß er dies selbst nicht wisse, und blieb ganz unerforschlich. Hier ward ich auf's Zuvorkommendste empfangen, und mit allem Nöthigen reichlich versehen; allein auch hier verheimlicht man mir den Namen der Burg. Am Anfange unserer Reise kamen wir durch bekannte Gegenden, allein später wurde mir alles fremd, und da wir gewöhnlich des Nachts reisten, war es mir noch weniger möglich, mich zurecht zu finden. Je näher wir dem Ziele unserer Reise kamen, desto dichter wurden die Wälder, desto enger die Thäler. Das ist alles was ich weiß.«

»Es ging Dir so wie mir,« sagte Amadil, »nur mit dem Unterschiede, daß Du auf den Rath deines Vaters hierher kamst — wenn — was ich zu fürchten beginne — deine Begleiter Dich nicht betrogen haben.«

»O,« rief Rosa aus, »was bringt Dich zu diesem Verdachte?«

»Was? Ich will Dir's sagen. — Aber setzen wir uns, mein Kind,« fuhr die Gräfin fort, auf dem Sopha Platz nehmend und die schöne Pflügetochter an ihre Seite ziehend; dann wandte sie sich an den Husaren, der die Kammerzofe mit ein paar derben Flüchen zu beruhigen suchte und

sagte: »Kehre jetzt mit Erzsi in die Gemächer zurück, die wir so eben verlassen haben, bringe alles in Ordnung, und suche zu erfahren, was aus dem Kutscher und den beiden Dienern geworden ist; vergiß auch die Pferde nicht — und erwarte mich dann.«

Der alte Husar, zu dessen Erbsünden nicht nur die Hestigkeit, sondern auch die Neugier gehörte, entfernte sich murrend, die in Thränen gebadete Zofe mit sich fortziehend, die gleich einer Trauerweide an seinem Arme hing.

Als die Beiden sich entfernt hatten, erzählte Amadil ihrer Pflgetochter alles, was ihr bis zu dieser Stunde widerfahren war, und rief dann in heftiger Erregung aus:

»Wie ich mir auch den Kopf zerbrechen mag, ich kann den Schlüssel dieser unbegreiflichen Handlungsweise nicht finden. Hat man uns aus Vorsicht hierhergebracht, damit irgend ein feindlicher Plan durch uns nicht verhindert werde, oder — wie ich das seit dem Augenblicke unsers Zusammentreffens zu fürchten beginne — ist es Verrath, wenn nicht etwas noch Uergeres, was uns zusammengeführt? Gott allein mag es wissen; so viel jedoch ist gewiß, daß, was auch der Zweck sein mag, die Mittel, deren man sich bedient, nicht zu rechtfertigen sind. Wir müssen aus allen Kräften darnach streben, theure Rosa, so bald als möglich aus dieser Burg zu entfliehen.«

»Du erschreckst mich,« entgegnete Rosa. »Was könnte denn meinen Gatten dazu bewogen haben, mich hierher zu senden, wenn nicht die Sorge für meine Sicherheit?«

»Auch ist es nicht dein Gatte, von dem ich Uebles voraussetze,« fiel Amadil ihr eifrig in's Wort; »im Gegentheile bin ich fest davon überzeugt, daß er stets nur das

Beste beabsichtigt; allein jener Mann, der Dich hierhergebracht, jener Löwe, wie Du ihn nanntest — — «

»Bär,« verbesserte Rosa.

»Gut denn, jener Bär — steht er nicht vielleicht im Solde eines jener zügellosen reichen und vornehmen Herren, die sich noch niemals so viele Freiheiten erlaubten, wie eben jetzt, wo das ganze Land in Verwirrung ist?«

»Ursza?« sagte Rosa, das schöne Köpfchen nachdenklich in die Hand stützend; »ich weiß nichts weiter über ihn, als daß er von Geburt ein Walache oder Zigeuner ist, der schon mehr als achtzig Jahre zählt, einst bei Tökölji sehr beliebt war und zu den Gefährten des berühmtesten Brenkovic's gehört: jetzt, seitdem er sich zum Oberst emporgeschwungen, wird er bald von diesem, bald von jenem unserer Heerführer in Anspruch genommen.«

»Mir kommt die ganze Sache verdächtig vor,« bemerkte Amadil nach kurzem Schweigen; »wir müssen zu entfliehen suchen. Hast Du irgend einen Diener bei Dir, dem Du vertrauen kannst?«

»Einen gewandten Bedienten, mit dem ich bisher zufrieden war, und auch der Kutscher ist verläßlich.«

»Du kamst mit deinen eigenen Pferden?«

»Ja.«

»Was hältst Du von dem Burgvogt?«

»Mir dünkt er ein Philosoph zu sein,« entgegnete Rosa lächelnd, »denn er öffnet nur selten den Mund; und läßt er auch ein paar Worte fallen, so kann man sicher sein, daß sie einen um kein Jota weiterbringen. — Von allen Seiten nichts als Geheimthun! Bisher hat mich dies nicht beunruhigt; — bin ich doch dem Wunsche meines Vaters

folgend hier, oder besser gesagt: war er es doch, der mich Urfsa's Führung anvertraute.

»Gott sei Dank, daß wir beisammen sind!« seufzte Amadil. »Laß uns wachsam sein und nichts vernachlässigen, was zu unserer Sicherheit beitragen kann. Ich habe vier Diener bei mir, auf die ich mich verlassen kann; Du weißt ja, daß ich bei der Wahl derselben stets sehr vorsichtig bin; hätte ich nur nicht statt meiner alten, vertrauten Kammerfrau dies alberne Gänschen, Erzsi, mitgenommen! Ich wähnte, sie sei den Mühen der Reise besser gewachsen, allein ich habe so viele Plage und Noth mit ihr gehabt, als wäre sie eine Prinzessin. Indessen bleiben uns immer noch sechs Personen, auf die wir zählen können; daher genug für diesmal, morgen wollen wir dies alles ausführlicher besprechen. Jetzt komm mit mir, theure Rosa; hilf mir ein Schlafgemach und Zimmer für meine Leute wählen. Ich möchte heute Nacht einmal recht gut und ruhig schlafen, denn ich bin von Herzen müde.«

»Erst aber wollen wir zu Nacht essen?« fragte Rosa; »ist's Dir recht, so will ich hier decken lassen.«

»Gut, man muß ja endlich doch essen, mag man sich auch ärgern, wie man will,« sagte Amadil, das kleine Füßchen auf den Boden stampfend. »Mit Dir gefangen — ich will hoffen nicht auch gehangen, wie das Sprichwort sagt — trag ich mein Schicksal leichter als bisher.«

»Laß' uns immer beisammenbleiben!« rief Rosa aus; »mein Schlafzimmer ist sehr geräumig, wär's nicht besser, wenn man auch für Dich ein Bett dahinbrächte?«

»Ein herrlicher Gedanke,« entgegnete Amadil;

»den Tag können wir dann hier verbringen. Sag' mir, darfst Du ausgehen? Kennst Du die Gegend schon?«

»Niemand untersagte mir's bisher,« versetzte Rosa; »der Burgvogt trug mir sogar Pferde an, falls ich einen Spazierritt machen wolle; freilich — setzte er sogleich hinzu, daß die Gegend unsicher, der Wald voll von Raubgefindel ist, und daß man gestern Abend einen Leichnam in der Nähe des Schloßgrabens gefunden.«

»Danke schönstens, ein herrliches Vergnügen!« bemerkte Amadil. — »Es will mich bedünken, als ob, trotz seiner scheinbaren Bereitwilligkeit, der wackere Burgvogt Dich nicht gerne aus den Augen lassen würde.«

»Meinst Du? Wir sind ja keine Gefangenen.«

»Mir ahnt, daß wir es sind, mein Kind. Doch genug hiervon; ich will meine Einbildungskraft, in der es ohnedies schon laut genug ausfieht, nicht durch stets neue Besorgnisse noch mehr erhitzen. Komm, Rosa, laß uns unsere kleine Haushaltung ordnen und dann zu Abend essen und zu Bette gehen. Morgen müssen wir unsern Fluchtplan in's Reine und dann so bald als möglich zur Ausfuhrung bringen.«

* * *

Alles geschah, wie Amadil es angeordnet, und obgleich sie nichts von ihrer unwilligen Heftigkeit verloren hatte, schien doch ihre gewohnte Heiterkeit wieder aufzuleben, seitdem sie ihr geliebtes Pflegekind an der Seite hatte.

Am nächsten Morgen saßen die beiden Frauen in demselben Gemache, in welchem wir sie am vorigen Tage gesehen, beisammen am Frühstückstische. Energische Naturen gewinnen bald das verlorne Gleichgewicht wieder, und

so war denn auch Amadil, nach dem ruhigen Schlafe einer Nacht, wieder kräftiger und entschlossener als jemals. Zwar verriethen ihre schönen Züge keine Heiterkeit, denn sie hatte jene Epoche der Jugend bereits hinter sich, wo in manchen Fällen selbst des Schicksals Schläge uns Genuß gewähren, allein sie hatte ihre gewohnte Ruhe und Sicherheit wieder gefunden; denn zu jener Zeit waren die Nerven unserer Frauen noch nicht so abgespannt wie heut zu Tage, wo die Mehrzahl derselben über jede Kleinigkeit in Verzweiflung geräth.

Ueberdies besaß alles Außergewöhnliche, alles was nicht im gewohnten Kreise des Alltäglichen lag, einen gewissen Reiz für Amadil, selbst wenn es sie mit Unwillen erfüllte; wir wollen demnach nicht läugnen, daß alles, was sich mit ihr zugetragen, ihre Neugierde im höchsten Grade erregte, und sie mit einer Art ungeduldiger Aufregung erfüllte, die nicht eben peinlich genannt werden konnte.

»Vor allem möchte ich wissen, Rosa,« begann die Gräfin, »wo wir eigentlich sind. Würde ich das zu erforschen, so wären alle Räthsel halb gelöst. Glücklicherweise verlangte die Natur ihre Rechte; die Aufregung und Ermüdung der letztverfloffenen Tage brachte mir Schlaf, und heute, meine Rosa, sehe ich klarer und bin weniger befangen.«

»Theure Mutter,« entgegnete die junge Frau, »für Eines wenigstens wage ich einzustehen. Der alte Ursza ist viel zu wohlbekannt im ungarischen Lager und Berengar zu sehr ergeben, als daß ich Verrath von ihm befürchten dürfte, obgleich — ich gestehe es offen — alles, was sich

mit Dir zugetragen, meinen Gesichtskreis übersteigt. Ich will hoffen, daß nichts Böses sich unter dem allen birgt. Du besitzest keine Feinde wer könnte Dir denn übel wollen, theure Mutter! — und alles Uebrige liegt in unserer Macht: denn kann man uns auch gar Manches untersagen, so vermag doch Niemand uns zum Handeln zu zwingen, wenn unser Wille ernst und kräftig ist. «

»Du hast Recht, Rosa, sie können uns der Freiheit berauben, uns in Ketten schmieden, allein ich möchte den Mann wohl sehen, der uns zwingt zu thun, was wir nicht wollen. Indessen schätze ich meine Freiheit über alles; und welch' teuflische Absicht auch Derjenige hegen mag, der es gewagt, solch' eine unedle Gewaltthat an mir zu begehen, er soll einen würdigen Gegner in Amadea Petróczi finden. Wir müssen so bald als möglich diesen Mauern entfliehen, denn wie fest dein Glaube an jenen alten Wolf — nein Bären — auch sein mag, der Dich in dies — in dies Harem gelockt — so harrt unser hier doch rohe Gewalt! «

»Harem! « rief Rosa erschrocken aus.

»So ist's, « entgegnete die Gräfin, während ihr Antlitz sich verdüsterte.

»Unmöglich! « sagte die junge Frau, deren Züge deutlich verriethen, wie viele Mühe sie sich gab, das Streiflicht böser Ahnungen, das diese Worte in ihre reine Seele geworfen hatten, zu ersticken.

»Nichts ist unmöglich, mein Kind, « versetzte die ältere Freundin; »hast Du denn nicht schon hundert ähnliche Begebenheiten erzählen gehört? Blick um Dich: die ungewohnte Pracht, die uns umgibt, die aufgezogene Zugbrücke, das Geheimthun der Dienerschaft — — mit einem

Worte alles weist darauf hin, daß wir in die geheime Zufluchtstätte irgend eines ausschweifenden Wüßlings gerathen sind.«

»Entsetzlich!« rief Rosa aus.

»Geschieht denn nicht vor unseren Augen so Vieles, was den Geist erbeben, das Herz erstarren macht?« fuhr Amadil heftig fort. »Täusche Dich nicht mit schönen Hoffnungen, wir müssen fliehen! Mit den Mitteln hierzu bin ich im Reinen. List oder Bestechung! Dies bleibt uns übrig, dies allein ist möglich! — Ehe wir jedoch zu diesem letzten Mittel greifen, laß uns unser Glück mit dem alten Burgvogt versuchen. Er hat Dir Pferde angetragen — sag' ihm, daß Du einen Spazierritt zu machen wünschest.«

»Auf der Stelle!« rief Rosa aufspringend, und ihr ganzes Wesen verrieth, in wie peinliche Aufregung die düsteren Vermuthungen ihrer mütterlichen Freundin sie versetzt hatten.

Sie zog rasch die Klingelschnur, und der alte Husar trat in das Gemach, bewaffnet gleich einem Räuberhauptide. Nicht nur sein Säbel hing an der Seite, sondern auch ein schwerer Streitkolben, den er an einer Kette über die Schulter geworfen trug, und in dem breiten, aus rothem Schnürwerk geflochtenen Gürtel seines blauen Dolmans ruhten zwei mächtige Reiterpistolen.

»Bist Du's, Michael?« fragte Amadil, einen Blick der Ueberraschung auf den alten Soldaten werfend, der sich mit einer Art von Gefallsucht geschmückt zu haben schien, denn seine Kleider waren schön gebürstet, und das dicke eisengraue Haar, so wie der Schnurbart, der ihm gleich

zwei langen Schrauben auf die Brust herabhing, auf's Beste geordnet.

»Mir dünkt, die Gräfin klingelte ihrer Kammerfrau,« fuhr Amadil fort.

Auf den Lippen des alten Husaren schien ein ganzer Schwarm von Neuigkeiten zu sitzen, und die bedeutungsvoll vertieften Stirnfalten schienen anzudeuten, daß er nur eines Zeichens harrete, um den ganzen Schatz seines Wissens oder seiner Entdeckungen vor den beiden Frauen auszubreiten. Auf Amadil's Bemerkung zuckte er schelmisch mit den Augenlidern und nahm eine Stellung an, wie man sie nur von einem Husaren zu sehen bekommt, mag er nun alt oder jung sein, worauf er mit großer Würde entgegnete: »Gnädigste Gräfin, mit Verlaub sei es gesagt: wenn das Messer uns an der Kehle sitzt, sind die Frauensleute keinen Heller werth! Deshalb war ich so frei zu kommen — ich habe viel gehört — viel gesehen! Hat man je was Aehnliches gehört — dies Heidenvolk! — eben jetzt in der Burgcapelle — — —«

Der Husar war so sehr ins Feuer gerathen, daß es Amadil nicht leicht ward, ihn zu unterbrechen.

»Halt, Michael,« rief sie aus, »später kannst Du Alles auskramen, was Du weißt; jetzt aber handelt sich's um etwas Anderes.«

»Michael,« sagte Rosa, »wenn Ihr schon statt meiner Kammerfrau gekommen seid, so habt die Güte, den Burgvogt aufzusuchen, und ihn in meinem Namen zu bitten, er möge so gütig sein, zu mir zu kommen.«

»Bitten, das fehlte mir noch,« brach der Husar är-

gerlich aus. »Nein, daran will ich das Diebsvolk hier nicht gewöhnen.«

»Gut, Michael,« fuhr Rosa fort, »thut in eurem Namen, wie's Euch am besten dünkt; diesmal aber, wo Ihr in meinem Namen sprecht, werdet Ihr sagen, was und wie ich's befehle, oder ich schicke statt euer meine Kammerfrau. Ihr werdet daher diesmal höflich bitten, wie es einem tapfern Manne gleich Euch geziemt, dem man, wenn er auch bittet, es aus den Augen liest, daß er eben so gut zu befehlen weiß, wenn's nöthig ist.«

Der Husar schüttelte murrend den grauen Kopf, machte rechtsum und verließ das Gemach.

Kaum konnte er den Nebensaal halb durchschritten haben, so vernahmen die beiden Frauen schon einen lebhaften Wortwechsel.

Es schien, als würden kurze Fragen und noch kürzere Antworten ausgetauscht, und ein paar Secunden später öffnete sich die Thür und der Burgvogt trat, sich verneigend, in das Gemach, und zwar in festlichem Gewande, mit ungeheuren silbernen Knöpfen auf dem grünen mit Fuchs verbrämten Mente, den Kalpag, den er in der Hand hielt, mit einem hohen Reiherbusche geschmückt.

Der Husar folgte ihm auf dem Fuße, schloß die Thür hinter ihm und faßte dann, gleich einer Schildwache, vor derselben Posto.

»Verzeihung, gnädigste Gräfinnen,« sagte der Burgvogt ehrerbietig, »wenn ich Euch zu stören wage. Ich wollte mich eben hierherbegeben, als euer Diener mir eure Befehle kund gab.«

»Herr Burgvogt,« begann Rosa, während Amadil,

in die Sophaecke gelehnt, nach kurzer Begrüßung ihre Blicke auf dem Greise ruhen ließ, »Herr Burgvogt, Ihr stelltet mir vor Kurzem Reitpferde zur Verfügung. Bisher empfand ich keine Lust zu einem Spazierritte, jetzt jedoch in Gesellschaft dieser lieben Freundin hier und bei dem herrlichen Wetter wäre ich wohl geneigt, einen Ritt zu versuchen. Kann ich auf die Erfüllung eures Versprechens rechnen?«

Nach kurzem Sinnen entgegnete der Greis verbindlich: »Ohne Zweifel, gnädigste Frau, nur muß ich eure Rücksicht in Anspruch nehmen, wenn dies erst Nachmittag geschehen kann; denn da die Pferde bisher nicht benützt wurden, bedarf's einiger Vorbereitungen. Sobald Ihr abgespeist, werden sie bereit sein, und ich selbst will Euch begleiten.«

»Alter Fuchs!« murmelte der Husar, dem Burgvogte mit der Faust drohend — jedoch hinter seinem Rücken.

»Wie's Euch beliebt,« entgegnete Rosa, die einsah, daß der Vortheil, der sich ihr und Amadil hier darbot, wohl der Geduld werth sei. Der feine Tact der Frauen rügt sich in ähnlichen Fällen nur selten, und Niemand weiß besser als sie, was sie eifrig betreiben und wann sie die Zögerung übersehen sollen.

»Was führte Euch hierher, wenn ich fragen darf?« fragte jetzt Amadil in einem Tone, den sie so freundlich als möglich zu machen suchte, um das gestern an den Tag gelegte Vertrauen nicht Lügen zu strafen.

»Gnädige Gräfin,« entgegnete der Greis, »der nahe-

wohnende Probst Hochwürden kam vor kaum einer Viertelstunde in der Burg an —“

»Sammt gar manchen Anderen,« pläzte der Husar heraus, »ich sah —“

»Unterbrich den Herrn Burgvogt nicht,« sagte Amadil streng. »Fahrt fort, wenn's Euch beliebt; der hochwürdige Herr Probst langte an, wie Ihr gesagt, und zu welchem Zwecke?«

»Mich will bedünken,« sagte der Burgvogt mit Nachdruck, »daß Niemand dies besser wissen kann als Ihr selbst, gnädigste Frau, wenn Ihr nämlich die Witwe des Landrichters Grafen Draskovics, Amadea Petróczi, früher die Gattin des Grafen Erdödi, Ban von Croatien, seid.«

»Das bin ich,« entgegnete Amadil, deren Neugier rege zu werden begann; »was habe ich jedoch mit dem hochwürdigem Herrn Probeste zu schaffen, da ich weder Lust habe zu sterben, noch der Taufe bedarf?«

»Das Erste möge Gott verhüten, und was das Zweite betrifft, so kann die Zeit wohl kommen, wo es nöthig werden dürfte,« versetzte der Greis, während ein Lächeln seine Züge übersog; »allein ich hoffe, gnädige Gräfin, Ihr habt nicht vergessen, weshalb Ihr hierhergereist — und —“

»Weshalb ich hierhergereist?« unterbrach Amadil ihn heftig; »weiß ich es selbst? Ich kam nicht freiwillig, man brachte mich gewaltsam hierher. Wahrlich, es dünkt mir wunderbar, daß Ihr, der Ihr gestern noch den vollkommen Unwissenden gespielt, heute zu behaupten wagt, ich müsse wissen, weshalb ich hier bin.«

»Gnädigste Frau,« entgegnete der Burgvogt de-

müthig, doch mit fester Stimme, »ich bin ein Ungar, und obwohl arm genug an Geld und Gut, doch von so altem, gutem Adel wie irgend Siner im ganzen Lande. Der Ungar jedoch, der wahre nämlich, bedenkt sich wohl, ehe er irgend Jemand Treue schwört; hat er dies jedoch einmal gethan, so weiß er seinen Schwur zu halten. Auch ich besitze einen Vorgesetzten, den Herrn dieser Burg, dem ich Treue geschworen, dessen Vater ich schon treu gedient, der mir nie etwas geboten, was meiner Ehre zu nahegetreten. Dies mag Euch erklären, edle Frau, weshalb ich jetzt, wo sein Befehl mir die Lippen verschließt, nicht offen sprechen kann, bis er selbst mir nicht die Zunge löst. So viel darf ich indessen sagen, daß ich Euch in alles einweihet wäunte; erst gestern bei eurer Ankunft stiegen mir hierüber Zweifel auf. Auch das vermag ich Euch zu versichern, daß selbst der strenge Gehorsam, den ich meinem Gebieter schulde, mich nie und nimmer dazubringen wird, mein graues Haar mit einer Schandthat zu bes Flecken, Euch dies zu sagen glaubte ich mir selbst und jener edlen Frau schuldig zu sein, in der ich seit dem gestrigen Tage die Herrin dieses Schlosses und die Braut meines Gebieters verehere.«

»Die Braut eures Gebieters?« riefen beide Frauen wie aus einem Munde.

»Braut?« wiederholte Amadil, unvermögend ihren Unwillen länger zu bezwingen, »Braut? wessen Braut? Mit welchem Rechte? Mit wessen Einwilligung? Mich will bedünken, daß der Name, den ich trage, glänzend genug ist, um die Kühnheit eines unbekanntes Abenteurers, der ihn durch den seinen ersetzen will, in die gebührenden

Schranken zurückzuweisen, wenn er selbst vergessen sollte, daß die Trägerin dieses Namens Amadea Petróczi ist! — Seine Braut!« rief sie nach kurzem Schweigen abermals aus; »hast Du es gehört, Rosa? Hier scheint es demnach Sitte zu sein, die Bräute durch verlarvte Wegelagerer auf der Landstraße einzufangen zu lassen!« Plötzlich unterbrach sie sich jedoch, und es schien als ob ein neuer Gedanke sich ihres Geistes bemächtigte.

Während der Burgvogt mit entschuldigender Miene, zum Zeichen seines gezwungenen Schweigens, den Finger an die Lippen legte, entstand eine kurze Pause, bis Amadil plötzlich ausrief: »Und der hochwürdige Probst? Fahrt fort, Herr Burgvogt. Nicht wahr, er kam weder um zu taufen, noch um die Sterbesacramente zu verabreichen hierher, wohl aber — sagt's nur unumwunden — um eine Trauung zu vollziehen?«

»So ist's, edle Frau,« entgegnete, sich verneigend, der Burgvogt.

»Zehntausend Teufel!« platzte der alte Husar plötzlich heraus, »das fehlte noch! Hol' mich Dieser und Jener, wenn wir nicht zwei Bräutigame haben, denn ich hau' ihn mitten aus einander, so wahr mein Name Michael ist!«

»Still, Alter,« sagte Amadil. »Sprich, wenn Du gefragt wirst, und haue drein, wenn ich's befehle.« Dann fuhr sie an den Burgvogt gewendet mit staunenswerther Ruhe fort:

»Wo es eine Braut gibt, Herr Burgvogt, dort muß es natürlich auch einen Bräutigam geben, und wo man eine Trauung vorbereitet, kann's auch nicht an den nöthigen Zeugen und Hochzeitgästen fehlen.«

»Natürlich,« bekräftigte der Burgvogt, einen forschenden Blick auf Amadil's Züge werfend, deren räthselhafter Ausdruck auch die Gräfin Clermont überraschte.

»Herrlich!« rief Amadil aus, während ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen spielte. »Das war es also, was Ihr mir verkünden wolltet?«

»So ist's, edle Frau,« erwiderte der Gefragte. »Alles ist bereit in der Schloßcapelle; die Kerzen brennen, der hochwürdige Herr Probst hat bereits den geistlichen Ornat angelegt; die ganze Versammlung harret Euer mit Ungeduld.«

»Versammlung?« wiederholte Amadil, »und der Bräutigam? Vielleicht einer jener höflichen Ritter, die mich hierhergeleitet?«

Der Burgvogt schwieg.

»Vortrefflich!« fuhr die Gräfin fort, »würdig, in einem jener Bücher verewigt zu werden, mit welchen in den Salons von Paris und Versailles die Lucrezien Frankreichs sich die Zeit vertreiben. Was meinst Du, Rosa? Mich dünkt, es würde unhöflich sein, eine so edle Versammlung warten zu lassen.«

»Mutter!« rief Rosa aus.

»Da haben wir's,« murrte der Husar in den Bart, der seit der erhaltenen Zurechtweisung die Stimme nicht mehr zu erheben wagte. »Erst die Gemalin eines Banus, Landrichters, eine vornehme Gräfin und jetzt — ja so sind die Weiber alle! — jetzt läßt sie sich wahrhaftig mit dem Ersten Besten trauen! Himmeltausendsackerment! wenn das der Herr Landrichter wüßte, er drehte sich noch im Grabe um!«

»Natürlich, mein Kind,« beantwortete die Gräfin den Ausruf des Erstaunens ihrer Pflögetochter; »allein bei einer so feierlichen Gelegenheit kann ich nicht in Reiskleidern erscheinen. Habt daher die Güte, Herr Burgvogt, die Kerzen auf dem Altare auslöschcn zu lassen, und dem edlen Bräutigam, sowie der ganzen glänzenden Versammlung zu wissen zu thun, daß ich sie nicht lange warten lassen werde, und mich nur umziehen will. Rosa, rufe unsere Kammerfrauen herbei — die Koffer müssen ausgepackt werden.«

Die Gräfin Clermont traute ihren Sinnen nicht. »Mutter, theure Mutter!« rief sie aus, »ich erkenne Dich nicht mehr!«

»Habt Ihr verstanden, was ich Euch gesagt, Herr Burgvogt?« fragte Amadil, ohne Rosa's Worte zu beachten.

Der Burgvogt neigte das Haupt, verbeugte sich und verließ das Gemach; Amadil jedoch, einen glänzenden Blick auf Rosa werfend, sagte mit unnachahmbarer Hoheit: »Du wirst mich schon erkennen, wenn die rechte Stunde schlägt! Du aber, Michael,« fuhr sie an den Husaren gewendet fort, »rufe unsere Leute zusammen, wascht und bürstet Euch, zieh eure besten Kleider an, und dann —« hier trat sie dicht zu dem alten Diener und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

»Hast Du mich verstanden?« fragte sie dann lebhaft.

»Vollkommen, gnädige Gräfin,« entgegnete der Husar und murmelte, sich entfernend: »So ist's recht — so ist's schon recht!«

Raum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, so

warf sich Amadil in die Arme ihrer Pflēgetochter, drückte sie heftig ans Herz und rief mit halb erstickter Stimme in tiefster Aufregung aus:

»Himmel und Hölle erschließen sich vor mir! Nie war ich so glücklich — nie so unglücklich als in diesem Augenblicke!«

Rosa hielt die herrliche Frau umschlungen, die nie schöner gewesen als in dieser Stunde, in welcher ihre beste, theuerste Freundin, die Tochter ihrer Wahl, die liebliche Gräfin Clermont, sie eben so wenig zu fassen vermochte, als sie sich selbst verstand.

»Wie soll ich dies alles verstehen — diese Aufregung, diesen raschen Wechsel?« fragte die junge Frau mit banger Theilnahme.

»Still!« entgegnete Amadil, den Finger auf Rosa's zarte Lippen drückend. »Still, keine Frage; ich mag nichts sehen, nichts hören — nicht nachdenken — das geheimnißvolle Dunkel thut mir wohl. Komm — laß uns gehen — ich will schön und herrlich sein, schöner als jemals! In einer Hand die Lilie — « bei diesen Worten trat eine Thräne in das Auge der reizenden Frau — »in der andern den Bliß!«

Ihr Antliß nahm einen drohenden Ausdruck an. »Komm!« rief sie, Rosa's Hand ergreifend, aus, und die beiden Frauen verschwanden im Nebengemache.

IV.

Eine Stunde ungefähr mochte verflossen sein, ehe Amadil aus ihren Koffern die reichsten Kleider gewählt, und im vollen Schmucke vor dem Spiegel stand.

Endlich trat sie aus dem Schlafgemache. Schwere weiße Seide, mit Silber durchwirkt, umfloß die herrlichen Glieder, mit reichen Spitzen geschmückt, während Perlen und Edelsteine Hals und Arme deckten, obgleich sie nur einen sehr kleinen Theil ihres Schmuckes mit sich genommen. Die Prachtliebe dieser schönen Frau ist geschichtlich bekannt; (*7) und zog sie sich durch dieselbe auch gar manche Feinde und Neider zu, wie dies der Reichthum stets thut, besonders in einem armen Lande und bei den bevorzugten Ständen, so verziehen Diejenigen, die sie näher kannten, ihr die kleine Schwäche doch um so lieber, da ihre großmüthige Wohlthätigkeit von Niemand übertroffen wurde, und weil sie nie bescheidener und natürlicher war, als wenn sie, glänzend geschmückt, in eine Versammlung trat.

Amadil war wunderschön in ihren lilienweißen Gewändern, umflossen von den Strahlen demantner Thautropfen — nur der Brautkranz fehlte auf dem reizenden Haupte.

Rosa war an ihrer Seite, dem Beispiele der mütterlichen Freundin folgend, gleichfalls reich geschmückt, gleich dem bescheidenen Veilchen, das der Tulpe schimmerndes Gewand geborgt und doch lieblich und anziehend bleibt.

Im Vorgemache fanden die beiden Frauen ihre männliche Dienerschaft, sechs an der Zahl, alle gut bewaffnet, so wie den Burgvogt, der sie dort erwartete, und dessen unruhiges Mienenspiel verrieth, wie sehr er wünschte, daß alle Räthsel so bald als möglich ihre Lösung finden, und Ruhe und Ordnung in die Burg zurückkehren möge.

Was Amadil und ihre Pflegetochter, während sie

sich umkleideten, besprochen und beschlossen hatten, vermögen wir nicht zu enthüllen, in Gegenwart ihrer Dienerinnen jedenfalls nichts Bedeutendes; und als der Burgvogt jetzt die bescheidene Frage an sie stellte, ob er sie nach der Capelle geleiten solle, war ein Neigen von Amadil's schönem Haupte die einzige Antwort, die er erhielt.

Er ging daher voraus, die beiden Frauen folgten ihm, dann kamen die bewaffneten Diener und der alte Husar, der den Burgvogt nicht aus den Augen ließ, beschloß den Zug.

So durchschritten sie den großen Speisesaal und einen breiten Corridor, der in keiner der Bauten jenes Zeitalters fehlte, und zwischen zwei Reihen reichgekleideter Diener gelangten sie endlich an die Treppe.

Niemand hielt ihre bewaffneten Begleiter auf, denn nirgends war eine Waffe zu erblicken und keinerlei feindliche Absicht an der festlich gekleideten Dienerschaft zu entdecken.

Endlich gelangten sie vor die Schloßcapelle, deren hohe Doppelthür offen stand. Amadil und Rosa sahen, daß die Kerzen auf dem Altare brannten, und auf den schön geschnitzten Bänken alle Plätze besetzt waren. Wahrscheinlich hatten die hier Versammelten keine Ahnung davon, daß die mit Ungeduld erwartete Braut nicht wußte, wer der Bräutigam war, dem sie vor dem Altare die Hand reichen sollte.

Der Burgvogt führte die beiden Frauen in ein Seitengewach, wo das ganze Hochzeitgesolge, wie dies bei ungarischen Vermählungen Sitte ist, sich versammelt hatte.

All die reichgekleideten Frauen und Männer be-

grüßten Amadil und Rosa mit Herzlichkeit. Der Beistand war ein ehrwürdiger alter Herr, die Brautführerinnen jung und schön, und der Beistand führte Rosa an die Spitze derselben.

Amadil's Züge behielten ihren unerforschlichen Ausdruck, und selbst Rosa konnte sich nicht erklären, was sich in Amadil's Geiste regte und was sie dazu bestimmen konnte, die Rolle der Braut anzunehmen. Die peinliche Spannung, in welche diese Ungewißheit sie versetzte, sprach sich deutlich in den jugendlichen Zügen aus, die weit davon entfernt waren, hochzeitliche Heiterkeit wiederzuspiegeln.

Der alte Husar nebst den übrigen Begleitern der beiden Frauen blieben vor der Thür der Capelle im Corridor, und Michael hatte Sorge getragen, eine Stellung zu wählen, von welcher aus er alles, was geschah, übersehen konnte.

Amadil beantwortete die Glückwünsche, mit welchen sie sich überhäuft sah, in kurzen und allgemeinen Ausdrücken. Ihr Blick war gleich dem scharfgespannten Bogen, aber unter all den Männern und Frauen begegnete er keinem einzigen bekannten Antlitze.

Waren es diese Männer, die sie verlarvt hierhergeleitet, oder war es der Adel der Umgegend, den der reiche Schloßbesitzer hierhergeladen? Amadil wußte es nicht zu enträthseln. Ihr Blick ruhte der Reihe nach auf den kräftigen, kriegerische Haltung verrathenden Gestalten, die alle vollkommen waffenlos waren; allein nirgends begegnete sie einem Antlitze, dessen Ausdruck kühn und unverschämt genug war, um der Vermuthung Raum zu geben,

der Träger desselben könne es wagen, ihr als Bräutigam entgegenzutreten; Ehrerbietung und Theilnahme sprachen sich in allen Blicken aus.

»Wenn's Euch genehm ist, edle Frauen,« sprach jetzt der Brautführer, ein schlanker schöner Jüngling mit geistreichen Zügen und edler Haltung, »wollen wir uns in die Capelle begeben; alles ist bereit für die festliche Handlung.«

Amadil hatte bisher nur in einzelnen Worten alle an sie gerichteten Anreden beantwortet; jetzt aber, als der Brautführer an ihre Seite trat, während der Beistand dessen Aufforderung mit lauter Stimme wiederholte, durchflog ihr scharfes Auge rasch den ganzen Raum, und die schmalen Braunen zusammenziehend sagte sie mit kalter, strenger Stimme: »Ehe wir uns in Bewegung setzen, geehrte Versammlung, wünsche ich den Bräutigam zu sehen. Ihr, die Ihr, wie ich sehe, die Rolle des Bräutigams übernommen, wollt so gütig sein, ihn hierher zu bescheiden.«

»Der Bräutigam harret unser in der Sacristei der Capelle,« entgegnete der Beistand, »und wir sind eben im Begriffe, uns dahin zu begeben.«

»Das werden wir nicht thun, Herr,« entgegnete die Gräfin mit ruhigem Gleichmuth; »im Gegentheile, der Bräutigam wird hierherkommen und mich zum Altar geleiten, wenn es nämlich meine Absicht ist, ihm dahin zu folgen.«

Diese Worte Amadil's schienen das Interesse der versammelten Hochzeitgäste im höchsten Grade rege zu machen, die wahrscheinlich, wenn sie auch eine Ahnung

von dem hatten, was hier vorgehen sollte, doch entschlossen waren, dies, so wie vor allem den Namen des Bräutigams mit keiner Sylbe zu verrathen. Amadil hingegen hielt es für unvereinbar mit ihrer Würde, auch nur durch eine einzige Frage ihre Neugierde an den Tag zu legen, wenn wir nämlich den Empfindungen, die in ihrem Busen kämpften, diesen Namen geben dürfen.

Der Beistand verbeugte sich ehrerbietig und verließ das Gemach.

Während seiner Abwesenheit begann ein unangenehmes Gefühl eisiger Befangenheit sich der ganzen Gesellschaft zu bemächtigen. Alles schwieg und jedes Auge blieb an die Thür geheftet, durch die der alte Herr verschwunden war. Amadil selbst stand unbeweglich gleich einer Bildsäule in der Mitte der Hochzeitgäste, und wies mit einer Handbewegung den Armstuhl zurück, der ihr geboten ward. Rosa wich nicht von ihrer Seite; sie harrte niedergeschlagenen Auges und erröthend, jedoch ruhig, der Dinge, die da kommen sollten, denn sie wußte oder glaubte wenigstens, daß Amadil, was auch immer geschehen möge, den Knoten auf eine ihrer würdige Weise lösen oder zerschneiden werde.

Nach ein paar Augenblicken peinlicher Spannung kehrte der Beistand zurück, und in allen Augen konnte man die Ueberraschung lesen, ihn allein eintreten zu sehen; nur Amadil blieb vollkommen ruhig, und harrte stolz gleich einer Königin der Botschaft des alten Herrn.

»Edle Frau,« sprach dieser ehrfurchtsvoll, »der Bräutigam wird sich mit größter Bereitwilligkeit eurem Wunsche fügen; nur bat er mich, Euch mitzutheilen, daß in Folge eines Gelübdes eine Larve seine Züge verhüllt,

die er nicht abnehmen darf, ehe die Trauung vorüber ist, wenn's Euch demnach beliebt — — —

»Ein Gelübde?« fragte Amadil mit scharfem Hohn; »der Bräutigam will erst nach vollzogener Trauung seine Züge enthüllen? Nun wohl — das ist seine Sache; wer aber steht mir dafür, daß ich wirklich demjenigen angetraut werde, den Ihr für meinen Bräutigam haltet?«

»Wir alle!« entgegneten lebhaft, wie aus einem Munde, der Beistand, der Brautführer und die ganze Versammlung.

Rosa's Auge hing unverwandt an ihrer mütterlichen Freundin, kein Schatten, welcher über deren Züge flog, entging ihrer Aufmerksamkeit. Als Amadil jene Frage aussprach, spielte ein Lächeln um ihre Lippen, das jedoch so eigenthümlicher Art war, daß Rosa, die Amadil so gut kannte, zusammenschauerte. Dies Lächeln, diese kalte Ruhe war drohender und gefährlicher als alles, was des Bornes heißeste Aufwallung ihr in den Mund legen konnte.

Amadil schwieg einen Augenblick nach diesem Ausrufe der Versammelten, dann erhob sie stolz das Haupt und sagte, ihre Worte an den Beistand richtend:

»Nun wohl; nach dieser einstimmigen Bürgschaft noch zweifeln zu wollen, dürfte beleidigend sein. Die Züge des Bräutigams mögen verdeckt bleiben, allein er erscheine hier vor mir.«

Der Beistand entfernte sich abermals und kehrte fast augenblicklich in Begleitung zweier Männer wieder. Beider Antlitz verdeckte eine schwarze Sammtlarve, wie sie zu jener Zeit in Deutschland und Frankreich häufig, besonders von Frauen, auf Reisen getragen wurden.

Einer der beiden Männer war von hoher, kräftiger, jedoch vollkommen schöner Gestalt, der andere kleiner, aber dennoch mehr als mittelgroß; beider Anzug war reich und höchst geschmackvoll.

»Hier, edle Frau, der Bräutigam,« sprach der Beistand, auf den letztgenanntender Eingetretenen zeigend, dessen ganze Gestalt, so wie jede seiner Bewegungen Lebendigkeit und Energie verrieth.

Beide verbeugten sich vor Amadil, und derjenige, den der Beistand als den Bräutigam bezeichnet hatte, nahm dann stumm eine ruhige Stellung an.

Indessen hatte der alte Husar die durch all diese Zwischenfälle veranlaßte Befangenheit der Versammlung dazu benützt, um sich nebst seinen Gefährten in das Gemach zu schleichen, und sich vorsichtig an der Wand hindrückend, dicht hinter seiner Herrin und Rosa Posto zu fassen.

In dem Augenblicke, wo der Bräutigam und sein Begleiter das Gemach betraten, zogen sich die Hochzeitgäste, aus Höflichkeit oder um den Hauptpersonen bei dem Zuge in die Capelle den Vortritt zu lassen, ein paar Schritte zurück, einen weiten Kreis bildend, so daß sich Amadil und Rosa, der Beistand und die zwei Verlarvten im Mittelpunkte desselben befanden, der Husar und seine Genossen jedoch durch die Zurücktretenden so ziemlich verdeckt wurden.

Nach kurzem Schweigen begann Amadil ernst und gemessen:

»Edle Herren und Frauen! ich weiß nicht, ob Ihr eingeweiht seid in die Pläne, zu Folge welcher diese beiden

verlarbten Herren hier es für geziemend gehalten, mich gegen meinen Willen durch ihre Söldlinge hierherbringen zu lassen, um mich hier als Gefangene dazu zu zwingen, meine Hand und mein Vermögen — ich vermuthe, daß es sich hier nur um letzteres handelt — einem mir Bekannten oder Unbekannten, gleichviel, ohne mein Herz zu Rathe zu ziehen, zu eigen zu geben? Ist Euch dies alles bekannt, dann erkläre ich hier feierlich, daß sie sich in ihrer Rechnung betrogen, daß ich mich niemals und durch Niemand hierzu zwingen lassen werde, und Männer, die verdeckten Antlitzes einhergehen —“

In diesem Augenblicke nahm der größere der beiden Männer rasch die Larve ab.

Amadil hielt inne, wie von einem Zauberstabe berührt, und rief in höchster Ueberraschung aus: »Du? Du selbst, mein Bruder Stephan?«

Jener hochgewachsene Mann war nämlich kein Anderer als der kriegsgewohnte, heldenmüthige Stephan Petróczi, dessen Gerechtigkeitsgefühl und edle Großmuth sie zu einer der reichsten Frauen Ungarns gemacht. ⁽³⁸⁾

»Ich selbst, Amadil!« entgegnete Petróczi, der, wie bereits erwähnt, eben so bekannt war ob seines Heldenthumes als ob der Eigenthümlichkeiten seiner Denkungsweise. »Doch fahre fort, Schwester! Du sagtest: die verdeckten Antlitzes einhergehen —«

In Amadil's Zügen leuchtete ein Strahl der Freude auf, und ihr Ausdruck ward fester, ruhiger. »Die verdeckten Antlitzes einhergehen,« fuhr sie fort, »dürften nicht immer so redliche Züge besitzen, wie jene sind, die sich mir so eben enthüllten. Stephan, mein Bruder, ich läugne

nicht, wie sehr es mich überrascht, Dich hier im Bunde mit meinen Entführern zu finden, und offen gestanden, vermag dies nichts an meinem Entschlusse zu ändern, und verursacht mir keine Freude. Euch aber,“ fuhr sie, sich an den zweiten der Verlarvten wendend, mit stolz gehobener Stimme fort, »verbiете ich hiermit, die Larve abzunehmen. Wie sehr auch meine Neugier erregt sein mochte dem fecken Abenteuerer gegenüber, der es gewagt, mich gewaltsam hierherbringen zu lassen, so bin ich es jetzt doch meinem wackern Bruder, so wie mir selbst schuldig, darauf zu bestehen, daß dies Antlitz auf ewig vor mir verdeckt bleiben möge, auf daß ich nicht gezwungen sei, dem edlen Träger desselben eine Lehre —“

»Jetzt wäre es an mir, edle Frau, ein Antlitz zu enthüllen, das nicht weniger redlich ist als das des wackersten Mannes im ganzen weiten Ungarlande,« unterbrach sie der Verlarvte, die Hand gebietend ausstreckend. »Allein Ihr seid es, deren Wille auch jetzt noch die Maske den Zügen aufzwingt, die keinen Grund haben, vor der Enthüllung zurückzubeugen.«

»Ich?« rief Amadil aus, auf deren ganzes Wesen die Stimme, die in ihr Ohr tönte, eine eigenthümliche Wirkung auszuüben schien.

»So ist's, edle Frau,« fuhr der Verlarvte mit einem Nachdrucke fort, der Zeugniß davon ablegte, daß er mehr gewohnt war zu gebieten, als Befehle zu empfangen. »Ihr seid es, die mir die Larve aufzwingt, ich ehre euer Gebot, und mein Antlitz bleibt verdeckt. Allein gestattet mir, eben weil meine Behauptung eine wahre ist, daß ich

offen spreche zu der Frau, die ich über alles ehre, und welche die einzige, die erste und letzte ist, die ich je geliebt.«

In Amadil's ganzem Wesen sprach sich peinliche Befangenheit aus, sie wollte das Wort ergreifen, allein die Stimme versagte ihr, eine unwiderstehliche Kraft hielt ihre Zunge gefangen — ihre Gedanken flossen wirr durch einander.

»Edle Frau,« fuhr der Verlarvte fort, »nicht jede Maske ist aus Sammt geformt, nur allzu viele derselben sind unsichtbar und doch im Stande, wenn auch nicht die Züge, so doch die Geschichte eines ganzen Lebens, vergebene Schwüre, erstorbene Hoffnungen zu verhüllen. — Wünscht Ihr, daß ich eine Scene der Vergangenheit erzähle — die Geschichte eines sterbenden Jünglings in wüster Einöde? Wünscht Ihr, daß ich einer Heldenschlacht den Schleier der Vergangenheit entnehme, daß ich die Worte eines tapfern, zum Tode verwundeten Knaben wiederhole, dessen Maske der Zufall gelüftet, der unbewußt sein Geheimniß verrieth — ein Geheimniß, das ich treu bewahrt? Edle Frau! wünscht Ihr, daß ich im Angesichte dieser edlen Hochzeitgäste mein gutes Recht enthülle, auf diese Weise zur Lösung meines Lebensrathfels zu gelangen; nachdem Ihr stets der Larve Euch bedientet, während ich mein Antlitz frei und offen zeigte, so daß das ganze Land es kennt, und treu im tiefsten Herzen jeden Schatten jenes Glückes wahrte, das einst in meiner Jugend schönen Tagen mein Herz mir vorgespiegelt? Wollt Ihr dies Alles? spricht — ich werde Euch gehorchen.«

Amadil's Auge hing während dieser Worte unverwandt an dem Sprechenden, und gleichsam unbewußt suchte

ihre Rechte Rosa's Hand, die sie fest und fast krampfhaft drückte. Als der Verlarvte schwieg, rief sie mit unverkennbarem Entzücken aus: »Nein, nein! Die Entschädigung, die Ihr begehrt für jene längstentschwundenen Tage, hat nur Werth für uns beide. Behaltet eure Larve — ich bin bereit mit Euch vor den Altar zu treten — nicht um Euch mein Herz zu schenken — o nein! denn dies Herz gehörte nie einem Andern — allein um Euch die Hand zu reichen zum Pfande meines Schwures, daß eure Hoffnung Euch nicht täuschen soll, und daß das Gute, wird es uns auch spät gewährt, doch stets zu rechter Zeit vom Himmel uns verliehen wird und stets beglückend bleibt.«

»Hierin erkenne ich Dich!« rief, der Schwester Hand ergreifend, Petróczy lebhaft aus.

Der Verlarvte jedoch sprach mit tiefbewegter Stimme:

»Amadil! — soll ich die Larve abnehmen?«

»Nein,« entgegnete die schöne Frau mit jener Wärme, die ihrem Willen stets Gehorsam zu verschaffen wußte. »Vermag ich Euch doch keinen größeren Beweis meines Vertrauens zu geben, als wenn ich wünsche dies Antlitz zuerst als das Antlitz meines Gatten zu erblicken.«

Der alte Husar, der sich schon in der schönen Hoffnung gewiegt hatte, daß man nun zum Angriff blasen werde, gerieth mit allen seinen Ideen in die größte Verwirrung, sobald er Petróczy erblickte, und harrte von jenem Momente an mit lebhafter Neugier, doch ohne kriegerisches Sehnen, der Entwicklung der Begebenheiten. Manchmal blinzelte er mit den Augen und nach Amadil's letzten Worten murmelte er in den dichten grauen Schnurbart: »Ein verdammtes Weib! ich möchte wohl wissen, wo man ihres-

gleichen finden könnte! — Nun — sie kennt ihn — das ist klar — Na! hol' mich —« Was der alte Haudegen noch weiter zwischen den Zähnen murmelte, vermögen wir nicht aufzuzeichnen, denn der Hochzeitzug setzte sich in Bewegung und erreichte bald die Capelle, wo der Probst vor dem Altar des Brautpaares harrte.

Die heilige Handlung ward in schönster Ordnung zu Ende gebracht, und Amadil so wie der Unbekannte, dem sie sich verband, sprachen das entscheidende Ja mit lauter, fester Stimme aus.

Als die Trauhandlung vollzogen war, und der Probst den Segen über das Brautpaar ausgesprochen hatte, reichte der Gatte seiner Neuvermählten den Arm, während er mit der andern Hand die Larve abnahm. — — —

Conföderation.

I.

— — Es war Graf Nicolaus Bercsényi, dem sie Liebe und Treue geschworen. Ein neues, schöneres Leben erschloß sich vor Amadil, und ihr warmes, leidenschaftliches Gemüth hatte endlich das Element gefunden, zu welchem ihr geheimes Sehnen sie von jeher unwillkürlich hingezogen.

Falsche Scham ist vielleicht der Name, der am besten jene Empfindung bezeichnet, welche sie Bercsényi nach ihrer ersten Treulosigkeit so sorglich meiden ließ, die ihre Wange bei dem bloßen Gedanken erröthen machte, als die Gattin oder Witwe eines Andern jenem Manne gegenüberzu-

stehen, dem in der schwersten Stunde ihres Lebens jeder Blick des gebrochenen Auges, jeder Laut, der den im Todeskampfe bebenden Lippen entfloß, warme Liebe und ewige Treue zugesagt. Und eben weil sie ihn auch nach diesem Treubruche liebte, und keine Liebe frei von Eifersucht ist, konnte sie den Gedanken nicht ertragen, ihm unter diesen Verhältnissen entgegenzutreten und ihn für sich erkaltet zu sehen.

Petróczi bewahrte ihr Geheimniß treulich und verrieth nie mit einem einzigen Worte, daß Amadil und seine Schwester, die reiche und vornehme Frau, eine und dieselbe Person waren. Wie kam es demnach, daß er Bercsényi zur Entführung der eigenen Schwester hilfreiche Hand geboten?

Ein paar Worte werden es erklären.

Als Amadil nach des Bruders großmüthiger Handlungsweise sich inniger mit ihm befreundete, und das edle Herz des eigenthümlichen Mannes besser kennen lernte, hatte sie bald kein Geheimniß mehr vor ihm, und ihre Liebe für Bercsényi war ihm wohlbekannt. Darf es uns demnach überraschen, daß er, der vertraute Freund Bercsényi's, als dieser ihm seine Liebe für Amadil und alles, was er ahnte und vermuthete, gestand, ihm seine Mitwirkung bei dessen eigenthümlichem Wagnisse nicht versagte, ohne ihn jedoch ahnen zu lassen, daß jene Amadil, die dem Freunde später bald als Gräfin Erdödy, bald als Gräfin Draskovics erschienen war, seine eigene Schwester sei, besonders da er sich sagen mußte, daß diese, ungeachtet des scheinbaren Zwanges, im Augenblicke der Enthüllung sich unbeschreiblich glücklich fühlen würde. Er wußte recht gut, daß die schöne junge Frau für ihre beiden Gatten nichts Anderes

als Freundschaft und Achtung empfunden hatte, obgleich beide wackere und ausgezeichnete Männer gewesen, vorzüglich Draskovics, dessen Andenken im Herzen seiner Landsleute als Beispiel edler Charakterstärke und reiner Vaterlandsliebe fortlebte und stets fortleben wird. Wer wüßte nicht, daß er der berühmte Landrichter gewesen, der bei jenem wohlbekanntem, rasch zusammenberufenen Landtage in Preßburg es allein gewagt, sich den gesetzwidrigen Beschlüssen desselben zu widersetzen? Sein plötzlicher Tod ward deshalb auch fast allgemein einer Vergiftung zugeschrieben.

Petróczi's Vorgefühl hatte ihn nicht getäuscht, denn in Amadil's Herzen begann von dieser Stunde an ein neuer Frühling zu erblühen, es dünkte ihr, als ob ihr wahres Leben erst von dem Momente an begonnen habe, wo sie dem berühmten Nicolaus Bercsényi am Altare die Hand gereicht.

Es scheint uns überflüssig, ausführlich zu beschreiben, wie dieser schöne Tag verfloß. Nie ist die Heiterkeit lebhafter Freude inniger als in Augenblicken, wo wir uns sagen müssen, daß unseres ganzen Lebens Wohl und Wehe auf einem einzigen Würfel stand, und daß der Wurf gelungen ist.

Wir wollen hier nur noch erwähnen, daß am Abende des ereignißvollen Tages Apagyi mit seiner schönen Gattin, der lieblichen Terne, anlangte, und daß Bercsényi das eigentliche Hochzeitfest im Beisein Franz Rákóczi's in Rátka erst später mit orientalischer Pracht zu feiern gedachte. Allein deshalb war die Vorfeier in der kleinen Burg Brunok, die Bercsényi erst durch kaiserliche Beschlag-

nahme verloren und später wieder erobert hatte, nicht weniger heiter und belebt.

* * *

Bercsényi hatte, wie wir gesehen, selbst im Drange der Begebenheiten jener bewegten Zeit, ein paar Tage zur Ausführung seiner Pläne zu erübrigen gewußt, und nachdem schon seit geraumer Zeit Rafael, in seinem Auftrage, jeden Schritt und Tritt der schönen Gräfin Draskovics überwachte, ward das Wagniß mit Hilfe dieses kühnen Jünglings auch glücklich durchgeführt.

Trotz der Lederlarve hat wohl mancher unserer Leser in dem schlanken Anführer den kühnen Abenteurer bereits Rafael vermuthet, und wenn Bercsényi nicht persönlich dies kecke Unternehmen leitete, geschah es nur, um die Würze der Ueberraschung — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — nicht in voraus verdusten zu lassen.

Kurz nach seiner Vermählung nahm er abermals die Stellung ein, die das Interesse des Vaterlandes ihm zugewiesen. Amadil und Rosa blieben indessen im Schlosse Brunof, und Apagyi mußte den Bitten der schönen Gräfin Bercsényi nachgeben und seine Gattin für kurze Zeit bei ihr lassen, so daß die kleine Burg drei der schönsten Frauen Ungarns beherbergte.

Die Besatzung wurde verdoppelt und deren Befehligung dem kühnen Rafael übergeben, dem die Gräfin Bercsényi gern verzieh, was er gegen die Gräfin Draskovics verbrochen hatte.

* * *

Während dies alles vorkam, nahmen die Friedensverhandlungen ihren Fortgang, ohne daß jedoch deshalb

die Feindseligkeiten eingestellt wurden, denn die deutschen Heerführer kümmerten sich wenig um geschlossene Waffenstillstände und strenge Gebote, — wenn ihnen solche nämlich wirklich ertheilt worden waren, und nicht — wie dies mehr als einmal schon geschehen — zwei ganz entgegengesetzte Befehle ihnen zu beliebiger Verfügung standen. (30)

Kaiser Leopold ließ den Ungarn durch seine Friedensbevollmächtigten zu wissen geben, daß seine Diplome gegen sein Wissen und seinen Willen gebrochen worden; daß er allen Jenen Frieden und Verzeihung verheiße, die da glaubten, daß sie es waren, die — und zwar gar Vieles — zu verzeihen hatten. Allein wie viel Wesens hiervon war und wie weit man den schönen Verheißungen trauen durfte, erhellt aus nachfolgendem Rundschreiben Rákóczi's:

»Uberschrittene Gesetze, Verfolgung Unschuldiger auf bloßen Verdacht hin, Vergießung schuldlosen Blutes machen es uns zur Pflicht, lieber zu siegen oder zu sterben, als das schwere Joch, das wir abzuschütteln suchen, unsern Nachkommen abermals auf den Nacken zu legen. Wer vermöchte an die Dauer und die Aufrichtigkeit des verheißenen Friedens zu glauben, nachdem gerade jetzt, wo man uns durch dessen Vorspiegelung zu blenden wünscht, die hohe Pforte insgeheim durch die deutsche Regierung aufgefordert ward, die Waffen gegen Ungarn zu ergreifen; wenn dem Meuchelmörder, der mir nach dem Leben trachtet, reicher Lohn verheißen wird! Der König behauptet, daß seine Diplome gegen seinen Willen und ohne sein Wissen gebrochen wurden, und dennoch wird die Vermin- derung der drückenden Abgaben erst auf irgend einen künstig zu haltenden Landtag hinausgeschoben; unter ähnli-

chen Verhältnissen ließe sich wohl eher die Erneuerung gesetzwidriger Willkür voraussehen, als die Milderung bisherigen Druckes. «

Paul von Dkolicfányi's sträfliche Umtriebe begannen in reichem Maße ihre giftigen Früchte zu tragen. Er suchte nicht nur durch übertriebene Gerüchte von einem nahestehenden Friedensschlusse mit Ludwig XIV. und der Hilfe, die Preußen zu leisten bereit war, die Furchtsamen einzuschüchtern, sondern ließ auch nichts unversucht, um die Herzen der zahlreichen Protestanten dem katholischen Rákóczi zu entfremden.

Mancherlei offen aussprechend und noch mehr ahnen lassend, schlich er sich in das Vertrauen der Wankenden und Zweifelnden, und ehe noch das Gift, das er heimlich braute, in Wallung gerieth, war die Spaltung zur Wirklichkeit geworden und harrte nur einer günstigen Gelegenheit, um offen an's Tageslicht zu treten. (*)

Mit beispielloser Geduld erneute Rákóczi die Friedensunterhandlungen, und vielleicht wären sie auch nicht ohne Erfolg geblieben, hätte der zügellose Geister seinen Haß gegen alles, was Ungar hieß, im Zaume zu halten, und das Resultat der gepflogenen Berathungen abzuwarten vermocht. Allein während er an der mährischen Grenze das Uebel und die Verwirrung stets ärger machte, wußten an den Ufern der Leitha Simon Forgách und Anton Eötvös sich alles unterthan zu machen.

Das Kriegsglück Rákóczi's wuchs in so hohem Maße, daß der auf den Rath Prinz Eugens von Savoyen in Vorschlag gebrachte allgemeine Waffenstillstand keineswegs

mehr vortheilbringend für die Aufständischen, sondern im Gegentheile nachtheilig für sie gewesen sein würde. (²¹)

Paul Széchenyi's dringendes und wiederholtes Verlangen, die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, beantwortete Rákóczi offen, doch energisch, bemerkend, daß in allen Documenten sein Name verächtlich gemieden werde, und General Heister, die angeknüpften Friedensunterhandlungen nicht in Betracht ziehend, selbst in Széchenyi's eigenen Besitzungen wie in Feindesland fenge und brenne, und fügte hinzu, daß die Sachen bis auf einen Punkt gediehen seien, wo man sich ernstlich fragen müsse, wer denn eigentlich der Herrscher sei, und wessen Wille hier entscheide. (²²)

Indessen kam kein Beschluß zu Stande. Prinz Eugens von Savoyen und Marlborough's Siege über die Baiern und Franzosen bei Schellenberg und Hochstädt brachte die deutschen Machthaber zu der falschen Ansicht, daß die Mißvergnügten — denn diese Benennung legten sie den Ungarn in allen officiellen Documenten bei — bei dem geringsten ihnen gebotenen Hoffnungsstrahle demüthig Knie und Nacken beugen würden.

Sie irrten sich und bewiesen abermals, daß sie den Charakter der Ungarn nicht kannten. Lieferte diese unglückliche Nation jemals Beweise unüberwindlicher Festigkeit und vielleicht manchmal unheilbringenden Starrsinnes, so geschah dies stets in den verzweifeltsten Momenten ihrer großartigen Kämpfe, in Momenten, wo alles von einem einzigen Wurfe abzuhängen schien.

Dies war auch jetzt die Ursache, daß die Friedensunterhandlungen erfolglos blieben, daß alles abermals zu

den Waffen griff, und alle schönen, trügerischen Redensarten in dem Donner der Kanonen ihre Antwort fanden. (*³)

In Siebenbürgen mehrte sich die Zahl der ungarischen Truppen von Tag zu Tag, allein sie fanden in Bussi Rabutin einen energischen Gegner, der indessen, wenn er ihnen auch jeden Schritt erschwerte, doch die wachsende Flut nicht einzudämmen vermochte, denn nach jeder erlittenen Niederlage schien die Armee der Ungarn sich zu mehren, statt zu verringern.

Michael Teleki — der Zweite dieses Namens — und Paul Kassai verfügten bereits über mehr als 10,000 Mann, und außerdem war das Land noch von zahllosen kleineren Truppenabtheilungen überflutet. (*⁴)

Radvánszki hatte, wie wir gesehen, eine der zahlreichsten dieser Heerschaaren für Rákóczi gewonnen, und eilte dann nach Gyula-Fehérvár, wo alle Getreuen Rákóczi's sich versammelt hatten und ihn feierlich zum Fürsten Siebenbürgens erwählten.

Die Furchtsamsten und unter diesen die zaghafteste Nationalität des Landes, die Sachsen, strömten nach Hermannstadt und steckten dort erschrocken die Köpfe zusammen wie die Kinder am Vorabende des Sanct-Nicolaustages, wenn der heiliggesprochene Bischof ihnen mit der goldenen Ruthe bewaffnet erscheint, um dort nach altem guten Brauche zu protestiren. Ganz Hermannstadt war in diesen Tagen eine einzige große Protestation und das erste Wort eines Jeden, der Einlaß gewann in dessen Mauern, war: »Ich protestire!«

Sie protestirten gegen alles — gegen Gutes und

Böses, und ließen kein gutes Haar an Rákóczi und dessen Getreuen; sie warfen sich in liebender Begeisterung auf die Knie und riefen aus: »Hier, o Herr! hier liegen wir im Staube vor Dir, klopfenden Herzens und thränenden Auges, und harren dessen, was Du über uns verfügen wirst.« (45)

Und nachdem sie so zerknirschten Herzens Siegel über Siegel auf die protestirenden Documente gedrückt, sanken Sachsen und Ungarn sich gerührt in die Arme und ihre Thränen mengten sich. Selbst der heldenmüthige Sachsegraf schluchzte gleich dem Kinde an der Mutterbrust. — O, es war dies ein großer, ein erhebender Moment, und noch heutigen Tages ist jeder wahre Sachse stolz auf diese Stunde edlen Heldenmuthes in der Geschichte seines Stammes.

Dkolicsányi war der böse Geist der scheinbaren Friedensunterhandlungen, die inneren Spaltungen zur Decke dienten. Er wußte jede Leidenschaft auszubeuten, und seine wüste Seele scheute sich nicht in diesen schweren, ernsten Tagen selbst religiöse Zwistigkeiten zur Erreichung seiner Zwecke hervorzurufen und auszubeuten.

Die Protestanten traten mit mächtigen Forderungen wegen Entschädigung für die unter Leopold I. confiscirten Kirchen auf. Dkolicsányi wußte selbst den Papst in seine Umtriebe zu verflechten, indem er dem Kaiser vorpiegelte, daß Rákóczi die Absicht habe, die Religionsfreiheit der Katholiken zu verkürzen, und so den obersten Kirchenfürsten dazubringen suchte, daß er Ludwig XIV. zur Neutralität den Interessen der Ungarn gegenüber ermahne.

Dies alles gelang, und der König von Frankreich

ließ durch seinen Gesandten Rákóczi zu wissen thun, daß er Bestrebungen gleich den seinen nicht länger hilfreiche Hand bieten könne. (*6)

Es gelang Rákóczi die Welt eines Besseren zu belehren, und so mächtig war die Kraft der Wahrheit ungeachtet des Verdachtes, den Dcolicsányi in drohendem Maße zu erregen gewußt, daß man endlich die sträfliche List zu durchschauen begann, und sich alles eifriger als jemals um den Fürsten scharte.

Adam von Bay und Alexander von Ottlik, beide Rákóczi unbedingt ergeben, machten zuerst die Entdeckung, daß Dcolicsányi gewesen, der diesen tiefgewurzelten und weitverzweigten Verrath erfunden und durchgeführt. Denn waren auch bisher die Wirkungen desselben nur zu augenscheinlich, so hatte der Ränkeschmied selbst sich doch geschickt zu verbergen gewußt, ja sich sogar scheinbar den treuesten Anhängern Rákóczi's beigelegt. (*7)

Bei der Zusammenkunft in Schemnitz erschienen von Seiten des Königs der Erzbischof Széchenyi, Graf Stephan Kohári, Graf Dominik Lamberg und der Vicekanzler Freiherr Thomas von Seilern, der zwar beschränkten Verstandes war, allein diesen Mangel durch Eigensinn und Ränkesucht zu ersetzen wußte. Rákóczi entsandte dahin den Grafen Nicolaus Bercsényi, Grafen Michael Mikses, Sigmund von Jánoki und Paul von Ráday, die er mit unbeschränkter Vollmacht versehen. Die Repräsentanten Englands und Hollands fanden sich gleichfalls ein.

Nie konnte man sich deutlicher überzeugen, daß es der Wiener Regierung nur darangelegen war, die Sache in die Länge zu ziehen, als während dieser Verhandlung-

gen, die durch einen vierzehntägigen Waffenstillstand begünstigt wurden.

Seilern's maßlose Weitschweifigkeit und jene kindische Kleinlichkeit, mit welcher er überall und bei jeder Gelegenheit Anstand zu finden mußte, erschöpften endlich selbst Széchényi's osterprobte Geduld, und der greise Erzbischof sprach sich dahin aus, daß er zu seinem Bedauern wahrnehmen müsse, wie der Herr Vicekanzler, trotz des entschiedenen guten Willens Sr. Majestät des Kaisers, nur deshalb überall Anstände aufzufinden wisse, um Zeit zu gewinnen. (*⁸)

Auch die Schemnitzer Zusammenkunft blieb erfolglos, denn Rákóczi, der nur durch Széchényi's dringende Bitten sich dazu bewegen ließ, den vierzehntägigen Waffenstillstand bis zu Ende des Monats October auszu dehnen, setzte unfehlbar nach dem Verstreichen des letzten Tages seine Truppen in Bewegung und die Versammlung zerstreute sich. Nur Paul Széchényi blieb, vorzüglich auf die Bitten der Bevollmächtigten Englands und Hollands, in Rákóczi's Nähe.

Während der Dauer der Berathungen weilte Rákóczi, zur Herstellung seiner ernstlich erschütterten Gesundheit, im Badeorte Bichnye. (*⁹) Von dort aus richtete Széchényi ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er erklärte, daß nur des Vicekanzlers Eigensinn und Ungeschicklichkeit es gewesen, die jedes Resultat der gepflogenen Verhandlungen unmöglich gemacht; denn er habe sich nicht entblödet, von den Ungarn zu verlangen, daß sie, die Sieger, bei den Besiegten um Gnade flehen, mehr als hundert Meilen des gewonnenen Territoriums umsonst

zurückerstatten, die Waffen strecken und den Nacken freiwillig wieder unter das bereits abgeschüttelte Joch beugen sollten. (50)

Am 8. Mai des Jahres 1705 gab Kaiser Leopold I., nach einer Krankheit von wenigen Wochen, im 65. Jahre seines Lebens den Geist auf, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert auf dem Throne gesessen, während welcher Zeit die unumschränkten Machthaber jener Epoche in seinem Namen das Szepter schwangen.

Sein Leben verging unter fortwährenden Kämpfen, erfolglosen Berathungen und blutigen Hinrichtungen; die Thränen flossen vor, nicht nach seinem Ende, und nicht Dankbarkeit, wohl aber die zweifelhafte Hoffnung auf eine bessere Zukunft folgten ihm in's Grab. Wie von jedem Thronfolger, hegten auch von Joseph I. Diejenigen große Hoffnungen, die im Personenwechsel auch den Wechsel der Ansichten und Principien zu sehen wähnen, und, von Leiden bedrückt, Erleichterung prophezeien, während sie, vom Glücke begünstigt, vor Gefahr erbeben, welche die Zukunft bringen könnte; — mit einem Worte, die große Schaar der unthätig Harrenden, Fürchtenden und Hoffenden.

Joseph I. bestieg den Thron in dem Augenblicke, der in den Bedrängnissen des regierenden Hauses gleichsam den Wendepunkt bildete. Man wußte, daß er selbst während seines Vaters Lebzeiten sich nicht abgeneigt gezeigt, hinsichtlich der Unabhängigkeit Ungarns mit Rákóczi ein geheimes Bündniß zu schließen, so zwar, daß er die Regierung Ungarns, als eines von den übrigen Erbstaaten

gesonderten Reiches, noch während Leopolds Regierung zu übernehmen gedenke.

Das Gerücht dieses durch Simon Forgách dem Fürsten übersandten Vorschlages hatte sich unter den Führern der ungarischen Bewegung verbreitet, obgleich nur Rákóczi allein Gewisses über diesen Schritt des Thronerben wußte. (⁵¹)

Daß dies Gerücht dem neuen Herrscher so manche Sympathien zuführte, ist wohl natürlich, und wandte sich später das Blatt, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß der junge König, von seinen Bevollmächtigten bethört, mit seinen Vorfäzen nicht im Reinen war und der in ihrem Glauben und ihrem Vertrauen so oft und schmerzlich getäuschten Nation kein genügendes Pfand seiner Aufrichtigkeit und guten Absichten geben wollte. (⁵²)

Daß Rákóczi für sein eigenes Interesse nur wenig, für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes hingegen alles that, beweist sein ganzes Leben, so wie die Geschichte und seine eigenen Memoiren. Er war einem redlichen Friedensschlusse niemals abgeneigt, dies geht aus allem bereits Gesagten, hauptsächlich aber aus dem Umstande hervor, daß er sich so oft und bei so verschiedenen Gelegenheiten bereit zeigte, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

II.

Im Monate August desselben Jahres ließ Rákóczi, nach altem Brauche, einen Landtag auf dem Rákosfelde verkünden, denn er wollte hierdurch in der Brust der Nation erhabene Erinnerungen der Vorzeit erwecken. Allein

später hielt er es für zweckmäßiger, der Versammlung einen andern Platz anzuweisen; er versetzte sie daher nach dem Orte Széchenyi in der Neograder Gespanschaft, wo die Abgesandten des Königs sie leicht erreichen konnten.

Weder Joseph I. noch Rákóczi hatten bisher die Hoffnung eines friedlichen Vergleiches aufgegeben, und deshalb befand sich der Erzbischof von Kalocsa noch immer im Gefolge des Fürsten; aber die österreichische Regierung ließ ihn eifrig überwachen, ja der Erzbischof vermuthete sogar einen Vergiftungsversuch, der jedoch gescheitert war. ⁽⁵³⁾

Rákóczi wollte nicht als Oberhaupt und Heerführer, sondern einfach als ungarischer Edelmann an den Landtagsberathungen theilnehmen; Bercsényi jedoch, der den Geist seiner Landsleute besser kannte, suchte ihn dazu zu vermögen, daß er gebietend auftrete, und die Berathungen persönlich leite. Allein die Bitten und Ansichten seines Freundes vermochten Rákóczi's uneigennütigen und bescheidenen Entschluß nicht zu erschüttern. ⁽⁵⁴⁾

Alle Gespanschaften Ungarns, fünf ausgenommen, welche zur Zeit von deutschen Truppen besetzt waren, und alle königlichen Freistädte wurden bei diesem denkwürdigen Landtage vertreten.

Paul von Okolicsányi versuchte es auf's Neue, Zwietracht zu säen zwischen den Katholiken und Protestanten, und es gelang ihm leider die kaum gehobenen Spaltungen abermals in's Leben zu rufen; denn die Protestanten wählten Johann von Radványzky zu ihrem Oberhaupte und begannen gesonderte Berathungen zu halten. ⁽⁵⁵⁾

Diese Spaltung machte gar viel böses Blut, und

Bercsényi that öffentlich die Aeußerung, daß dies alles einzig und allein die Folge davon sei, daß das Land kein erwähltes Haupt besäße.

»Vor allem laßt uns fest zusammenhalten,« so sprach er, »wenn wir Einheit und kräftiges Wirken ersehnen, und deshalb sei unsere erste Sorge ein Oberhaupt zu wählen, von dem das Land abhängt, dessen Person uns alle vereint.«

Er setzte noch hinzu, daß dieser Bund nicht gegen die Person Josephs I. geknüpft werde, dessen friedliche Absichten Niemand bezweifeln wolle; wohl aber um gegen die sträflichen Umtriebe, welche sich im Schooße der Nation selbst nur zu fühlbar zu machen begannen, im Zaume zu halten und dem Willen derselben rasche und sichere Erfüllung zu verschaffen.

Der Landtag erwählte einstimmig Franz Rákóczi zum Fürsten von Ungarn und zum Oberhaupte der Verbündeten. (50)

Die allgemeine Begeisterung, welche ihn zu dieser mehr als königlichen Würde erhob, so wie die Namen der fünf und zwanzig Ráthe, welche ihm beigegeben wurden, führen den unumstößlichen Beweis des unbedingten Vertrauens, welches die Nation in den Verstand, den Charakter und die Energie des kaum neun und zwanzigjährigen Rákóczi setzte. (51)

Er legte öffentlich vor dem Altare auf das Evangelium den Schwur ab, daß er das Bündniß, welches zur Wahrung der Geseze und Freiheiten Ungarns geschlossen worden, gleich seinem eigenen Leben vertheidigen, und nie in Wort oder Handlung demselben entgegentreten

wolle; daß er zu dessen Kräftigung beflissen sein werde, im Auslande Bündnisse zu suchen, daß er der Sache der Freiheit nie treulos werden, und endlich, daß er die nationalen und religiösen Rechte der Nation treulich wahren und alle künftigen Beschlüsse der verbündeten Stände treu und energisch vollstrecken wolle.

Nach diesem Schwure, den der greise, ehrwürdige Bischof von Erlau, Telekési, ihm vorsagte, setzten die Großen des Reiches mit unbeschreiblicher Begeisterung den neu erwählten Fürsten auf ein Schild, und hoben ihn unter endlosem Jubelgeschrei und dem Donner der Kanonen auf ihren Schultern hoch empor.

Sobald die Ruhe einigermaßen hergestellt war, legten die geistlichen und weltlichen Stände den Treuschwur ab, und die hierauf bezüglichen Documente wurden von jedem Einzelnen persönlich unterschrieben und mit den gebräuchlichen Siegeln versehen. Jedes derselben ward in drei Exemplaren verfaßt und unterzeichnet, deren eines Rákóczi, das zweite dem Primas von Polen übergeben und das dritte dem Churfürsten von Hannover zugesendet ward. (58)

Zur Verwaltung des Staatsschatzes wurden ein Präsidant und vierzehn Ráthe ernannt.

Unter den übrigen denkwürdigen Beschlüssen dieser Versammlung dürfen wir denjenigen nicht vergessen, der entschied, daß die Jesuiten Ungarns von denen Oesterreichs gesondert und einem eigenen Provinzial untergeordnet werden sollten. Wir müssen uns hierbei unwillkürlich jenes Auftrittes erinnern, wo Margarethe von Hessen-Darmstadt dem Jesuiten Kellio, für den Fall von Rákóczi's Befreiung und dem Gelingen seiner Sache, ein

diesem Beschlusse ähnliches Versprechen leistete. (59) Beschlossen ward noch ferner, daß die Jesuiten gehalten sein sollten, die durch Trug und List in ihre Hände gerathenen Kirchengüter herauszugeben, oder falls sie sich dessen weigerten, das Land zu verlassen.

Die mit Beschlag belegten Besitzungen Emerich Tökölyi's, so wie aller Jener, die in Esperies und an so vielen anderen Orten hingerichtet worden, sollten deren Familien zurückerstattet werden. (60)

Nicht ohne Mühe gelang es Rákóczi, endlich auch die Religionsstreitigkeiten auszugleichen.

So endete jene denkwürdige Versammlung, bei welcher die Nation in ihrer vollen Größe auftrat und die Berathungen mit ernster Würde, obgleich lebhaft und mit Wärme, gepflogen wurden.

Während der Landtag in Szécheny, zum Troste der Witwen und Waisen, das Vermögen der Gemordeten zurückerstattete, während die deutsche Kammer dem reichen Besizthume Emerich Tökölyi's zu entsagen sich gezwungen sah — während dies alles stattfand, schied Tökölyi, den sein Stieffohn Rákóczi gesund und kräftig wähnte, in Nicodemien als Verbannter vom Leben.

Weshalb welken die Blätter der hundertjährigen Eiche? Hat vielleicht der Herbst ihre Laubkronen gebleicht? der Blitz den kräftigen Stamm getroffen? Nein — o nein! — Gar mancher Winter hat den stolzen Baumriesen in Eis gehüllt, gar mancher Sturm in seinen Zweigen gewühlt — und er schien sich zu verjüngen, statt seine Kraft zu verlieren. Es ist ein anderes Uebel,

das ihn verzehrt: ein Wurm nagt an seinen Wurzeln — er barg den Engel der Verheerung in seinem Herzen!

An dem Leben des kaum siebenundvierzigjährigen Tökölyi nagte der Geist des Verderbens. Er duldete Vieles, ertrug gar Schweres, denn ein Engel wachte über ihm — die herrliche Helene Zrinyi. Allein das Vaterland war das Element des kräftigen Mannes! Getrennt von demselben war seine Existenz aus ihren Angeln gehoben. Er wußte nicht, was ihm fehlte — er war nicht krank, er fühlte keinen Körperschmerz; allein ein lähmendes Gewicht senkte sich nach und nach auf seine Seele, sog seine Lebenssäfte auf, und eines Morgens fand ihn die liebende Gattin leblos auf seinem Lager.

Niemand wußte zu sagen, wie er gestorben; sein Antlitz war ruhig und friedlich, die Hände auf der Brust gekreuzt, die Augen geschlossen, als habe der Geist des gequälten Vaterlandes sie ihm zugedrückt.

Helene Zrinyi, deren liebender Blick nichts zu täuschen vermochte, sah dies schöne, hoffnungsvolle Leben schwinden; sie zählte die Blätter, welche dem sterbenden Baume entsanken, die Zweige, wie sie nach und nach vertrockneten; nur eine Hoffnung besaß sie noch: mit dem Gatten zu sterben, mit ihm zugleich in ein besseres Leben überzufiedeln.

Der Himmel wollte es nicht also — sie mußte den bitteren Kelch des Leidens bis auf die Hefe leeren. Es schien, als nähre sie der Schmerz; sie ward zu einer Pflanze, deren Wurzeln der Thau der Thränen erfrischt. Entschlossen, heldenmüthig war ihr stummes Dulden, und vielleicht überlebte sie den geliebten Gatten nur, weil sie

ihren Schmerz lieb gewann, und sich nicht von demselben trennen konnte, wie der Bewohner des hohen Nordens den Schnee und die Eisberge seines Vaterlandes liebt, wo die Sonne nicht wärmt und das kalte Nordlicht seine Strahlenkrone entfaltet. (61)

Am 30. October desselben Jahres begannen abermals die Friedensunterhandlungen. Es war an einem Freitage, daß Dreizehn an der Zahl zusammentraten, um mit dem Messer in der Hand über die Haut des noch lebenden Löwen zu verfügen. (62)

Während die Berathungen von Seiten der Ungarn mit Energie und Vorsicht, von Seiten der kaiserlichen Bevollmächtigten bald mit heuchlerischer Nachgiebigkeit, bald mit ermüdender Kleinlichkeit gepflogen, ihren Fortgang nahmen, brachen die kaiserlichen Truppen in Siebenbürgen ein. (63)

Herbeville lagerte bei Großwardein. Kaum erfuhr Rákóczi, daß er sich von dort aus nach Siebenbürgen begeben wolle, so verließ er die Széchenyer Versammlung, und kam mit einer Anzahl wohleingeübter Truppen dem deutschen General zuvor.

Er schlug sein Lager bei Grespatak auf, befestigte es sogleich nach Karika und Sibó zu, und verschanzte alle Zugänge.

Er selbst eilte voraus und besuchte Graf Ladislaus Csáki auf seinem Gute Szurdok. Dies geschah gerade am St. Martinstage. Graf Csáki ließ auf einem offenen Berggipfel ein offenes Zelt aufschlagen, und bewirthete dort, von wo aus man die ganze Gegend überblicken konnte, seinen hohen Gast.

Rákóczi war durch seine Kundschafter von dem Vorrücken General Herbeville's und seinen täglichen Ruhepunkten unterrichtet und wußte auch, daß er bei Harika, zur Rechten Sibó's, in Siebenbürgen einzudringen gedachte. Dies war der Grund, weshalb der Fürst sein Lager so umsichtig verschanzt hatte.

Der Pfarrer von Sibó, der insgeheim im Solde der deutschen Heerführer stand, ließ Herbeville zu wissen thun, daß nach Karika zu die Verschanzungen so fest seien, daß er umsonst versuchen würde von jener Seite einzudringen, allein gegen Sibó seien sie noch nicht beendigt, so daß er, falls er sich beeilen wolle, den Weg noch offen finden würde.

Der Pfarrer selbst brachte diese Nachricht zur Nachtzeit in's deutsche Lager. Herbeville wendete sich sogleich zur Linken und führte seine Truppen in Eilmärschen bis zu Rákóczi's Lager, das er unvorzüglich angriff.

Stephan von Wesselényi lebte zu jener Zeit auf seinem Gute Sibó, ohne jedoch an den Bewegungen Theil zu nehmen, obgleich er ein eifriger Verehrer Rákóczi's war.

Er saß gerade mit dem Fürsten und Ladislaus Csáki in dem erwähnten Zelte am Mittagstische, als ein Bote mit der Nachricht heransprengte, daß Herbeville vor den Verschanzungen von Sibó stehe.

Alle sprangen erstaunt von ihren Sitzen, schwangen sich auf ihre am Fuße des Felsens harrenden Rosse und ritten eilig Sibó zu.

Dort angelangt bestieg der Fürst sogleich, um des Feindes Stellung besser übersehen zu können, den pyra-

midenförmigen Berg bei Sibó, welcher von jenem Tage an Kákóczi-Berg genannt wurde.

Während auf sein Gebot die Truppen eiligst nach Sibó zu marschirten, besetzte Herbeville das linke Ufer der Szamos mit seinem rechten Flügel; sein Centrum und linker Flügel waren in den Waldungen verborgen.

Kákóczi traf rasch die nöthigen Anordnungen; der rechte Flügel seiner Truppen ward von Simon Forgách befehligt; Herbeville griff ihn unverzüglich an, und die halb fertigen Verschanzungen durchbrechend überschritt er die Grenzen des Landes.

Die Schlacht war eine der blutigsten, und viertausend Todte, welche Forgách zu beklagen hatte, legten Zeugniß ab von dem Heldenmuth, mit welchem seine Truppen kämpften.

Der Verrath des Sibóer Seelsorgers trug seine Früchte; nebst Tausenden von Gefallenen wurden zwanzig Kanonen und fünfzig Fahnen die Beute Herbeville's. Der Kampf war noch nicht beendet, als Wesselényi von dem Verrathe des Pfarrers benachrichtet wurde, der bei seiner Rückkehr aus Herbeville's Lager in die Hände der Ungarn gerathen war. Unverzüglich ließ er der Kirche gegenüber einen Galgen aufrichten und den geistlichen Herrn an demselben aufknüpfen. (64)

Siebenbürgen fiel in die Hände des Kaisers, und die nach Hermannstadt berufenen Stände schworen, durch die Freudenthränen der heldenmüthigen Sachsen begeistert, dem Monarchen abermals ein Stückchen den Umständen angepaßter Treue, vernichteten die Wahl Kákóczi's und

sangen mit andächtiger Miene und hinter dem Rücken geballten Fäusten ein Te Deum.

Während die Siebenbürger dem Kaiser huldigten (⁶⁵) und das ihrer harrende Glück durchaus nicht gehörig zu würdigen vermochten, sah Kaiser Joseph sich in Wien gleichfalls nicht auf Rosen gebetet. Die Schaar der Wiener Höflinge war dem Jagdvergnügen ganz besonders hold, und diese Herren ließen sich vor allem sehr gern herab, Hasen und andere reißende Thiere persönlich auf Korn zu nehmen, allein für den Augenblick mußten sie diese edle und nützliche Vergnügen entbehren.

Die Ursache dieser Unannehmlichkeit war die unzarte Keckheit des blinden Batthyány, Rákóczi's vom Gemeinen bis zum General avancirten Getreuen, der sich so weit vergaß, daß er, die Gegenwart so hoher Persönlichkeiten wie Kinsky, Strattmann, Kaunitz und Andere gar nicht in Betracht ziehend, welche die Hauptstadt bewohnten und dem edlen Waidwerke fröhnten, mit unmanierlicher Zudringlichkeit von den Grenzen von Slavonien bis zu den Vorstädten Wiens sengte und brannte und noch gar manche andere Unschicklichkeiten beging. Er nahm Pápa, Simon-tornya und Stuhlweissenburg ein, plünderte und brandschatzte Kőszeg, jagte den Ban von Croatien, Johann Palfi, aus dem Lande und verfolgte ihn bis Wiener-Neustadt. (⁶⁶)

Der Kaiser ließ nichts unversucht, um Rákóczi zu einem Friedensschlusse und, bis dieser zu Stande kam, zu einem Waffenstillstande zu vermögen. Während der ersten Hälfte des Jahres 1706 berieth man sich in Miskolcz und Nagy-Sombat über die Bedingungen des zu schließenden Ver-

gleiches, bis endlich in Preßburg zu Anfang Mai ein zweimonatlicher Waffenstillstand zu Stande kam.

Joseph I. wollte diese Zeit nicht ungenützt lassen, und da er wußte, wie sehr Rákóczi seine Gattin liebte, und wie lange er bereits von ihr und seinen beiden Söhnen getrennt war, ertheilte er der Fürstin auf ihre erste Anfrage die Erlaubniß, sammt ihren Kindern den Fürsten zu besuchen, dessen Lager sich zu jener Zeit in Neutra befand. (67)

Seit dem Széchenyer Landtage hatte Rákóczi's Hofhaltung eine durchaus fürstliche Färbung angenommen, da seine Würde als Haupt der Conföderation und erwählter Fürst Siebenbürgens ihm dies gleichsam zur Pflicht machte.

Er entfaltete daher viel größere Pracht, und war von einem weit zahlreicheren Gefolge umringt als zu der Zeit, wo wir ihn in der Burg von Sáros gesehen. Nicht nur die Edelleute und Hofbeamten, die ihn umgaben, sondern auch seine glänzende Leibwache hoben die Pracht und das Ansehen seiner Hofhaltung. Sie bestand aus einem ganzen Regimente, war in feines Scharlachtuch gekleidet, und trug Liegerfelle über die Schulter geworfen.

Hielt er sich auf einer seiner eigenen Besitzungen auf, so waren sein Tisch und seine Gemächer wahrhaft königlich; dieselbe Pracht bewahrte er bei den häufigen Marschen und Lagerungen in seinem palastähnlichen Zelte. Mit einem Worte alles bekundete die mehr als königliche Macht, die dieser außergewöhnliche Mann in seinem schönen und reichen Vaterlande übte.

Daß er sich dieser Pracht, diesen höfischen Sitten und Ceremonien unterwarf, war ein Opfer, das er seiner Na-

tion und der Würde, die sie ihm auferlegt, brachte; denn seine freie Seele, sein offenes, einfaches Wesen fühlte sich durch dies alles beengt und bedrückt. (68)

Zu Anfang des Frühlings langte die Fürstin mit ihren beiden Söhnen in Neutra an, wo ihr Gatte sie mit seltenem Glanze empfing. (69)

Der erste ungestörte Augenblick nach diesem feierlichen Empfange gehörte zu Rákóczi's schönsten Stunden. Er glich der Demantagraffe, die den flatternden Mantel der Zeit zusammenhält und im weiten Felde der Rück-erinnerungen einen erquickenden Ruhepunkt bildet.

Von Neutra aus begab sich der Fürst mit seiner Gemalin erst nach Kis-Tapolcsány und sodann nach Ersek-Ujvár, wo er ihr eine bequemere und glänzendere Wohnung zu bieten vermochte.

Wie sehr sich Rákóczi darnach gesehnt hatte, seine Gattin wiederzusehen, wußte man im Wiener Hoflager zu gut, und Joseph I., dem daran gelegen war, Rákóczi in dem Wahne zu erhalten, daß er ihm persönlich zugethan sei, wollte die Fürstin nicht zur Ueberbringerin irgend eines Friedensantrages machen; denn er glaubte Rákóczi inniger von der Reinheit seiner Absichten zu überzeugen, wenn er ihn nicht durch seine Gattin zu gewinnen suchte.

Dies alles klingt gar schön, allein demungeachtet verlor der Wiener Hof das Ziel, das er sich vorgesteckt, keinen einzigen Moment aus dem Auge.

Zur selben Zeit erhielt Graf Bratislaw, Kanzler von Böhmen, ein Liebling des Kaisers, und Graf Aspremont's persönlicher Freund, den Auftrag, sich unter irgend

einem wahrscheinlichen und annehmbaren Vorwande eiligst an das Hoflager Rákóczi's zu begeben.

III.

Es war dies derselbe Bratislaw, dem wir in früheren Zeiten im Pragerkloster begegneten, und dessen Gattin später die vertraute Freundin der Gräfin Aspremont ward.

Er konnte daher keinen besseren Vorwand wählen, als einen Besuch bei der Fürstin Rákóczi, der wohlwollenden Freundin seiner Gattin, die er hoch verehrte und deren Gatten er einst Freund genannt.

Bratislaw hatte vom Kaiser den Auftrag empfangen, nichts unversucht zu lassen, um Rákóczi zu einem friedlichen Ausgleiche zu bewegen. (70) Dieser, obgleich er in voraus von dem Vorhaben Bratislaw's unterrichtet war, that doch, als wisse er nicht um seine Ankunft; als jedoch sein ehemaliger Freund der Fürstin seine Aufwartung machte, eilte er nach den Gemächern derselben, und mit herzlichem Entgegenkommen die einstige Freundschaft erneuernd, ließ er sich mit Bratislaw in ein lebhaftes und offenes Gespräch ein.

Bratislaw versicherte dem Fürsten, daß des Kaisers persönliche Zuneigung für ihn sich nicht vermindert habe, daß er bereit sei, nicht nur Vergangenes zu vergessen, und ihn im Besitze aller seiner Güter zu belassen, sondern ihm überdies auch ein deutsches Fürstenthum zu verleihen, wenn er dem Fürstenstuhle Siebenbürgens auf immer entsagen wolle. (71)

Während er sprach, ruhte der Fürstin forschendes

Auge auf den edlen Zügen ihres Gatten, als wünschte sie dessen Gedanken und Entschlüsse zu errathen. Sie schien mit Bratislaw nicht einer Meinung zu sein, obgleich man sah, daß dieser aus Ueberzeugung sprach und wirklich glaubte, daß Rákóczi, in seinem eigenen Interesse, nichts Besseres thun könne, als in Betracht der Wandelbarkeit des Kriegsglückes einen vortheilhaften, ehrenhaften Frieden zu schließen und dem unaufhörlichen Blutvergießen ein Ziel zu setzen. Er achtete Rákóczi, war jedoch in seinen Ansichten viel zu sehr durch langgehegte Vorurtheile befangen, um seinen ganzen Werth, so wie die volle Reinheit und Uneigennützigkeit seines Charakters vollkommen aufzufassen und zu würdigen.

Rákóczi hörte den Freund ruhig zu Ende, der nicht nur den ganzen Vorrath seiner glänzenden Verheißungen vor ihm ausbreitete, sondern auch durch authentische Documente bewies, daß er im Stande sei, seinen Worten Tragweite zu verleihen, und rief dann lebhaft aus:

»Freund Bratislaw! wollte ich nur mein eigenes Interesse in Betracht ziehen, so sind des Kaisers Anträge offenbar weit günstiger für mich als die Waffen, welche ich für meines Vaterlandes Freiheit ergriffen; allein fern sei es von mir, bloß an mich selbst zu denken. Seitdem die Wahl, der freie Wille der Nation mich an die Spitze der Bewegung gestellt, ward mir's zur zweifachen Pflicht, dem in mich gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Nicht ich war es, der sich um den Fürstenthron Siebenbürgens bewarb; in dieser Hinsicht genügt es deshalb, wenn Se. Majestät die Punkte des mit Apafi geschlossenen Vertrages getreulich einhält. Gibt es irgend einen Einwand gegen meine

Persönlichkeit, so bin ich jeden Augenblick bereit, den Siebenbürgern meinen Erwählungsbrief zurückzugeben, auf daß sie zu einer neuen und bessern Wahl zu schreiten vermögen.« (72)

Bratislaw gelangte endlich zu der Einsicht, wie edel und erhaben der Charakter Rákóczi's sei. Trachtete er demungeachtet ihn nachgiebiger zu machen, so darf uns dies nicht Wunder nehmen: er war kein Ungar, und sah daher Alles aus einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte. Nachdem er alle seine Gründe erfolglos erschöpft hatte, sagte er ernst und trübe:

»Du bist durch Frankreichs Verheißungen geblendet, Freund, Frankreich, das von je her das Hospital getäuschter Fürsten war und Dich betrügen wird gleich den übrigen. Ich fürchte, daß auch Du einst in diesem großen Invalidenhause dein Leben beendest.«

»So sei es denn,« entgegnete Rákóczi ruhig; »was kümmert mich Frankreich; — ich erfülle nur meine Pflicht!« (73)

Bratislaw mußte unverrichteter Sache nach Wien zurückkehren, und die innige Würdigung, mit welcher er sich dort über Rákóczi's Charakter aussprach, erregte die Galle der Wiener Herren, die keinen Sinn für geistige Erhabenheit besaßen, in so hohem Grade, daß er selbst dem Verdachte nicht entging.

Nach seiner Entfernung wollte die Fürstin Rákóczi, zur Herstellung ihrer durch so manche Seelenleiden zerstörten Gesundheit eine Reise nach Karlsbad unternehmen, zu welcher ihr Bratislaw die nöthigen Reisepässe überbracht hatte. Rákóczi gab nur ungern seine Einwilligung zu die-

fer Reise, denn er wußte nur zu gut, daß Amalie, deren Sympathien für Ungarn allgemein bekannt waren, überall von Spionen umgeben sein würde. Er ertheilte Simon Forgách den Auftrag, die Fürstin mit ansehnlichem Gefolge bis an die Grenze Ungarns zu geleiten. Was weiter geschah, werden wir in Bälde sehen. (7^a)

Der Kaiser und seine allmächtigen Günstlinge waren keineswegs zufrieden mit der Antwort, die Rákóczi Bratislaw ertheilt; sie hatten ohne Ausnahme geglaubt, daß nach der Schlacht bei Karlsstadt der Fürst nur eines genügenden Vorwandes harre, um Frieden zu schließen und zu retten, was zu retten war.

Für Selbstverläugnung und uneigennütige Vaterlandsliebe mußten diese Menschen keinen bessern Namen zu finden, als Blindheit und ungenügende Urtheilskraft. Rákóczi, der die Krone Polens zurückgewiesen, der statt des friedlichen Besizes eines deutschen Fürstenthumes das Kriegszelt und das Schlachtgetümmel gewählt, was kannte er für sie Anderes sein, als ein unbesonnener, leichtsinniger Enthufiaft!

Der Kaiser selbst war erzürnt ob seines Eigensinnes, den er jedoch zum größten Theile dem Einflusse zuschrieb, den die Umgebung des Fürsten auf ihn übte. Deshalb entsagte er auch der Hoffnung nicht, den Felsen zu erschüttern, den schon so oft List und Verrath zu sprengen gedroht.

Er wußte, daß Rákóczi seine Schwester, die Gräfin Aspremont, nicht nur von ganzem Herzen liebte, sondern auch große Stücke auf sie hielt; deshalb ließ er die lie-

benswürdige Frau zu sich rufen, sprach lange und eifrig mit ihr und sandte sie dann zu ihrem Bruder. (75)

Die Ankunft der Gräfin Aspremont war eine höchst angenehme Ueberraschung für Rákóczi. Er hatte keine Ahnung davon, daß diese Freude seiner harre, denn er wußte nur zu gut, daß Neid und Eifersucht alle, die ihm theuer waren, mit Argusaugen überwachten.

Julia langte mit nur geringem Gefolge an, und Rákóczi empfing sie mit lauter Freude.

Die Truppen, welche ihn zunächst umgaben, theilten diese Freude keineswegs, denn Verdacht und Mißtrauen hatten vielleicht nie so sehr als in diesem Augenblicke in allen Schichten der Armee umsichgegriffen.

Besäßen die Menschen ein prophetisches Vorgefühl für jene Erscheinungen, welche oft plötzlich aus unwillkürlichen und unbegreiflichen Ursachen hervorgehen, sie würden vielleicht rascher und wirksamer das Uebel zu heben vermögen, dessen Dasein jene Erscheinungen bezeugen.

Geht eine Sache, vom Glücke verlassen, dem Verderben entgegen, so tauchen jedesmal gleich Unglücksvögeln jene Schaaren mißtrauischer, aus allem Verdacht saugender Gemüther empor; und während große Männer glauben oder nicht glauben, allein jedenfalls das Selbstbewußtsein ihrer Empfindungen besitzen, schwankt die ungeheure Zahl der Mittelmäßigen zwischen engem Verdachte und rücksichtslosem Vertrauen hin und her, und fällt aus dem einen in das andere.

Julia wünschte den Frieden herbei, und was war wohl natürlicher als dieser Wunsch? In den Kreisen, in welchen sie sich bewegte, sah man natürlicherweise Manches

in ganz anderem Lichte als im Mittelpunkte der Bewegung, wo man von dem Stande der Dinge besser und gründlicher unterrichtet war.

In Wien zweifelte Niemand daran, daß das Endresultat ein für den Kaiser günstiges sein werde. Julia hatte unzählige Male aus dem Munde gescheiter Männer gehört, daß ihr Bruder früher oder später besiegt werden müsse; was Wunder also, wenn es sie glücklich machte, die Ueberbringerin so günstiger, ja glänzenderer Anträge zu sein, als jene waren, die der Kaiser ihr persönlich anvertraut.

Die Gräfin Aspremont wiederholte dem Fürsten alles, was Bratislaw versprochen hatte; sie bekräftigte, daß der Kaiser ihm wohl wolle und dies nicht glänzender beweisen könne, als durch das offene Blatt, welches er ihm so zu sagen unbedingt übersandte und das Rákóczi nach Wunsch und Gefallen mit den günstigsten Bedingungen ausfüllen könne, falls er nur in Eines willige: die Abdankung vom Fürstenthum Siebenbürgens.

Julia liebte ihr Vaterland warm und innig; sie glaubte jedoch, daß es auch im Interesse desselben keinen günstigeren Augenblick zu einem glänzenden Friedensschlusse geben könne, als den gegenwärtigen, wo der Kaiser in tödtlichem Ueberdruße der fortwährenden Sorgen und Unruhen zu jedem Opfer bereit war, nur um in Ruhe seine Regierung antreten zu können.

Seinen Grundsätzen getreu, wollte und konnte Rákóczi nichts thun und nichts beschließen ohne Wissen und Zustimmung der Conföderation. ⁽⁷⁶⁾

Er berief daher eine Versammlung nach Érsekújvár.

Die Abgesandten des Kaisers und die Bevollmächtigten der fremden Mächte befanden sich in Preßburg, und unter diesen auch der Bruder Josephs I., später Churfürst von Trier, jetzt noch Bischof von Osnabrück. Die Bevollmächtigten Rákóczi's hielten sich in Nagyszombat auf, und ein lebhafter Wechsel von Boten, Brieffschaften, Fragen und Antworten fand zwischen den beiden Versammlungen statt. Der englische Bevollmächtigte, Lord Stepmern, so wie derjenige der deutschen Niederlande, Graf Rechteren, ließen nichts unversucht, um Rákóczi's gerechten Ansprüchen Geltung zu verschaffen, (77) allein die Abgesandten des Wiener Hofes häuften Zögerung auf Zögerung und verweigerten alles.

So verflossen zwei Monate. Welche Behandlung die kaiserlichen Abgeordneten den Ungarn angedeihen ließen, hat die Geschichte aufgezeichnet; wir wollen demnach nur noch erwähnen, daß diese Handlungsweise im Auslande und vor allem in London und im Haag als nicht ehrenvoll verdammt ward. (78)

Nichts empörte die Ungarn so sehr als der Eigensinn, mit welchem die Wiener Abgesandten, ihren Landsleuten jede Tapferkeit abläugnend, die Wiedereroberung Ungarns aus den Händen der Türken einzig und allein dem Heldenthum fremder Heerführer zuschrieben, und nebstbei der Kriegskosten auf eine Weise gedachten, als habe man sie nur der Großmuth des Kaisers zu danken, der dadurch seine Erbstaaten zum Vortheile der Ungarn erschöpft habe.

Nicht ohne Grund nannten wir dies Verfahren Eigensinn, denn Niemand wußte besser als jene Herren, daß Ungarn zum größten Theile durch die Ungeschicklichkeit aus-

ländischer Heerführer, die Treulosigkeit fremder Festungscommandanten und endlich durch die beispiellose Saumseligkeit des Wiener Hofkriegsrathes verloren worden war. Uebereilte, durch Furcht und Schrecken dictirte Friedensschlüsse begruben das herrliche Land, bei dessen Wiedereroberung in jeder Schlacht, jedem Sturme den ungarischen Truppen stets die gefahrvollste, verzweifeltste Stellung angewiesen ward, in welcher sie siegten oder starben. Sie verschwiegen, daß Ungarn binnen dreiundzwanzig Jahren mehr als hundert Millionen Gulden an außergewöhnlichen Abgaben gezahlt hatte, und noch manches Aehnliche, was hier aufzählen zu wollen uns zu weit führen würde.

Und diese Menschen wagten es, eine Nation, die nach so viel Opfern sechsundvierzig Jahre lang unter dem Drucke ungebundener Willkür geschmachtet, während ihre Bedrücker Gesetz und Freiheit mit Füßen traten, der Uebertretung der Landesgesetze zu beschuldigen!

Wen darf es wohl Wunder nehmen, wenn die ungarischen Abgesandten mit stolzem Selbstbewußtsein jeden Vorwurf auf die Häupter derjenigen zurückwiesen, von denen das Uebel gekommen. (79)

Indessen war die Fürstin Kákóczi, von Simon Forgách und dem Leibbarzte ihres Gatten begleitet, an die mährische Grenze gelangt. Hier nahm Forgách Abschied von der Fürstin, und der nächste deutsche Commandant beorderte eine Compagnie seiner Reiter zu ihrer Begleitung. Sie bewachten die schöne Frau gleich ihrem Augapfel, jedoch keineswegs aus liebender Besorgniß. Noch

war sie nicht bis Prag gelangt, als sie erfuhr, daß der Waffenstillstand abgelaufen war, und die Feindseligkeiten abermals mit erneutem Eifer begonnen hatten. (80)

Kaum in der alten Hauptstadt Böhmens angelangt, sah sie sich von einem Schwarme von Polizeibeamten umringt, die ihr Gepäck mit großer Sorgfalt untersuchten. Vor allem erregte ein kleines Faß ihre Aufmerksamkeit, in welchem sie ungeheure Schätze zu wittern schienen. Umsonst versicherte die Fürstin den geschäftigen Spürhunden, daß jenes Faßchen alten Ungarwein, nicht aber Gold und Geschmeide enthalte; sie glaubten ihren Worten nicht, bis endlich eine nähere Untersuchung, zum nicht geringen Aerger der lüsternen Polizeioffiziere, die Angabe der Fürstin rechtfertigte; denn das Faßchen enthielt wirklich nichts Anderes als Ungarns flüssiges Gold — alten, würzigen Tokayerwein!

Demungeachtet blieben die Helden der Polizei bei dem Glauben, daß die Fürstin ungezählte Schätze mit sich führe, um in Böhmen einen Aufstand hervorzurufen. (81)

Endlich nach zahllosen Unannehmlichkeiten und kecken Zudringlichkeiten langte die junge Fürstin in Carlsbad an. Hier jedoch müssen wir die lebenswürdige Frau verlassen, um uns den großartigen Auftritten zuzuwenden, die einen so entschiedenen Einfluß auf das Geschick Ungarns übten.

Ö n o d.

Rákóczi's Leben ist so reich an wechselnden Vorfällen, die großartige Bewegung, an deren Spitze er stand,

so unerschöpflich an ergreifenden Auftritten, daß der uns angewiesene Raum uns nicht erlaubt, ihr in allen ihren Phasen auf Schritt und Tritt zu folgen. Allein der Ort, an welchen wir uns jetzt versetzen, bildete einen entscheidenden Wendepunkt und führte zu jenem Abgrunde, von dessen Rande aus die Begebenheiten mit reißender Schnelligkeit ihrer Endentwicklung zustürzten.

Ehe wir aber den Schauplatz betreten, auf welchem nur ein einziger Schrei erschallte: *Nulla salus pacis, bellum te poseimus omnes!* — wollen wir hier noch erwähnen, wie sehr zu jener Zeit Rákóczi's Popularität sich mehrte ungeachtet der lähmenden Kraft feindseliger Umtriebe.

In Folge der Hermannstädter sächsisch-ungarischen Protestation hielten die Siebenbürger es für schicklich, durch eine großartige Gegendemonstration deren Wirkung zu vernichten; deshalb ließen sie nicht ab, Rákóczi mit Bitten zu bestürmen, daß er, nachdem er in Gyula-Fehérvár zum Fürsten des Landes erwählt worden, persönlich in Siebenbürgen erscheinen möge, um, den Gesetzen des Landes gemäß, in seine hohe Würde eingeführt zu werden.

Rákóczi weigerte sich lange, in einem so entscheidenden Augenblicke Ungarn zu verlassen; endlich jedoch machten so viel warme Liebe und Anhänglichkeit es ihm zur moralischen Unmöglichkeit, die Wünsche Siebenbürgens noch länger unerfüllt zu lassen.

Er nahm daher die an ihn ergangene Einladung an, und ward in Maros-Básárhely feierlich in die Fürstwürde eingeführt. (82)

Nach dem glänzenden, von warmer Begeisterung belebten Feste kehrte der Fürst, von zahlreichen siebenbürgischen Edelleuten begleitet, nach Ungarn, dem eigentlichen Schauplatze seines großartigen Wirkens, zurück.

Wie viele unverdorrene Kraft dies Land und wie viele Tapferkeit und Selbstaufopferung dessen Bevölkerung jeder Zunge besaß, geht deutlich aus dem Umstande hervor, daß ungeachtet der mit wechselndem Glücke durchkämpften zahlreichen Schlachten, ungeachtet der zahllosen Umtriebe und Wühlereien, welche zu jener Zeit im Frühlinge des Jahres 1707 ihren Gipfelpunkt erreicht hatten, nicht nur das Heer nach jedem Kampfe rasch ergänzt wurde, sondern auch mehr als dreißig der Gespanschaften Ungarns Rákóczi treu ergeben waren und mit unerschöpflicher Thätigkeit seine, so wie des Landes Interessen zu fördern suchten. (83)

* * *

Rákóczi hatte für den 16. Mai des Jahres 1707 eine allgemeine Landesversammlung nach Ónod berufen.

Bei allen Parteien machte sich bereits der Drang nach einem entscheidenden Schritte sichtbar. — Krieg oder Friede, Widerstand oder Unterwerfung, was es nun immer sein möge, nur etwas Sicheres, Bestimmtes, auf daß die Nation wisse, wie sie es zu halten habe, und der Leidenschaften gefährliches Spiel ein Ende nehme — das war der Wunsch, der sich in jeder Brust regte.

Kaum gab es wohl jemals eine zahlreichere Versammlung als jene von Ónod.

Aus Sicherheitsrückfichten ward die Versammlung nach altem Brauche auf freiem Felde unter Zelten abge-

halten, bei dem Zusammenflusse der Theiß und Sajo unweit Köröm.

Noch niemals war Rákóczi mit so großem Pompe aufgetreten, als bei dieser Gelegenheit.

Zehntausend Mann, prachtvoll gekleidet und bewaffnet, waren zum Schutze der Versammlung beordert.

Das ungeheure Zelt, in welchem man zu den Berathungen zusammenströmte, und das in seiner ganzen Anordnung mit seinen bequemen Sitzen einem riesigen Versammlungsfaale gleich, erhob sich im Mittelpunkte des Lagers.

Ein ganzer Wald von Nationalfahnen flatterte über demselben, und vor den zahlreichen Eingängen erhoben sich Triumphbogen, aus glänzenden Waffen, eroberten Fahnen, kupfernen Trommeln und anderem Kriegsgeräth gebildet.

Ein Theil der Glieder des Landtages hatte in Ónod Wohnungen gefunden, allein die bei weitem größere Zahl derselben lagerte in Zelten, die sich um jenes des Fürsten Rákóczi reiheten.

Unmöglich läßt sich das rege Leben, die ungewöhnliche Pracht, der kriegerische Anstrich und die eben so nationale als ritterliche Färbung des Ganzen in Worten wiedergeben.

Ueberall in den geräumigen Zeltgassen, die in Strahlenform von dem ungeheuren Versammlungszelte ausliefen, erblickte man einzelne kriegerische Häuflein, mit orientalischer Pracht geschmückte Edelleute, oft von Musikchören begleitet, herrliche Pferde und reichgekleidete zahlreiche Dienerschaft, die vor den Zelten ihrer Gebieter versammelt war.

Die wohlhabenderen Bewohner der Umgegend strömten von allen Seiten zu Wagen und zu Fuß herbei, und die Zeltgassen glichen an Pracht und Leben den Straßen einer Hauptstadt.

Nebst den Abgesandten der verschiedenen Gespanschaften hatten auch zahlreiche geistliche Würdenträger sich eingefunden, unter andern der Bischof Pettefi und Telekfi, Erzbischof von Erlau, nebst einem großen Theil des hohen Adels, der aus allen Ecken des Landes herbeikam, selbst aus jenen Gespanschaften, die, da sie sich zeitweilig unter deutscher Botmäßigkeit befanden, den Landtag nicht beschicken konnten oder wollten. (**)

Rákóczi eröffnete die Verhandlungen mit einer geheimen Sitzung, zu der er die hervorragenderen Mitglieder des Landtages berief.

Zu allererst wurden die mit Beschlag belegten Briefe des Thuroczer Vicegespans Meinhard Rakowsky und des Stuhlrichters Christoph Okolicsányi verlesen, welche diese Herren, vorzüglich auf Antrieb von Okolicsányi's Vater, an die Gespanschaften gerichtet, und in welchen sie dieselben aufforderten, Rákóczi's Sache zu verlassen und sich dem Kaiser unbedingt zu unterwerfen.

Noch ein anderes denkwürdiges Schreiben theilte Rákóczi seinen Getreuen mit, nämlich die Antwort Ludwigs XIV. auf die letzte Aufforderung des Fürsten, sich der Sache Ungarns anzuschließen. Dies Schreiben ließ keinen Zweifel darüber obwalten, daß der König von Frankreich eher selbst durch die ungarischen Conföderirten unterstützt zu werden wünschte, als daß er dem Aufstande zur Stütze dienen könne. In seiner Antwort sprach er sich unumwunden

dahin aus: daß er es, so lange die Ungarn nicht aufgehört haben würden Unterthanen des Kaisers von Oesterreich zu sein, für unvereinbar mit seiner Würde halte, ein offenes Bündniß mit ihnen zu schließen.

Rákóczi war zu jener Zeit bereits zu der Einsicht gelangt, daß seine Kraft kaum hinreichend sein dürfte, um einer großen, geordneten Armee die Spitze zu bieten, wenn nicht irgend eine glückliche Wendung den fortwährenden Eifersüchteleien und Reibungen seiner Heerführer ein Ende mache. Ueberdies mußte er sich sagen, daß auch ferner noch auf die Versprechungen des Königs von Frankreich zu bauen, Wahnwitz sein würde, und deshalb war er nie weniger abgeneigt, auf ehrenhafte und sichere Friedensbedingungen einzugehen, als gerade beim Beginne der Onoder Landesversammlung.

Wie es kam, daß dieser Mann, der stets Mäßigung und geläuterten Verstand bewiesen, von dessen Seele, wie von einem Stahlspiegel, alle Pfeile der Verleumdung, des Neides und der Intrigue abprallten, gerade jetzt, wo er seine Lage klar überschaute, zuerst im Leben, allein zu seinem Unglücke gerade im allergefährlichsten Momente, seinen Gleichmuth verlor und sich von der Leidenschaft hinreißen ließ, — dies bleibt das Geheimniß einer in ihrem Wirken unfasßlichen Vorsehung.

Allein laßt uns den Peripetien dieser gefährlichen Tage nicht zuvorkommen — wir erreichen sie ja ohnedies stets noch zu früh.

Wo seid Ihr jetzt, Ihr Gebilde längstvergangener Zeiten? Die kriegerischen Gestalten im reichen Waffenschmucke — die wiehernden Hengste in ihren goldenen Re-

hen — die rauhe, doch männliche Kraft, die selbst an des Abgrundes Rande der Verzweiflung noch nicht Raum gibt? — Alles — alles wiederholt sich im Leben! Großartiges und Gewöhnliches, Helles und Dunkles. Die blutigen Kämpfe hören nicht auf! Der lauerrnde Verrath, die durstige Rache erheben ihre Häupter wie vor und ehe, und nicht selten setzt der Feigling den Fuß auf den Nacken des verwundeten Löwen. Nur alles was poetisch schön und erhaben ist im Leben, wird selten und immer seltener, während das Böse und Niedrige sich stets mehr und mehr einnistet.

Wir sind dem Himmel um keine Spanne nähergerückt als in alten Zeiten — wir sind alle Menschen geblieben, mit irdischen Schwächen und irdischen Mängeln, während wir nur gar zu gern wähnen, daß wir auf einer höheren Stufe stehen als unsere Vorfahren. Unser Vertrauen und unser Verdacht leiden Schiffbruch an dieser einen Täuschung. Wir würden weniger glauben, und uns folglich auch seltener getäuscht sehen, wenn wir uns entschließen könnten, die Menschen für Menschen und nicht in blinder Anbetung für Engel oder in eben so blindem Mißtrauen für Teufel zu halten.

Rákóczi fühlte sich höchst aufgeregt nach dieser geheimen Berathung. Er selbst, Pettefi und Telekesi waren in der Minderzahl geblieben mit ihren Friedensvorschlägen; zu Dreien einer ganzen Schaar erboster Männer gegenüber, die, der leeren Versprechungen der Regierung müde, lieber ehrenhaft zu Grunde gehen, als das Vaterland ihrer Leichtgläubigkeit zum Opfer bringen wollten!

Und gedachte Rákóczi dies zu thun? — Nein — o

nein! Er wollte es nicht, konnte es nicht wollen — allein er wünschte zu retten, was zu retten war, da er den Verlust des Ganzen fürchten mußte.

Als er am 30. Mai den Zeltpalast der Landesversammlung betrat, harrte seiner dort ein erhabener Anblick.

Noch einmal sah er die Nation in ihren Abgesandten hier versammelt, noch einmal, gleich einem Traumgebilde, zog die lange Reihe geschichtlicher Begebenheiten, reich an Schmerz und reich an erhabenen Momenten, vor seinem inneren Auge vorüber. Hier saß er beisammen der großartige Areopag, um das Urtheil zu sprechen über das Leben oder den Untergang einer Nation!

Es war ein großer, ein schicksalschwerer Augenblick!

Erzbischof Telekesi begrüßte den Fürsten im Namen der versammelten Stände mit folgenden Worten:

»Jetzt, o Herr, kannst Du deinen Diener in Frieden ziehen lassen, denn sein Auge hat deine Herrlichkeit geschaut! Herr, erscheine uns, die wir hier sitzen im dunklen Schatten des Todes, und lenke unsere Schritte auf die Pfade des Friedens!« ⁽⁸⁵⁾

Die erste Sitzung verfloß unter Begrüßungsreden; viele schöne Worte ertönten in dem lustigen Versammlungs-saale, allein es ward kein Beschluß gefaßt.

Am folgenden Tage fand die erste wichtige Berathung statt: Johann Labánszky, fürstlicher Kanzleisecretär, trug die Anträge Rákóczi's vor.

Sie wurden mit Grabesstille aufgenommen. Es war die Windstille, die dem Ausbruche des Sturmes vorangeht.

Der wichtigste dieser Anträge faßte die zu machen-

den Friedensbedingungen in sich. Rákóczi sprach sich dahin aus, daß er es nicht für gerathen halte, sich ganz von dem Könige loszusagen; denn das Kriegsglück ist wandelbar, und sollte es sich endlich dem Herrscher zuwenden, so stände zu fürchten, daß er Ungarn als ein erobertes Reich betrachten werde. (36)

Vielen der Versammelten stand diese Ansicht Rákóczi's sehr zu Sinne; deshalb sprachen sie mit würdiger Ruhe ihre Zustimmung aus, als die Reihe an diesen Punkt kam. Unter den Gründen, welche sie zu dessen Unterstützung anführten, war auch das geringe Vertrauen, welches die Versprechungen Ludwigs XIV. ihnen einflößten, so wie der Umstand, daß die ungarischen Truppen, obwohl jenen Josephs I. an Zahl überlegen, doch weniger eingeübt und disciplinirt waren als die deutschen; so daß nichts wahrscheinlicher sei, als daß es, nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges, dem Kaiser nur einen einzigen Kraftaufwand kosten würde, um dem Freiheitskriege mit einem mächtigen Schlage ein Ende zu machen.

Audere führten als Gründe für die Klugheit eines Friedensschlusses den Verfall des Ackerbaues und des Handels an.

Der größte Theil der revolutionären Truppen bestehe aus der ackerbautreibenden Bevölkerung des Landes — so sprachen sie — und so sei der endliche Verfall des Ackerbaues vorauszusehen, denn das an ein wanderndes Soldatenleben und fortwährende Aufregung gewöhnte Volk werde Lust und Geschick zu einer einfachen, fließigen Lebensweise verlieren.

So ruhig man die Vertheidiger von Rákóczi's An-

trügen angehört hatte, so brachen doch, als das letzte Wort kaum verflungen war, die Gemüther der Gegenpartei in wilde Aufregung aus.

Mit feurigen Worten schilderten die Glieder derselben die jeden Begriff übersteigenden Grausamkeiten der deutschen Heerführer, die Verwüstungen, die Gräuel, deren sie sich selbst jetzt noch, während des Verlaufes der Friedensunterhandlungen, schuldig machten. Man führte die zahllosen Schwüre, Verheißungen und Verträge an, welche sie gebrochen hatten, und sprach sich offen dahin aus, daß man nur in neuen und energischeren Kämpfen des Vaterlandes Heil erblicken könne.

Die am meisten Erbitterten drangen auf ein entschiedenes Losreißen vom Regentenhause, und nur mit Mühe gelang es Kákóczi die Gemüther zu beruhigen und eine Beschlusnahme zu verhindern. ⁽⁸⁷⁾

Auch aus den Zelten des Lagers ertönte heftiges Streiten, das auf eine bedeutende Spaltung der Parteien schließen ließ.

Jedermann suchte sich Verbündete zu sichern, um der Ansicht zum Durchbruche zu verhelfen, die er individuell für die richtigste hielt. Allein gab es auch unter den Versammelten gar viele, die das volle Bewußtsein der hohen Wichtigkeit des entscheidenden Momentes besaßen, so bewies doch die leichtsinnige Hast der Uebrigen, daß sie sich keineswegs auf der moralischen Höhe der Situation befanden.

Musik ertönte, der Becher ging überall von Hand zu Hand, die Zungen lösten sich und die feurigsten, wahnwüthigsten

Träume und Hoffnungen flogen in bunter Reihe unter den weißen Zeltwänden hin und her.

Wer die Constellationen der Sache des Vaterlandes nicht genau genug kannte, um gleich dem Sterndeuter in der Zukunft lesen zu können, erblickte dort nur einen schimmernden Regenbogen, wo Kákóczi's geläuterter Geist die Anzeichen des nahenden Unwetters sah.

Diese gefahrbringende Schleppe großer Sachen und Begebenheiten, diese Troddeln des Mantels, diese unmündigen Kinder des nationalen Lebens warfen nicht nur Worte in die Luft gleich knatternden Raketen und vergänglichen Seifenblasen, sondern sie begruben im Weine auch das, was uns in schweren Stunden das Nöthigste ist, die Klarheit ihres Geistes.

Kákóczi erscheint uns nie größer und bewundernswerther, als wenn wir ihn uns in dieser Umgebung vorstellen. Er und noch ein paar der Verständigeren, waren gleich Löwen von klaffenden Hunden umringt.

Die öffentlichen Sitzungen nahmen endlich ihren Anfang, und in der dritten derselben lenkte Kákóczi die Aufmerksamkeit der Stände auf die Kriegsabgaben: ohne Geld kann man keine Truppen zahlen; ohne Armee das Land nicht vertheidigen. Kákóczi hatte sich in letzter Zeit genöthigt gesehen, seine denkwürdigen Kupfermünzen: „pro libertate“ schlagen zu lassen. Um deren Werth zu heben und ihn gegen die Angriffe böswilliger Tadler zu schützen, schlug er vor, daß es möglich gemacht werden sollte, mit diesem Gelde selbst verpfändeten Landbesitz einzulösen.

Dieser Vorschlag rief einen wahren Sturm des Unwillens hervor, von allen Seiten ertönten die heftigsten

Einwürfe und die Spaltung, welche im Schooße der Versammlung herrschte — das Werk böswilliger Aufwiegler — ließ sich nicht länger verhehlen.

Kákóczi suchte umsonst die Ruhe herzustellen, und man sah ihm an, wie mächtig der Unwille in ihm aufwallte, so daß es ihm nur mit Mühe gelang ihn niederzukämpfen.

»Offene Spaltungen, Sabalen, Verrath — darin allein liegt das Uebel!« brach er endlich mit vor Zorn bebender Stimme los. »Aus nichts Geld schaffen, ist unmöglich; ohne Geld Krieg führen wollen, kindischer Wahnwitz! Der gemeinsame Werth der Nation ist es, der dem Gelde den Credit verleiht, und kommen ruhige Zeiten, so kann, was jetzt Verlust scheint, zum Gewinne werden. Mag es nun Kupfer, Blei oder Eisen sein, womit wir jetzt das Nöthige zu decken suchen, es hat, ist das Vaterland einmal gerettet, den Zweck edlerer Metalle erfüllt, und verwandelt sich binnen ein paar kurzen Jahren in Gold und Silber.

»Allein wen kann es Wunder nehmen, wenn die einzigen Mittel, das Vaterland zu retten, Geld und ein sicherer Friede, so viele Gegner finden!« fuhr er heftig fort. »In unserer Mitte weilen Aufwiegler, ehrvergessene Verräther — seht hier die Beweise, die Bestätigung dessen, was ich sage!« — Mit diesen Worten warf er ein paar Briefe auf den mit grünem Tuch bedeckten Tisch und fuhr dann mit fester Stimme fort:

»Les't, meine Herren, das Schreiben, mittelst welchem der Thuroczer Vicegespan, Meinhardt von Kákovszki, das

Land zum Abfalle von der guten Sache, zur Verläugnung unserer Fahnen auffordert!«

»Tod dem Verräther!« rief Daniel Späterházy aus; »man stelle ihn schleunigst vor Gericht.«

Rákóczki, der an Bercsényi's Seite saß, sprang hastig auf.

»Erhabener Fürst, edle Stände!« rief er in augenscheinlicher Aufregung aus, »wo ist der Ungar, der nicht endlich so viel Verwüstung, so viel Elend und Blutvergießen beendet sehen möchte? Ueberall Willkür, Erpressung, Gewalt! Die Quälereien wollen kein Ende nehmen! Zu hunderten verarmen die Familien des Landes, und das werthlose Geld ist es vor allem, was auch Jene an den Bettelstab zu bringen droht, denen noch ein kleiner Theil ihrer Habe übriggeblieben. Ich bin weder ein Verräther noch ein Aufwiegler! Offen sprach ich in jenem Schreiben meine Ansicht aus, die ich bereit bin, hier, im Angesichte des ganzen Landes, zu verfechten — — —«⁽⁸⁸⁾

»Ah, elender Verräther!« unterbrach ihn Bercsényi, der seinen Unwillen nicht mehr zu zügeln wußte, sprühenden Auges und mit donnernder Stimme.

»Ruhe, Ihr Herren!« unterbrach ihn Rákóczi; »was hier gesagt worden, ist die natürliche Folge des Kampfes, welchen die Wiener Machthaber hervorgerufen, nicht ich! Die Thuroczer Gespanschaft hat am wenigsten Grund zur Klage, denn sie blieb bisher verschont von den Leiden des Krieges und sah nur den fliehenden Schick durch ihre Fluren eilen. Da jedoch diese Gespanschaft durch ihre Beamten, ihren Vicegespan, nicht mir ihre Klagen und Beschwerden vorlegen ließ, sondern heim-

türkisch die nachbarlichen Gespanschaften zum Abfalle zu verleiten suchte, — steht sie des Vaterlandsverrathes angeklagt! Für alles Ehrenrührige jedoch, was in diesen schändlichen Brieffschaften über mich selbst gesagt wird, verlange ich glänzende Genugthuung von den hier versammelten Ständen des Landes!«

Nach kurzer Pause fuhr Rákóczi fort:

»Das also ist der Lohn, o Vaterland, dafür, daß ich für deine Befreiung Ruhe, Vermögen, Weib und Kinder, Blut und Leben willig opferte! — Nein — dies vermag ich nicht zu dulden! Du, ewiger Gott, der Du in meinem Herzen liebst, der Du weißt, daß ich nichts für mich — alles für das Vaterland gethan — sprich dein Urtheil über mich!

»Wählt Euch einen andern Führer, Ihr Herren, einen würdigeren, geschickteren! Ich trete willig vom Schauplatze der Begebenheiten, und will in einsamer Zurückgezogenheit mein Leben vollbringen!«

Hiermit erhob sich Rákóczi von seinem Sitze und eilte raschen Schrittes der Zeltöffnung zu.

»Laßt ihn nicht scheiden! Blut und Leben für Rákóczi und für's Vaterland! — Nieder mit den Verräthern!« so ertönte es von allen Seiten, während die Anwesenden auffsprangen und den Fürsten umringten, der, sie abwehrend, sich Platz zu verschaffen suchte.

»Laßt mich!« rief er aus. »Ich mag nicht unter Feiglingen und Verräthern sitzen. Hinweg, ich bin nicht länger euer Führer!« (89)

Franz von Klobusiczki, eine herkulische Gestalt, rang am eifrigsten mit Rákóczi und rief mit lauter Stimme aus:

»Wir lassen Euch nicht von uns, Hoheit! Ein Rakóczi darf das Vaterland nicht persönlichem Unwillen zum Opfer bringen!« — Mit diesen Worten hob der riesenstarke Mann den Fürsten hoch empor, und trug ihn unter donnerndem und nicht endenwollendem Jubelgeschrei auf seinen Sitz zurück.

Jetzt änderte sich plötzlich die Scene. Bercsényi, Ráczólyi und die beiden Flosvai rissen ihre Säbel aus der Scheide, und die Mehrzahl der Anwesenden verließ ihre Plätze, um der drohenden Gefahr zu steuern.

Ein paar Secunden später und Rakovszki lag von Wunden bedeckt in seinem Blute, während Christoph Dolicányi, der sich in der Verwirrung davonschleichen wollte, ein paar tüchtige Hiebe bekam.

Alles war ein einziger wirrer Knäuel; Niemand wußte, was eigentlich geschah — wie viele der Gefallenen es gab. Furchtbares Geschrei erfüllte die Luft.

»Sie haben den Fürsten ermordet!« ertönte es plötzlich. Alles suchte sich aus dem Zelte zu drängen, das ganze Lager gerieth in Aufruhr — überall griff man zu den Waffen.

Durch die lange Zeltgasse vor einem der Eingänge des Versammlungszeltes rasselten in gestrecktem Galopp des Fürsten französische Artilleristen heran. Binnen wenig Secunden waren die Kanonen nach dem Versammlungszelte gerichtet, die Feuerwerker standen mit brennender Lunte neben denselben und harrten nur eines Winkes, um alles zu zerstören und Rakóczi's Tod zu rächen.

Zu beiden Seiten jagte unter schmetternden Trompetenstößen die Reiterei herbei.

In diesem entscheidenden Augenblicke, wo das Geschick so Vieler an einem Haare zu hängen schien, brach Andreas von Jay sich Bahn durch das Gedränge und zu dem Befehlshaber der Artillerie eilend, rief er aus vollem Halse: »Kákóczi lebt! Gott wird ihn der Nation erhalten! Nur die Verräther wurden bestraft! Es lebe Kákóczi! — Es lebe das Vaterland!«

Raum hatte der Artillerieoffizier erfahren, wie die Sachen eigentlich standen, so ließ er die Kanonen abproben und zog dann mit denselben ab; die Reiterei, welche bereits das Versammlungszelt umringt hatte, ordnete sich um ihre Fahnen und kehrte langsam nach ihren Quartieren zurück; und so ward nach und nach die Ruhe wieder hergestellt, wenn nämlich ein ähnlicher Zustand Ruhe genannt werden kann.

Alle Cabalen, welche Paul von Dkolicsányi, sein Sohn Christoph und Meinhardt von Kákovszki geschmiedet, wurden aufgedeckt. Es war dies eine höchst gefährliche, weitverzweigte Verschwörung, welche das Land insgeheim der deutschen Regierung in die Hände spielen wollte.

Die Versammlung löste sich unter allgemeiner, mächtiger Erregung auf, und Kákóczi bereute zu spät seinen Mangel an Selbstbeherrschung; denn nicht nur Christoph von Dkolicsányi, sondern außerdem noch achtzehn der anwesenden Verschwornen wurden vor Gericht gestellt, und büßten den beabsichtigten Verrath mit dem Leben.

Von diesem Tage an sah Kákóczi zu seinem Schmerze, daß das Vertrauen, das das Land bisher in ihn und seine Getreuen gesetzt, sich zu vermindern begann.

Was dem heißblütigen Bercsényi schmeichelhaft dünkte, das beschämte den aufgeklärten, freisinnigen Rakóczi.

Und was war es, über das die beiden Freunde so verschieden dachten?

Die demüthige Unterwürfigkeit der Stände, das Verstummen der Opposition — die nur alltäglichen Seelen schmeichelhafte, unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen!

Das freie Wort war verstummt, der freie Blick, des Herzens offenes Ueberströmen, hatte furchtsamer Umsicht Raum gegeben, und Rakóczi, Ungarns freisinnigster Sohn, sah sich von willenlosen Automaten, nicht länger von selbstständigen Männern umgeben.

Was er selbst, was Bercsényi oder Károlyi wollten, ward ohne Widerrede durchgeführt. Apagyi jedoch, der Rakovszki's Ermordung als eine Frucht unbezwinglicher Aufregung entschuldigt hatte, den Justizmord der übrigen Angeklagten jedoch verhindern wollte, hörte zum ersten Male im Leben das Wort »Verräther« auf sich selbst angewendet.

Die Thuroczer Gespanschaft ward aus der Reihe der übrigen gestrichen, und vier Nachbargespanschaften zugeheilt.

Die Beschlüsse der berühmten Ónoder Versammlung wurden ohne ein Wort des Widerspruches angenommen. Die Ausschließung des regierenden Hauses, die Erklärung Ungarns zum unabhängigen Staate, kurz alles, wie man es beantragte, ward augenblicklich zum Beschlusse erhoben.

Rákóczi verfügte zu jener Zeit über fünfundfünfzig Regimente, gut bewaffnet und gekleidet. Außerdem befehligte Nicolaus Andrási, einstmaliger Franciscanermönch, noch eine Schaar Kosaken und Tataren. Mit diesen Kräften mußte er das endliche Gelingen zu sichern trachten.

Raum hatte der Palatin, Paul Eszterházi, die Beschlüsse der Ónoder Versammlung in Erfahrung gebracht, so sammelte er seine Getreuen um sich, verstärkt durch alle, die von Rákóczi abfielen.

Im Vereine mit denselben erließ er eine Gegenproclamation. Zwei Erzbischöfe, zwanzig Bischöfe, zwanzig Obergespänne, dreizehn königliche Freistädte und ganz Croatien und Slavonien schlossen sich derselben an. (90)

Nach geschehener Unabhängigkeitserklärung wurden die Feindseligkeiten mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen.

Die Versammlung hatte, gleich Themistokles, die Schiffe im Rücken der Aufständigen verbrannt.

Der Schutzengel der Fürstin Rákóczi.

I.

Des Krieges erhabene Symphonie erschallte abermals in erneuter Kraft auf Ungarns Boden. Kanonen donnern, Trompeten schmettern und der Sterbenden Seufzer durchbrechen die Stille der Nacht auf den blutgetränkten Schlachtfeldern.

Laßt uns den furchtbaren Tönen entfliehen, die uns

stets auf der Ferse sind, die überall in unser Ohr klingen, und über Berg und Thal dahineilen!

Ah! — noch immer umschwirrt uns dies Trauergetön — noch immer zischt das Wehen der Todesfense des greisen Mähers in unser Ohr.

Jetzt beginnt der furchtbare Wiederhall zu ersterben; dort aus jener Thalschlucht erklingt der Hirtenflöte süßes Lied — wo befinden wir uns?

Während Kákóczi, mit dem Schwerte umgürtet, die heilige Fahne in der Hand, auf dem Felde der Schlachten die edle Brust dem Tode muthig darbietet, beschäftigte sich seine Gattin, die schöne Amalia, nachdem sie sich erholt von den Mühen der beschwerlichen Reise, ernstlich mit der Herstellung ihrer zerrütteten Gesundheit.

* * *

Carlsbad liegt in Böhmen in einem engen, doch wunderschönen Thale, von hohen Bergen und Felsen umgrenzt.

Die Stadt selbst ruht im Schooße der blühendsten Natur. Wohin das Auge sich wendet, bedecken Bäume und Gesträuch die Anhöhen, während unten im Thale ein klarer Fluß über Kiesel und Gestein dahinrauscht.

Zur Badezeit wimmelt das Städtchen von Fremden, die aus allen Theilen der Welt hierherströmen.

Die Herzogin floh das Geräusch und die Menschen, und fühlte sich am wohlsten, wenn sie allein sein konnte. Selbst mit dem besten Willen hatte die Gräfin Aspremont es nicht möglich machen können, sie nach Carlsbad zu begleiten. — Amadil, seitdem sie Beresényi's, des tapfern ungarischen Heerführers, Gattin geworden, durfte nicht daran denken, sich der Fürstin zu nahen, wenn sie nicht

den Verdacht ihrer Wächter erregen wollte. Sie war eine Ungarin — man fürchtete sie daher in Wien.

Die Fürstin hatte eine Wohnung am äußersten Ende der Stadt bezogen, wo sie hoffen durfte, ruhig und ungestört zu bleiben. Ihr Gefolge bestand aus sechs männlichen Dienern und zwei Kammerfrauen, deren eine sie besonders liebte und ihr vollkommen vertraute.

Unter den männlichen Dienern befand sich auch der alte Orbán, (⁹¹) den Kákóczi der Fürstin mitgegeben, und ihm aufgeboden, stets in ihrer Nähe zu bleiben.

Das Haus, welches sie bewohnte, war ziemlich geräumig und befand sich am Abhange des Gebirges, inmitten eines schönen Gartens. Die Herzogin und eine ihrer Kammerfrauen bewohnten das obere Stockwerk, die übrige Dienerschaft die ebenerdigen Gemächer.

Der Badearzt war so zu sagen der einzige Besucher der Fürstin.

Eines Morgens unternahm Amalia, von ihren Kammerfrauen, dem alten Orbán und einem Führer begleitet, einen langen Spaziergang in der herrlichen Umgegend, und nach Hause zurückgekehrt, saß sie in einem ihrer Gemächer, einem hellen, geräumigen Saale, mit einer bunten Stickerei beschäftigt.

Eine der beiden Kammerfrauen stand, ihrer Befehle harrend, an einem Nebentische, und die Fürstin sprach ziemlich heiter mit ihr von allerlei gleichgiltigen Gegenständen.

»Die Gegend ist reizend,« bemerkte die Kammerfrau, der man es jedoch ansehen konnte, daß sie etwas auf dem Herzen hatte.

»Ja wohl,« entgegnete die Fürstin, »Böhmen ist überhaupt reich an Naturschönheiten. Ich beginne die wohlthätige Kraft des Wassers zu empfinden und fühle mich weit wohler in diesen herrlichen Bergen. Welcher Unterschied zwischen den erfrischenden Ausflügen, die wir jetzt unternehmen können, und den geraden, sandigen Wegen der Prager und Wiener Klostergärten!«

»Es ist nur traurig, Hoheit,« versetzte die Kammerfrau, »daß man uns überall bewacht, und daß wir hier, im Schooße der reizenden Natur, nicht sicherer sind als in den dunklen Klöstern Wiens oder Prags.«

»Daß man uns überall bewacht?« wiederholte die Herzogin unruhig, die Arbeit aus der Hand legend; »hast Du vielleicht bemerkt, daß man unseren Schritten folgt?«

Die Kammerfrau athmete freier auf, seitdem die ziemlich verschlossene Herzogin diese ausnahmsweise Neugier an den Tag zu legen begann.

»Ja wohl, Hoheit,« entgegnete sie auf die Frage der Fürstin, »man späht und fragt ohne Unterlaß. — Mit der herrlichen Gegend beschäftigt, habt Ihr nicht wahrgenommen, gnädigste Fürstin, daß bei jedem Ausgange oder Spazierritte dieselben Gesichter sich auf unserem Weg finden. Kaum verfließt ein Tag, ohne daß Jemand, und wären es auch nur die Obst- und Blumenverkäuferinnen, nach den Kostbarkeiten Eurer Hoheit fragt, oder nach der Ursache unsers Hierseins und nach tausend anderen Dingen, die Niemand zu wissen braucht. Seit ein paar Tagen ist das Haus auch immer von Soldaten umgeben, und ein paar gutherzige Menschen, die wir hier kennen gelernt, ermahnten uns bereits wiederholt zur Vor-

sicht, denn alles scheint darauf hinzuweisen, daß man sich eurer bemächtigen will.«

»Sich meiner bemächtigen? weshalb?« rief die Fürstin überrascht aus; »kehr' ich doch in ein paar Wochen freiwillig nach Wien zurück.«

Hiermit verstummte sie und versank in ernstes Nachdenken. Nach kurzem Schweigen jedoch gebot sie der Kammerfrau, den alten Orbán herbeizurufen.

Die Dienerin entfernte sich und kehrte bald, von dem greisen Diener gefolgt, in den Saal zurück.

»Orbán!« begann die Fürstin, sich vom Sopha erhebend und an eines der Fenster tretend, »Ihr seid einer der treuesten Diener unseres Hauses, sagt mir offen, glaubt auch Ihr, daß man hier etwas wider mich im Schilde führt? — Denn ist dem also, so müssen wir dem Uebel abzuhelfen suchen.«

»Gnädigste Fürstin,« entgegnete der Greis, »ich kann nicht läugnen, daß ich gar vielerlei unnütz Geschwätz vernommen; sie verstehen dies, dünkt mich, hier ganz so gut wie bei uns zu Hause; aus allem geht hervor, daß die Leute glauben, Euer Hoheit führen unermessliche Schätze mit sich, und daß wir nichts mehr und nichts weniger wollen, als die ehrlichen Böhmen mit Waffen zu versehen, und sie geradewegs nach der Hortobágyer Pusta zu führen. Ihr könnt mir's glauben, gnädigste Frau, die Leute machen sich wirklich derlei Gedanken, deshalb dürfte es nicht schaden, alles Werthvolle so bald als möglich in Sicherheit zu bringen, damit es nicht etwa den Spürhunden in die Hände fällt.«

»Seid ruhig, Orbán,« entgegnete lächelnd die Fürstin;

»in dieser Hinsicht hege ich keine Besorgniß; ich kann doch nicht voraussetzen,« fuhr sie ernster fort, »daß der Kaiser ein ähnliches Verfahren gut heißen würde, und überdies ist der werthvollste Theil alles dessen, was ich besitze, längst den Händen der Familie Zamoiski anvertraut.«

»Si, gnädigste Fürstin,« sagte der alte Diener, das greise Haupt wiegend, »ehe Se. Majestät der Kaiser die Sache erfährt, mag der Himmel uns gnädig sein; deshalb ist's doch räthlich, uns sicherzustellen.«

Die Fürstin warf einen Blick auf das geöffnete Fenster, und man sah, daß sie durch etwas überrascht ward.

Das nette, im italienischen Style erbaute Haus lag inmitten eines blumenreichen Gartens, der von einem eisernen Gitter umgeben war. Das Thor stand gewöhnlich offen, und gerade als die Fürstin durch das Fenster blickte, sah sie einen schlanken Jüngling zu Pferde und von zwei Dienern gefolgt durch's Gartenthor reiten und dem Hause nahen.

»Welch' junges, zierliches Herrlein,« bemerkte die Kammerfrau, die den Nahenden durch's Fenster mit den Augen folgte.

»Ich kann nicht begreifen, wer es sein mag,« sagte die Fürstin; »kenne ich doch hier keine Seele.«

Auf einen Wink Amaliens verließen Orbán und die Kammerfrau das Gemach.

Der Jüngling war reich, allein nicht kriegerisch gekleidet, und seine beiden Diener gleichfalls unbewaffnet.

An der Thür des Vorhauses angelangt, sprang er

aus dem Sattel und warf den Dienern, die seinem Beispiele gefolgt waren, den Zügel seines Rosses zu.

»Kann ich so glücklich sein, der Fürstin meine Aufwartung zu machen?« fragte der ausnehmend hübsche, blondgelockte Jüngling, an den alten Orbán gewendet, den Pflicht und Vorsorge an den Fuß der Treppe geführt.

Das Gesicht des treuen Alten schien sich zu glätten und zu runden gleich dem Vollmonde, und in freudiger Ueberraschung rief er aus: »Ah! — Bei Gott —«

»Still!« unterbrach ihn der Jüngling. »Ich bin Bruno von Neustadt, ein Bekannter der Fürstin — habt die Güte, mich bei ihr zu melden.«

Mit ungewöhnlicher Behendigkeit eilte der Alte die Treppe hinan, und kaum hatte er die Flügelthüren aufgerissen und die gewünschte Meldung gethan, so stand der Jüngling bereits vor der Fürstin.

»Erkennst Du mich, Amalie?« fragte er mit bewegter Stimme.

»Du bist es, mein Schutzengel — Du, immer Du!« rief Amalie lebhaft aus und eilte in die ausgebreiteten Arme des Eingetretenen. »O, Du kannst mir's glauben, in dieser Stunde dachte ich dein, rechnete auf deinen Beistand; Du gleichst der Morgenröthe, die dem Tage voraneilt; wo ein Unglück droht, bist Du zur Stelle, um Trost und Hilfe zu bringen.«

»Oder es zu theilen,« sagte der Jüngling, die Umarmung der Fürstin mit Innigkeit erwidern.

»So hat meine Ahnung mich also nicht getäuscht? — Abermals Verfolgungen, abermals Mühen und Unannehmlichkeiten!« rief die Fürstin aus.

»Ja, Amalie, abermals Verdacht, abermals Verfolgung! — Kannst Du darüber staunen, daß diese feigen, o, wie feigen Menschen vor einer Fürstin Rákóczi zittern? Genügt doch der Schatten deines Gemales, um ihnen schlaflose Nächte zu bereiten! Allein diesmal wollen wir dem Unwetter aus dem Wege gehen, und zwar — willst Du meinem Rathe folgen — für immer. Allein wir haben noch Zeit, dies näher zu besprechen.«

»Komm, setzen wir uns,« sagte Amalie, den Jüngling neben sich auf's Sopha ziehend, mit ruhigerer Stimme.

»Du siehst mich abermals verkleidet bei Dir,« begann der Jüngling eifrig, die Hand der Fürstin ergreifend.

»Es ist mir schon so sehr zur Gewohnheit geworden, die Gestalt zu wechseln, daß ich, wenn ich manchmal für kurze Zeit meinen eigenen Namen trage, mich unbeschützt fühle, gleich dem Krieger, der im Schlachtgetümmel seinen Schild verloren hat. Indessen habe ich diesmal nur für meinen ersten Besuch diese Verkleidung gewählt, denn ich wohne bei Bekannten, und da ich das Getümmel der Badegäste meide, brauche ich Verrath nicht zu fürchten. Wahrhaftig, ein herrliches System, bei welchem man nur durch Lug und Trug sich sicherstellen kann.«

»Eines jedoch bleibt sich immer gleich,« entgegnete Amalie mit Herzlichkeit; »dein Herz und dein Charakter, Magdalena.«

Magdalena von Darmstadt, denn sie war es, die wir in dieser Verkleidung erblickten, drückte innig die Hand der Freundin und fuhr dann fort: »Nachdem die Wiener Regierung die Abschließung eines friedlichen Abkommens mit deinem Gatten in die Länge gezogen, ist nun der

Waffenstillstand abgelaufen und die deutschen Heerführer beginnen abermals, Jedermann die Strenge des Kriegesrechtes empfinden zu lassen. Dein Gatte befindet sich auf dem Kriegsschauplatz, was ist demnach natürlicher, als daß sie sich auf jede Weise an ihm rächen möchten? Ich habe von dem jungen Strattmann, fast dem einzigen vorurtheilsfreien Freunde deines Gatten, erfahren, daß man Dich von hier aus an einen Ort zu bringen gedenkt, wo Du für uns alle unzugänglich bist: nach Spielberg, Olmütz, Kuffstein — Gott weiß wohin.«

»Mich!« rief Amalie aus, »ein schwaches Weib — und weshalb? wollen sie denn, so oft mein Gatte einen Sieg erkämpft, an mir ihre Rache kühlen? Welch unmännliches Verfahren!«

»O Amalie!« unterbrach sie Magdalena mit Hefigkeit. »Bei Leuten gleich diesen muß man auf alles gefaßt sein! Allein weißt Du wohl weshalb sie so eifrig beabsichtigt sind, Dich in ihre Macht zu bekommen? Ich will Dir's sagen: sie hoffen Gold, Geschmeide, Schätze aller Art bei Dir zu finden. Sie wähnen, daß deine Koffer von Gold und Diamanten strotzen; und dieser geträumten Schätze möchten sie sich nur allzugern, zur Füllung ihrer leeren Geldsäcke, bemächtigen.« (P³)

Magdalena verstummte plötzlich; sie hatte zufällig nach dem Fenster geblickt, und hastig der Fürstin Hand ergreifend, rief sie erbleichend aus: »Ich kam zu spät — sieh dorthin! — Sprich, hat dies Haus keinen andern Ausgang, als durch das große Gartenthor?«

»Noch drei Nebenthüren,« versetzte Amalie, und nach

dem Fenster blickend fuhr sie fort: »Ein Offizier und ein Häuflein Bewaffneter; was können sie hier suchen?«

Die Dienerschaft der Fürstin, den alten Orbán an der Spitze, sammelte sich im Vorhause.

Nachdem er seine vierzig Kürassiere auf der Straße vor dem Gartenthore aufgestellt, ritt der Offizier, von einem Gemeinen gefolgt, vor die Eingangsthür des Hauses, stieg vom Pferde und fragte den alten Orbán, der ihm entgegentrat, höflich:

»Kann ich die Ehre haben der Fürstin meine Aufwartung zu machen?«

Orbán warf einen Blick des Mißtrauens auf den hübschen jungen Offizier, dessen Züge weder Hochmuth noch Schadenfreude verriethen, und entgegnete dann, während er die Treppe zu ersteigen begann: »Ihre Hoheit, meine fürstliche Gebieterin, pflegt die Offiziere Seiner Majestät des Kaisers stets zu empfangen; habt die Güte mir zu folgen.«

Als der Offizier das Gemach der Fürstin betrat, stand sie mit Magdalenen am Fenster, die das Aussehen eines fünfzehn- oder sechzehnjährigen Jünglings besaß.

Amalie, in ihrem einfachen Morgengewande, ohne Glanz und Schimmer, war reizender als jemals. Die Rosen der Gesundheit hatten die schönen, geistvollen Züge längst verlassen, allein das Auge besaß noch den edlen, erhabenen Blick, und ihre wahrhaft classische Schönheit ward durch die bleiche Färbung noch gehoben.

Der Offizier, der die Fürstin nie gesehen, allein wahrscheinlich so viel Böses über sie gehört hätte, als Neid und Eifersucht nur auf reine Tugend zu häufen vermögen, war

augenscheinlich überrascht durch die Schönheit und sanfte Würde der jungen Frau, die schon so viele Herzen gewonnen hatte.

»Hoheit,« begann er daher mit peinlicher Befangenheit, »ich muß bedauern, daß ich nur in Erfüllung einer schmerzlichen und drückenden Pflicht mich Euch vorstellen darf.«

»Sprecht,« entgegnete die Fürstin, deren Miene und Benehmen jenes ruhige Selbstvertrauen verrieth, das Niemand in so hohem Grade besaß als sie, »laßt mich wissen, was Euch zu mir führt; ich bin eurerseits dergleichen Höflichkeitsbeweise schon gewohnt.«

»Ich bin Soldat,« fuhr der Offizier fort, »und kenne nur diesen Rock und die Befehle, die meine Obern mir ertheilen; wollt mich daher entschuldigen, Hoheit, wenn ich für das, was man mir zu thun gebot, Euch keine Gründe anzugeben weiß.«

»Und was ist es, was man Euch geboten?« fragte Amalie flammenden Auges; »weshalb läßt man mich nicht ungestört, nachdem ich mit der Bewillung Seiner Majestät des Kaisers mich hier befinde?«

»Gnädigste Fürstin,« entgegnete der junge Lieutenant, dessen Auge, wie durch einen Zauber gebannt, an den schönen bleichen Zügen Amaliens hing, denen der Ausdruck erhabenen Unwillens noch höhere Reize verlieh; »gnädigste Fürstin, ich habe Befehl erhalten, jeden eurer Schritte zu überwachen und Schildwachen vor eure Thür zu stellen.«

»Ist's möglich, Herr!« — rief die Fürstin mit edlem Zorne aus — »Wachen — vor die Thür einer Frau, die bereit ist auf den ersten Wink nach Wien oder Prag

zurückzukehren! — Hier, an einem fremden Orte, wo tausende von Badegästen aus allen Ecken der Welt zusammenströmen, will man mich zum Gegenstande verletzender Ueberwachung, zur Zielscheibe unzarten Geschwäzes machen? — Nein, nein! das ist unmöglich; so tief können bei Euch die Begriffe von Ritterlichkeit nicht gesunken sein! — Selbst in der Türkei würde mir ähnliche Schmach nicht drohen!“

Der Offizier zuckte die Achseln und rief dann in einem Tone aus, in welchem tiefe Erregung unverkennbar war: »Und dennoch ist dem also, Hoheit! Alles dies bin ich gezwungen zu thun, denn die strengen, nicht mißzuverstehenden Weisungen, die ich empfangen, zwingen mich dazu! Allein ich will suchen, das Gehässige dieser Anordnungen so viel als möglich zu mildern.«

»Wahrlich, Herr Offizier,« — bemerkte jetzt Magdalena, die bisher geschwiegen hatte, »nachdem Ihr eure bewaffnete Macht in Schlachtordnung aufgestellt vor dieser uneinnehmbaren Feste, dürfte es schwer sein, der Welt begreiflich zu machen, daß dies alles nur aus Höflichkeit geschehen.«

Der Offizier, der so sehr in den Anblick der Fürstin versunken war, daß er bisher die verkleidete Magdalena gar nicht wahrgenommen hatte, fühlte sich unangenehm überrascht durch diese spitzigen, keckgesprochenen Worte des Jünglings; er zog die Stirn in Falten, maß ihn vom Kopf bis zum Fuße mit einem verächtlichen Blicke, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, fuhr er an Amalie gewendet fort: »Ich sagte Euch bereits, Hoheit, wie der Soldat zu handeln gezwungen ist, dem es nicht verstattet ist, über

die Handlungsweise seiner Vorgesetzten ein Urtheil zu fällen; vertraut Ihr jedoch meiner männlichen Ritterlichkeit, so sollt Ihr Euch in mir nicht getäuscht haben.«

Ein bitteres Lächeln spielte um den Mund der Fürstin. »Herr,« sagte sie nach kurzem Schweigen, »seid so gütig, mich sogleich alles wissen zu lassen, was mir bevorsteht. Hat man mir bisher manchmal ein wenig Freiheit gegönnt, so beeilte man sich stets mich derselben nach und nach wieder zu berauben. Sprecht, ich will die ganze Wucht der Unannehmlichkeiten kennen, die mir neuerdings bevorstehen!«

»Es wird Euch vollkommen freistehen, Hoheit, zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen Euch zu begeben, wohin Ihr wünscht, allein unter einer Bedingung: ein paar Polizeidiener werden, gleich euren Dienern gekleidet, Euch stets begleiten — was Niemand wahrnehmen wird. Sollten Euer Hoheit auszufahren oder zu reiten belieben, so habe ich strengen Befehl in eurem Gefolge zu sein.« —

»Die Wiener Herren scheinen demnach zu fürchten, daß ich Karlsbad verlassen will?«

»Hoheit!« — entgegnete der Offizier schmerzlich — »kaum seit ein paar Augenblicken bin ich in eurer Nähe, und schon empfinde ich, daß es mir fast unmöglich werden wird, meine Pflicht mit dem Wunsche zu vereinen, Euch so wenig Unannehmlichkeit als nur möglich zu verursachen; eines jedoch kann ich Euch mit meinem Ehrenworte verbürgen: ich werde thun, was nur irgend in meiner Macht steht, um Euch gefällig zu sein.«

»Im Vollgeföhle eurer Würde, Herr,« nahm Magdalena abermals mit schelmischem Lächeln das Wort,

»habt Ihr mich bisher keiner Antwort gewürdigt; indessen sei es mir erlaubt, Euch darauf aufmerksam zu machen, daß es gerathen sein dürfte, die heldenmüthige Armee, die diese Feste eingeschlossen hält, so bald als möglich abziehen zu lassen.«

»Wenn Ihr mir euer Wort verpfänden wollt, Hoheit,« entgegnete der Offizier, Magdalenen unbeachtet lassend, — »daß Ihr Karlsbad nicht verlaßt, bis euer Paß abgelaufen ist, und Euch sodann geradeaus nach Wien begeben, sollt Ihr volle Freiheit haben zu thun, was Ihr wollt, ja sogar Ausflüge in die Umgegend zu machen, ohne daß ich Euch begleiten lasse; nur ich allein werde Euch in bürgerlicher Kleidung folgen.«

Die Fürstin war von der Wiener Regierung schon so oft gekränkt und verletzt worden, daß sie eher alles zu dulden bereit war, als daß sie sich entschlossen hätte, von jenen Menschen etwas anzunehmen, was einer Vergünstigung gleich. Deshalb berührte auch jetzt die wohlwollende Ritterlichkeit des jungen Offiziers sie höchst unangenehm.

»Ich danke Euch,« entgegnete sie kalt; »allein ich kann jenen Herren, die schon so oft ihr Wort gebrochen, weder mein Ehrenwort verpfänden, noch irgend eine Vergünstigung von ihnen annehmen. Erfüllt daher die empfangenen Weisungen in ihrer ganzen Strenge.«

»Wie Ihr befehlt, Hoheit,« versetzte der Offizier gekränkt, »ich unterwerfe mich unbedingt euren Wünschen.«

»Und das Belagerungscorps zieht nicht ab? Das ist ja ganz unausstehlich!« rief Magdalena ärgerlich aus.

Der Offizier verbeugte sich und verließ das Gemach. Magdalene eilte ihm voran, vertrat ihm den Weg und

sagte fest: „Ich habe noch ein Wort mit Euch zu sprechen, Herr Lieutenant.“

Das Auge des jungen Offiziers fiel jetzt, vielleicht zum ersten Male, auf Magdalenens Züge, deren Schönheit ihn zu überraschen schien; allein die muthwillige Reckheit des vermeinten Jünglings war durchaus nicht nach seinem Geschmacke; er schob ihn daher bei Seite und wollte seinen Weg fortsetzen.

Magdalena ließ sich nicht aus der Fassung bringen. »Ihr müßt mich anhören,« rief sie, die Hand auf seinen Arm legend aus; »ich bin kein Mann, — ich bin ein Weib, die vertrauteste Freundin der Fürstin — ihr nahe verwandt.«

»Ah!« rief Amalie aus.

»Ihr werdet es natürlich finden,« fuhr Magdalena fort, »daß die Fürstin Kákóczi, die Gemalin des Fürsten von Siebenbürgen, des erwählten und anerkannten Oberhauptes der Conföderation, keine Vergünstigungen von den Wiener Machthabern annehmen kann und will. Wollt Ihr jedoch nicht als kaiserlicher Offizier, sondern einzig und allein als redlicher, ritterlich gesinnter Mann auf eine ihrer und eurer selbst würdige Weise ihr die peinliche Lage, in der sie sich befindet, zu erleichtern suchen, — so wage ich Euch zu verbürgen, daß die Fürstin eure Dienste nicht zurückweisen wird.«

»Edle Frau,« entgegnete der Offizier, an der Thür stehend bleibend, »vergebt meine bisherige Unhöflichkeit; die Gegenwart Ihrer Hoheit der Fürstin wird Euch begreiflich finden lassen, daß ich nur für sie allein Augen haben konnte.«

»Natürlich,« entgegnete Magdalena, während ein muthwilliges Lächeln um ihre Lippen zuckte.

»Ich ziehe mich zurück, Hoheit,« fuhr der junge Mann fort; »die Zeit wird beweisen, ob ich meine Pflicht zu erfüllen weiß — die erste und schönste nämlich: die Pflicht des Mannes der herrlichsten der Frauen gegenüber.«

Hiermit verbeugte er sich tief und ehe eine der beiden Frauen ihm antworten konnte, verließ er das Gemach.

»Weshalb hast Du Dich verrathen, Magdalena?« fragte Amadil besorgt.

»Weil Du mich von nun an, wenn uns Zeit dazu gegönnt werden sollte, in Frauenkleidern bei Dir sehen wirst. Es fällt dies weniger auf, als wenn solch ein schmuckes Herrlein Dir wie dein Schatten folgt, und weil der junge Offizier mir gefällt — und bereit ist für Dich durch's Feuer zu gehen!«

II.

»Für mich? Wie meinst Du das?« fragte zerstreut die Fürstin, die durchaus nicht scherzhafter Laune war.

»Ja wohl, Amalie,« entgegnete die Freundin mit Bestimmtheit. »Es wird hier abermals geschehen, was wir schon so oft erfahren haben, daß nämlich Diejenigen, die man man als Wächter über Dich bestellt, durch deine Anmuth besiegt, deine eifrigsten Freunde wurden.«

»Magdalena!«

»So ist's, Amalie, weshalb uns täuschen? Die frommen Jungfrauen des Wiener Klosters belasteten ihr Ge-

wissen mit Lug und Trug, List und Sabalen, nur um Dir gefällig zu sein. Eben so erging es Dir in Wiener-Neustadt und überall, wo Du Dich zeigtest.«

»Jede Vergünstigung, die diese Menschen mir gewähren können, beschämt mich tief — ich vermag nicht sie anzunehmen,« versetzte die Fürstin.

»Einverstanden; wenn jedoch dieser junge Mann bereit sein sollte, mehr für Dich zu thun, als seine Worte uns bisher verriethen — wie dann?«

»Nein, nein!« rief die Fürstin abwehrend aus. »Hast Du des armen Lehmann unglückseliges Geschick vergessen? Nein — niemals werd' ich dareinwilligen, daß das Leben eines redlichen Mannes der Preis meiner Freiheit sei!«

»Ich stimme Dir vollkommen bei, Amalie,« sagte Magdalena ernst, »allein die Hauptursache jenes Unglückes war die, daß Lehmann meinen Rath nicht befolgte. Ich drängte ihn mit Rakóczi zu fliehen, und weiß bis zum heutigen Tage nicht, welcher unglücklicher Gedanke ihn davon abhielt.«

»Nun wohl!« entgegnete die Fürstin nach kurzem Sinnen; »allein nichts darf geschehen, wodurch der wackere Jüngling in Gefahr gestürzt werden könnte, noch weniger aber will ich seiner Zuneigung meine Freiheit danken.«

»Gut denn, laß uns hiebei stehen bleiben, Amalie; — wir werden ja sehen, was die Zukunft uns bringt.« Mit diesen Worten trat sie ans Fenster.

»Ah!« rief sie plötzlich aus, während ihre Züge die größte Befriedigung verriethen, »sieh nur, keine Spur mehr von den tapferen Kriegern, die man gegen Dich ausgesandt! Ich muß gestehen, daß ich große Lust hätte die

Freiheit, die man uns gewährt, auf die Probe zu stellen. Was meinst Du, Amalie, könnten wir nicht eine Fahrt durch die Stadt versuchen? Deine Garderobe könnte bei mir unverzüglich die nöthige Metamorphose zu Stande bringen.«

»Ich sagte dem Offizier —« begann die Fürstin.

»Ich kann Dich versichern,« unterbrach sie die Freundin, »daß Du den Wiener Machthabern keinen größeren Gefallen erweisen kannst, als wenn Du deine Gesundheit ganz und gar untergräbst! — Bedenke wohl, was Du thust, und daß Du es deinem Gatten und deinen Kindern schuldig bist, Dich für sie zu erhalten. Und überdies geht all dein Zartgefühl, all dein schönes Ehrgefühl an diesen Menschen rein verloren, die gar keinen Begriff von ähnlichen Empfindungen haben. Sie denken einzig und allein an zwei Dinge: erstens Beschlagnahme zu legen auf die Schätze, die sie bei Dir vermuthen, und zweitens an der Gattin des Mannes Rache zu üben, deren großer, reiner Charakter sie so winzig klein erscheinen läßt.«

Amalie mußte einsehen, daß die Freundin Recht hatte; sie gab daher nach und bald bestiegen die beiden Frauen den Wagen der Fürstin.

Der Versuch fiel günstig aus; sie machten eine lange Spazierfahrt, ohne Spuren verletzender Beaufsichtigung wahrzunehmen.

Von diesem Tage an brachte Magdalena den größten Theil ihrer Zeit bei der Fürstin Rákóczi zu und zwar in der Tracht ihres Geschlechtes. Nach und nach kamen die Vorsätze der beiden Frauen zur Reife; sie wiegten sich keineswegs in schönen Täuschungen, sie erwarteten nichts

Besseres von der Zukunft, so lange sie sich im Bereiche der deutschen Regierung befanden; und Amaliens neugewonnene Kraft schwand sichtlich unter dem Einflusse so viel unangenehmer Empfindungen dahin. Ihre beiden Söhne Georg und Joseph waren ihre einzige Freude, sie versahen das schwachflimmernde Lämpchen mit dem unentbehrlichen Lebensöle.

Allein der Haupttrost fehlte noch immer; — von dem Gatten getrennt, gleich ihr Leben der dunklen, mondlosen Nacht.

Wie freudig würde sie ihre Freiheit mit den Schätzen erkaufte haben, nach welchen die deutsche Regierung so lustern — auf die so manche geizige Seele die Hand zu legen sich sehnte! — Denn hatte sie die Goldstücke auch nicht in Fässern mit sich gebracht, und legte sie auch keineswegs die Absicht, die nach dem Frieden von Prag jeder Freiheit beraubten und des Joches noch nicht gewohnten Böhmern aufzuwiegeln, so war sie doch durch ihren Gatten überreich mit Geld versehen, und führte auch eine beträchtliche Menge werthvollen Geschmeides mit sich.

Da wir ein paar Wochen später ihre Gemächer aufs Neue betreten, brannten die Wachskerzen schon in den schweren silbernen Leuchtern, und die beiden jungen Frauen waren in ziemlich heiterem Gespräche begriffen. Der Schmerz ist ein Gewand, an dessen rauhes Gewebe das Gemüth sich endlich gewöhnt, wenn es gezwungen ist, dasselbe lange zu tragen.

»Du findest also, daß ich wohler aussehe?« fragte die Fürstin.

»Die Veränderung, die mit Dir vorgegangen, ist

staunenswerth,« entgegnete Magdalena, »und Du hast sehr wohl gethan, den Rathschlägen der eigenen Aerzte nicht Folge zu leisten und auch deine Knaben mitzubringen; sie sind augenscheinlich gleichfalls gekräftigt.«

»Das Klügste war jedoch, wie mir dünkt, daß ich sie gestern zu Zamoiskis geschickt. Glaube mir, ein Stein fiel mir vom Herzen, seitdem ich sie in Sicherheit gebracht, denn dem alten Orbán kann ich vollkommen vertrauen.«

»Auch das beruhigt mich,« fügte Magdalena hinzu, »daß die Zamoiski sogleich nach dem Empfange deines Schreibens einen verlässlichen Menschen hiehergesandt. Es ist ein prächtiges Volk, diese Polen!«

»Freie Luft und Bewegung, vor allem aber das Gefühl der Freiheit haben meiner Gesundheit wohl noch mehr genützt, als das Wasser der wunderthätigen Quellen,« bemerkte die Fürstin. »Ich bin Gott sei Dank so sehr gekräftigt, daß ich den neuen Martern, die mir unsere unermüdlischen Quäler ohne Zweifel bereiten werden, besser gewachsen bin.«

Gerade während Amalie diese Worte aussprach, ward die Thür heftig aufgerissen, und unangemeldet trat der junge kaiserliche Offizier in das Gemach.

Beide Fürstinnen waren höchlich überrascht, denn obwohl der junge Krieger sich Amaliens volles Vertrauen erworben hatte, wagte er doch niemals unangemeldet bei ihr zu erscheinen.

»Vergebung, Hoheit!« begann er, ehe die beiden Frauen zum Worte kommen konnten, »daß ich so spät, in der Uniform und noch dazu unangemeldet es gewagt, mich

hier zu zeigen, allein ein unangenehmes Ereigniß zwingt mich dazu. Doch bitte ich Euch nicht zu erschrecken. «
 Um besser verstehen zu können, was den jungen Offizier zu so ungewohnter Zeit die Gegenwart der Fürstin suchen ließ, müssen wir in unserer Erzählung um ein paar Stunden zurückgehen.

* *

*
 *
 *
 *
 *
 *

Einige Zeit war entschwunden, seitdem Magdalena die Freundin dazu vermocht, den Versuch einer Spazierfahrt zu wagen.

Was sich während dieser Zeit zugetragen, finden wir selbst in jenen geheimen Quellen nicht verzeichnet, die uns bei unseren geschichtlichen Forschungen zu Gebote standen; wir können daher nur aus dessen Folgen darauf schließen.

Eines ist unzweifelhaft: daß nämlich der junge Offizier, dem man die Beaufsichtigung der Fürstin Ká-
 kóczy anvertraut, seine schwere Aufgabe mit Schonung und Zartgefühl vollbrachte, ein neuer Beweis des unwiderstehlichen Zaubers, den jene seltene Frau auf alle ausübte, die das Geschick in ihre Nähe führte. Dies ehrenhafte Benehmen des jungen Mannes läßt es erklärlich finden, daß die beiden Fürstinnen ihn täglich bei sich sahen.

Ungefähr zwölf bis vierzehn Tage nach dem ersten Erscheinen des Offiziers in der Wohnung der Fürstin kam ein alter Herr von kriegerischem Aussehen in Karlsbad an, der in einem der ersten Gasthäuser abstieg und zwar in Begleitung eines jungen Secretärs und drei männlicher

Diener, ohne jedoch größere Aufmerksamkeit zu erregen als andere Badegäste.

Er sowohl als seine Begleiter trugen bürgerliche Kleidung, und nachdem der alte Herr und sein Secretär ihre Mittagsmahlzeit verzehrt, verließ letzterer das Gasthaus und kehrte erst zurück, als in den Gemächern des alten Herrn bereits die Lichter brannten.

Dort sehen wir sie jetzt beisammen.

Auf den ersten Blick erkennen wir, ungeachtet der bürgerlichen Kleidung, daß Beide dem Soldatenstande angehören.

Der Ältere der Beiden, der ungefähr sechzig Jahre zählen mochte, besaß eines jener rauhen Gesichter, welche böse Leidenschaften vorzeitig mit tiefen Furchen durchpflügten, während die ziemlich hübschen Züge des Jüngern durch einen Anstrich kalter Stumpfheit an Annehmlichkeit verloren.

»Was sagt Ihr über Oberlieutenant Radfinszki's Verfahren?« fragte der Ältere, mit der Hand durch das lange graue Haar fahrend — »und vorzüglich darüber, daß die Söhne Rákóczi's nicht mehr hier sind?«

»Was der Herr Oberst heute Morgen zu sagen beliebten,« entgegnete der Gefragte, »daß nämlich seine Handlungsweise verdächtig ist. Man hat ihn nicht hierher gesandt, um der Fürstin den Hof zu machen. Ein Glück, daß sie noch hier ist, und ihn nicht längst hinter's Licht geführt.«

»So geht es immer,« bemerkte der Oberst mit höhnischem Lächeln, »wenn man solchen Burschen Schonung anbefiehlt.«

»Schonung!« wiederholte der Oberlieutenant höchlichst erstaunt.

»Versteht mich wohl,« entgegnete der Andere, »Schonung, die ihm jedoch gewiß nicht der wackere Heuster anbefohlen, dem die Ausführung der Sache übertragen ward, sondern ohne Zweifel Aspremont, der Radzinski vor seiner Abreise zu sich rufen ließ.«

»Ah, also Graf Aspremont?«

»Ja wohl; der gute Herr erfährt alles auf unbegreifliche Weise.«

»Zum Glück läßt sich der Sache leicht abhelfen, und wenn der Herr Oberst befehlen, kann ich sogleich die nöthigen Wachen ausstellen.«

»Wir dürfen keinen Lärm schlagen,« versetzte der Oberst, »jedenfalls muß ich erst mit Radzinski sprechen; — wann kommt er?«

»Er wollte nur seine Uniform anziehen und wird sogleich hier sein, oder ist es vielleicht schon, denn ich höre Säbelgeklirr auf der Treppe.«

»Es wäre mir lieber gewesen, wenn er in Civilkleidern geblieben; ich vergaß es Euch zu sagen, doch hättet Ihr's errathen können,« entgegnete der Oberst mürrisch.

Wirklich vergingen kaum ein paar Augenblicke, und der Offizier, den wir bei der Fürstin Rakóczi gesehen, trat in voller Uniform mit Säbel und Kürasch, den dreieckigen Hut in der Hand, in das Gemach.

Er verbeugte sich achtungsvoll vor dem Obersten, und obgleich seine Züge Befangenheit verriethen, trat er doch ziemlich ungezwungen näher.

»Ihr kennt mich wohl, Herr Oberlieutenant?« fragte der Oberst kalt und ernst.

»Ich bin so glücklich den Herrn Oberst Wegebauer zu kennen, und begab mich auf sein Gebot hierher,« entgegnete der Offizier.

»Gut denn,« sagte der Oberst aufstehend und eine mächtige Prise aus seiner ungeheuren Tabaksdose nehmend; »vor allem muß ich Euch zu wissen thun, daß ich mich auf Befehl unseres gnädigsten Herrn, des Kaisers, selbst hier befinde, und aus eurer Meldung zu hören erwarte, wie Ihr den Euch gegebenen Auftrag erfüllt habt.«

»Wie Ihr dies nach der Meldung meines Kameraden hier wohl bereits wissen werdet, Herr Oberst,« entgegnete Radzinski. — »Die Fürstin hat Karlsbad nicht verlassen, und wird es nicht verlassen, wie ich Euch dies versichern kann.«

»Wagt Ihr dafür einzustehen?« fragte der Oberst streng; »was verbürgt uns dies, nachdem wir alle Ursache haben zu glauben, daß das schöne Dämchen es war, das ihren Gatten in Wiener-Neustadt der verdienten Strafe zu entziehen gewußt, und nur zu gut wissen, daß sie in List und Cabalen aller Art wohl bewandert ist?«

»Ich kann Euch keine bessere Bürgschaft leisten, Herr Oberst,« entgegnete Radzinski, mühsam seine Aufregung niederkämpfend, »als daß die Fürstin hier ist, und ich von allem unterrichtet bin, was in ihrer Wohnung geschieht.«

»Wie ich höre,« unterbrach ihn der Oberst mürrisch, »habt Ihr den ehrenden Auftrag, der Euch geworden, ganz falsch aufgefaßt, und seid weit davon entfernt, die nöthige Strenge dieser gefährlichen Circe gegenüber in

Anwendung zu bringen. — Sagt mir, wie habt Ihr es gewagt, trotz der genauen Weisungen, die Ihr empfangen, die Abreise der beiden Kinder der Fürstin ungehindert geschehen zu lassen?«

»Herr Oberst, in meinen Instructionen wird der Festhaltung der fürstlichen Kinder mit keiner Sylbe Erwähnung gethan; im Gegentheile ward mir eingeschärft, keine Strenge gegen sie anzuwenden. Was jedoch die Fürstin selbst betrifft, so muß ich gestehen, daß ich mich schämte, einer Frau gegenüber auf größere Beschränkungen zu dringen, als mir nöthig dünkte.«

Der Oberst zog die Stirne in immer tiefere Falten.

»Wie versteht Ihr das, Herr Camerad?« bemerkte dessen jüngerer Begleiter. — »Ich will nicht hoffen, daß diese Bemerkung irgend eine verletzende Andeutung in sich faßt.«

»Ich statte hier dem Herrn Obersten meine Meldung ab,« versetzte Radzinski, »und meine Worte haben keinen verdeckten Sinn. Ich habe nur zu bemerken, daß ich so genau von allem unterrichtet bin, was sich bei der Fürstin zuträgt, daß sie jeden Augenblick vollkommen in meiner Gewalt ist, ohne daß ich es für nöthig hielt, äußerlich größere Strenge in Anwendung zu bringen, und das um so mehr, da mir Schonung anbefohlen ward. Uebrigens ist ihre Wohnung stets von geheimen Wächtern umstellt.«

»Ich will die geheimen Weisungen, die Ihr empfangen, nicht näher untersuchen,« entgegnete der Oberst. »Ihr werdet Euch, falls dies nöthig befunden werden sollte, mittelst derselben vor einem Kriegsgerichte zu recht-

fertigen haben; ich weiß nur so viel, daß meine Weisungen sehr bestimmt und kategorisch sind.«

Der alte Herr schwieg ein paar Augenblicke und fuhr dann in strengem Tone fort:

»Oberlieutenant Bittersfeld, den Ihr hier vor Euch seht, wird von morgen an die Bewachung der Fürstin übernehmen. Ihr werdet ihm das Commando über eure Leute übergeben, und dann unverzüglich zu eurem Regimente zurückkehren.«

»Herr Oberst,« sagte Radzinski erbleichend, »ich gehorche und hege die sichere Hoffnung, daß, was die aufmerksame Bewachung der Fürstin betrifft, mein Herr Kamerad mit den getroffenen Anordnungen vollkommen zufrieden sein wird.«

»Das wird sich zeigen,« unterbrach ihn der Oberst. »Ihr werdet Euch demnach morgen früh hier einfinden, um den Herrn Oberlieutenant in seine neuen Pflichten einzuführen.«

»Zu Befehl, Herr Oberst,« entgegnete Radzinski, sich verbeugend.

»Wenn dies geschehen ist,« fuhr der alte Herr fort, »werdet Ihr den Herrn Oberlieutenant der Fürstin vorstellen. Wie ich höre, hat sie Abend gewöhnlich Besuch, und wir müssen jedes Aufsehen meiden; deshalb verschiebe ich die Vorstellung auf morgen früh.«

Radzinski neigte das Haupt statt jeder Antwort.

»Da ich jedoch,« fuhr der Oberst fort, »von dergleichen wandernden Fürstinnen keine so günstige Meinung hege als Ihr, Herr Oberlieutenant, befehle ich Euch,

augenblicklich eine Wache vor die Thür ihres Hauses zu stellen.«

»Alles soll geschehen, wie Ihr befehlt,« versetzte der junge Offizier, dessen kaltes, jedoch vollkommen ehrerbietiges Benehmen den alten Herrn ein wenig außer Fassung zu bringen begann, denn es bot ihm keinen Raum zum Ausbruche seines Mergers dar, was weit mehr nach seinem Geschmacke gewesen sein würde.

»Jetzt könnt Ihr gehen, Herr Oberlieutenant,« sagte er endlich kurz; »ich erwarte die strenge Erfüllung meiner Befehle.«

Radsinski verbeugte sich und verließ das Gemach.

Als er die Thür hinter sich zugezogen hatte, warf der Oberst sich ärgerlich auf einen Stuhl und rief aus: »Diese glatten, höflichen Leute sind mir unerträglich; man weiß sie nirgends zu fassen, und doch hätte ich die größte Lust gehabt, ihm tüchtig den Kopf zu waschen. Jedenfalls wird es nicht schaden, wenn Ihr Euch noch heute später mit eigenen Augen davon überzeugt, ob die nöthigen Wachen ausgestellt sind. Ich will zu Bette gehen, denn ich fühle mich unwohl.«

* * *

Hier nehmen wir von dem verdienstvollen Herrn Obersten und dem lebenswürdigen Oberlieutenant Abschied, um so rasch als möglich zu den beiden Fürstinnen zurückzukehren, die wir in dem Augenblicke verließen, wo Radsinski sie durch sein plötzliches Erscheinen überraschte und beunruhigte.

III.

Es gibt kein unfehlbareres Mittel, diejenigen in Angst zu versetzen, die wir zu beruhigen wünschen, als wenn wir ihnen sagen: »Erschreckt nicht!« So geschah es auch diesmal, und die beiden Fürstinnen fühlten sich durch die Worte des jungen Offiziers in die peinlichste Aufregung versetzt.

»Seid mir gegrüßt, Radzinski,« sagte Amalie sich fassend, mit sanfter Würde; »steht uns Peinliches bevor, so bin ich wenigstens davon überzeugt, daß nicht Ihr es seid, der es über uns verhängt.«

»Im Gegentheile,« setzte Magdalena hinzu, »sind wir gewiß, daß Ihr es mildern werdet, so weit dies in eurer Macht steht.«

»Mehr als das, alle Frauen!« entgegnete Radzinski befangen und doch mit einer gewissen Hefigkeit. »Nicht um zu mildern, wohl aber um zu helfen, wagte ich es mich zu so ungewohnter Stunde bei Euch einzudrängen, und kann Euch nicht genug des Dankes sagen für das beglückende Vertrauen, das zu verdienen die schönste Aufgabe meinen Lebens sein soll. Allein zur Sache, edle Frauen, denn die Zeit drängt.«

Hiermit theilte er den beiden Freundinnen in kurzen Worten das Geschehene mit, und die Antwort der Fürstin nicht abwartend fuhr er lebhaft fort:

»So eben hat es neun geschlagen; in einer Stunde muß die Fürstin Kákóczi oder beide Fürstinnen, wenn's

Such beliebt, von ein paar treuen Dienern begleitet, Carlsbad bereits verlassen haben; das übrige Gefolge kann erst um Mitternacht aufbrechen, wenn in der Stadt bereits alles schläft.«

Die beiden Frauen, die aus des Lieutenants gedrängten Worten die Nothwendigkeit so raschen Handelns nicht entnehmen konnten, riefen überrascht aus:

»Wie, so rasch? — jetzt — in einer Stunde?«

»Ja, Hoheit; wo möglich selbst noch früher.«

»Und Ihr wollt Euch der vollen Wuth der um ihre Beute betrogenen Regierungsmänner aussetzen?« sagte Amalie, während, ob dieser neuen Verfolgung, die Röthe des Unwillens ihre Züge überflog.

»Ich werde Euch folgen, Hoheit, Euch beschützen und vertheidigen, so lange noch ein Tropfen Blutes in meinen Adern fließt; kümmern Euch nicht um mich; hängt doch meine eigene Freiheit jetzt bereits von eurem glücklichen Entkommen ab.«

»Wagt Ihr mir dies mit eurem Ehrenworte zu verbürgen?« fragte Amalie.

»Ja, Hoheit,« entgegnete der Offizier, dessen ganze Haltung verrieth, wie groß seine Aufregung und wie dringend der Wunsch war, die Ueberredung so bald als möglich zu Ende zu bringen. »Ja, Hoheit; und ich flehe um Vergebueg, wenn ich mich genöthigt sehe, Euch zu bitten, so eilig als nur möglich eure Vorbereitungen zu treffen.«

»Auf welche Weise werden wir reisen?« fragte Magdalena; »denn daß ich meine Freundin im Augenblicke der Gefahr nicht verlasse, müßt Ihr wohl natürlich finden.«

»Zu Pferde — so einfach als möglich, und nur von

zwei Dienern begleitet,« lautete die Antwort. »Habt die Güte, Hoheit, in größter Stille die nöthigen Vorbereitungen zu treffen; um zehn Uhr werde ich wieder hier sein.«

»Gut denn,« entgegnete die Fürstin; »beeilt Euch, denn ich sehe, daß wir keine Zeit zu verlieren haben; in einer Stunde werde ich bereit sein Euch zu folgen.«

Radzinski verbeugte sich und verließ eilig das Gemach.

»Magdalena,« rief die Fürstin aus, »Du bist der Wolken gewohnt, die den Sturm auf ihren Flügeln tragen, und wirst mich daher nicht warten lassen! Je eher Du zurückkommst, desto besser; bis dahin will ich meine Anordnungen treffen.«

* * *

Magdalena trat zur Reise gerüstet in das Gemach der Fürstin, als die Uhr das Viertel vor zehn schlug. Einfache Männerkleider deckten ihre schönen Glieder und ein breitgekrämpfter Hut saß auf dem reichgelockten Haupte.

Die Fürstin war bereit; alle ihre Anordnungen waren getroffen, die Diener von allem unterrichtet und bereit der geliebten Herrin bis an der Welt Ende zu folgen.

Gesattelt und gezäumt standen die nöthigen Pferde in den Ställen und harrten nur des Vorführens.

»Ist alles geordnet?« fragte Magdalena das Gemach betretend.

»Vollkommen,« entgegnete die Fürstin. »Sobald Radzinski kommt, können wir aufbrechen.«

Während die beiden Frauen zusammen sprachen, hing ihr Auge an dem Zeiger der Uhr.

»Zehn Uhr!« rief Amalie plötzlich aus, »und Radzinski ist noch nicht hier! Was kann das zu bedeuten haben?«

»Ein unvorhergesehenes Hinderniß,« entgegnete Magdalena in ungeduldiger Aufregung, »wenn nicht noch Ueblers.«

In diesem Augenblicke ertönte ein gellender Pfiff.

* * *

Als Radfinski die beiden Frauen verließ, hatte er kaum noch Zeit den vertrauten Dienern der Fürstin kurz seine Weisungen zu ertheilen und dann nach seiner Wohnung zu eilen. Er schickte seinen einzigen treuen Diener mit ein paar Pferden voraus, wechselte dann rasch die Kleider, und eilte zu Fuß, in bürgerlichem Anzuge, nach der Wohnung der Fürstin zurück.

Als er derselben nahte, schien es ihm, als sähe er im Dunkel der Nacht Jemand vor den geschlossenen Fenstern des Hauses stehen; und als er eilig näher kam, schienen seine Schritte gleichfalls die Aufmerksamkeit des nächtlichen Lauschers zu erregen. Er trat dem Kommenden entgegen, und Radfinski sah, daß der Unbekannte Offizier war.

»Das ist Bitterfeld!« dachte Radfinski, und da er einsah, daß er ihm nicht mehr ausweichen konnte, trat er ihm muthig näher, denn es lag nicht in den Gewohnheiten des jungen Polen, der Gefahr aus dem Wege zu gehen.

Jetzt standen die beiden jungen Männer einander gegenüber.

»Was sucht Ihr hier?« fragte Bitterfeld, denn er war es wirklich.

»Jedenfalls nicht Euch,« entgegnete Radfinski, seinen Gleichmuth nicht verlierend.

»Ich bin auf Befehl des Obersten hier, um mich mit

eigenen Augen davon zu überzeugen, ob Ihr die Wachen aufgestellt; wo sind sie?» entgegnete der Offizier.

»Auf keinen Fall unter den Fenstern der Fürstin, wo Ihr sie zu suchen scheint,« versetzte trocken der Gefragte.

»Was soll das heißen?« rief Bittensfeld aus; »Ihr wagt es mich zu beleidigen, weil ich meine Pflicht erfülle?«

»Hörchen und Spioniren ist keines Soldaten Pflicht. Ich empfang des Obersten Befehle nach neun Uhr, jetzt hat es noch nicht zehn geschlagen — was habt Ihr hier zu suchen?«

»Ohne Umschweife, Herr!« rief Bitterfeld ärgerlich aus, »hier scheint Verrath im Werke zu sein. In den Gemächern eilt man hin und her, und auch in den Stallungen ist noch alles auf den Beinen! — Ich will wissen, was dies zu bedeuten hat.«

»Hier geschieht nichts, wovon ich nicht unterrichtet bin,« entgegnete Radzinski; »und da Ihr gar so neugierig seid, Herr Oberlieutenant, so hört was hier im Werke ist. Als ich Dienste nahm in der Armee Seiner Majestät des Kaisers, glaubte ich Soldat zu werden, nicht aber Kerkermeister oder gar geheimer Polizeiagent.«

»Herr, welche Unverschämtheit!« rief Bitterfeld entrüstet aus und legte die Rechte an den Säbelgriff.

»Hört mich zu Ende,« unterbrach ihn Radzinski, »ich will so kurz als möglich sein. So lange ich mit Anstand vor der Fürstin auftreten konnte, und nicht genöthigt war, die tausend Wunden der liebenswürdigen Frau mit rauher Hand zu berühren, erfüllte ich meine Pflicht — unwillig zwar, doch mit der strengsten Pünktlichkeit. Seitdem ich

jedoch weiß, daß Ihr die Fürstin nicht nur der Freiheit berauben, sondern Euch ihr Geld und ihre Juwelen aneignen wollt, — bin ich entschlossen, dies nicht zu dulden.«

»Wie so, nicht dulden?« rief Bitterfeld aus, »und Ihr wagt es, mir dies ins Gesicht zu sagen?«

»Ich wage mehr, Herr Oberlieutenant, ich wage Euch zu sagen, daß es keineswegs euer Glückstern war, der Euch hierhergeführt, um wehrlose Frauen zu behorchen.«

»Ah, das übersteigt wahrlich alle Schranken!« brach Bitterfeld los und riß den Säbel aus der Scheide.

»Ihr zieht den Säbel gegen einen waffenlosen Gegner, wie ritterlich! — mit ähnlichen Vögeln muß man anders verfahren.« Hiemit zog Radzinski eine Pistole aus der Seitentasche seines Rockes und rief in einem Tone, welcher keinen Zweifel übrig ließ, daß er es ernstlich meinte:

»Laßt den Säbel augenblicklich in die Scheide fallen, sonst schieße ich Euch nieder!«

Der Offizier blieb ruhig. »Ah!« rief er aus, »ich habe es also hier mit Banditen zu thun!« Hiermit führte er einen so mächtigen Hieb gegen Radzinski's Kopf, daß, wenn er ihn getroffen hätte, jede weitere Gegenwehr unmöglich gewesen sein würde.

Allein Radzinski war auf seiner Hut; blickschnell parirte er den Hieb mit der Pistole, und im nächsten Augenblicke hatte er dem Offizier den Säbel aus der Faust gerungen, der zornesbleich und mit schäumenden Lippen vor ihm stand.

»Niederträchtig!« rief er wüthend aus, »so vertheidigt sich nur ein Schurke.«

»Vorwärts, Herr!« rief Radzinski, mit einem Drucke seines Fußes den Säbel Bitterfeld's in Stücke brechend. »Ich weiß mit, wem ich es zu thun habe; vorwärts — jenem Hause zu, wenn's Euch beliebt.«

»Nicht einen Schritt!« entgegnete der Andere. »Schießt, wenn Ihr wollt, der Meuchelmord scheint euer Handwerk zu sein; allein niemals sollt Ihr sagen können, daß ich mich zu einer Feigheit zwingen ließ.«

»Ich bedaure, Herr,« entgegnete Radzinski, »daß die Nothwendigkeit uns gerade in diesem Augenblicke einander gegenüberstellt, denn ich finde Euch besser, als ich gewöhnt. Allein jezt handelt sich's nicht um mich, wohl aber um die Freiheit der Fürstin; deshalb vorwärts, vielleicht kommt einst noch der Augenblick, wo wir diese Sache unter uns ins Reine bringen können.«

Hiermit packte Radzinski den Offizier mit Riesenkraft am Arme, that einen gellenden Pfiff, und ein paar Sekunden später befand sich Bitterfeld in den Händen der Diener der Fürstin und von Radzinski's stämmigen Bedienten, die ihn nach wüthender Gegenwehr bewältigten und nach dem Kellergewölbe des Hauses brachten, das sie sorgsam hinter ihm verschlossen.

Auf diese Weise war der einzige Mensch, der verathen konnte, was hier geschehen sollte, aus dem Wege und unter Schloß und Riegel gebracht.

Zu so später Stunde ging Niemand mehr in dem entfernten Stadtviertel, in welchem sich die Wohnung der Fürstin befand, hin und her; es gab daher kein

Hinderniß mehr zu fürchten, und Radfinski betrat die Gemächer der Fürstin.

* * *

Was sich später zutrug, läßt sich in wenige Worte fassen.

Schon ein paar Tage vor den erwähnten Ereignissen hatte Magdalena die Fürstin Rákóczi zu dem Entschlusse gebracht, jetzt, wo sie ihre Kinder nicht länger als Pfand in den Händen ihrer Verfolger wußte, sich deren Macht für immer zu entziehen. Radfinski ward in alle Pläne der beiden Frauen eingeweiht, allein noch nichts war festgestellt, als die unvermuthete Ankunft Oberst Wegebauer's die Sachen plötzlich zur Reife brachte.

Die Fürstin wählte für's Erste in Sachsen (°) die größte Sicherheit zu finden, und eilte demnach dahin. Dienerschaft und Gepäck folgten ihr ein paar Stunden später nach.

In den ersten Morgenstunden des folgenden Tages vernahmen die Vorübergehenden Bitterfeld's Geschrei und befreiten ihn aus seinem Gefängnisse; in welch' gemüthlicher Stimmung, läßt sich denken.

Ein Spiegel der Vergangenheit.

Die Fürstin Rákóczi war gerettet; was weiter mit ihr vorfiel, werden wir später erfahren.

Franz Rákóczi fühlte sich zu jener Zeit von gar mancherlei Sorgen und Unruhen bedrückt.

Schon als er zum Fürsten Siebenbürgens erwählt.

ward, gab es gar Viele in seiner Umgebung, die sich nicht scheuten, seinen treuesten Freund, Bercsényi, den Gelüste nach dem Fürstenthum jenes Landes zu beschuldigen.

Ebenso feindlich sprachen sich die übrigen Heerführer über Alexander Károlyi aus.

Nach der Öninger Versammlung wandte die Göttin des Krieges den ungarischen Fahnen, die sie so oft zu unverhofften Siegen geführt, nur allzu augenscheinlich den Rücken.

Nur in Kürze wollen wir all' die verfehlten Schlachtpläne, Verluste und Reibungen jener unglückseligen Tage erwähnen; denn so freudig wir Kákóczi im Glanze seines Glücksterns begleiteten, eben so traurig und mit blutendem Herzen verzeichnen wir die Ereignisse, an deren Schwelle wir stehen.

Wir glauben keinen Fehler zu begehen, wenn wir ein paar Blätter der Geschichte in die blumenreichen Pfade unserer Begebenheiten flechten — ist doch die Geschichte oft nur der wunderbarste der Romane.

Die Fürstenwürde Siebenbürgens brachte Kákóczi nur wenig Glück. Es schien als hätte er dies voraus empfunden, wie der Sturmvogel das herannahende Unwetter; denn er stürzte sich immer und immer wieder in die Wellen feindseliger Conflictes, ohne den Sturm beschwören zu können.

Bussi Rabutin hatte den Befehl erhalten, in Siebenbürgen einzubrechen; allein seine Truppen waren in Folge wiederholter Verluste so sehr erschöpft, daß er fünfundvierzig Tage brauchte, um nach Siebenbürgen zu gelangen, wo er, nachdem er die ordnungslosen ungarischen Heeres-

abtheilungen auseinandergesprenkt, Rákóczi der Fürstenthümlichkeit des Landes entfegte. (⁹⁶)

Dies war der erste, doch mächtige Schlag, welcher Rákóczi nach der Versammlung von Onod traf.

Nie bewährte sich sein Charakter glänzender als inmitten all' dieser schweren Verluste. Ein einziger günstiger Strahl des Schicksals lohnte die Reinheit seiner Absichten, die Strenge seiner Tugend — bald werden wir sehen auf welche Weise.

In Polen stritten sich zu jener Zeit August von Sachsen und Stanislaus Leszcynski um die Krone.

Leszcynski's Ansprüche standen unter dem Schutze Karls des Zwölften, Königs von Schweden; jene Augusts wurden von Peter dem Ersten, Kaiser von Rußland, dem kräftigsten Manne seiner Nation, begünstigt.

Beide Monarchen kamen ihren Günstlingen mit den Waffen in der Hand zu Hilfe.

Carl der Zwölfte hatte nach dem Altranstädter Frieden August gezwungen, dem Throne Polens zu entsagen, während Stanislaus Leszcynski von allen Mächten Europas — den Czar allein ausgenommen — als König von Polen anerkannt ward.

Der Czar, der August — der Starke genannt — nach und nach besser kennen lernte, begann tiefe Verachtung für ihn zu empfinden, weil er bei Gelegenheit des Altranstädter Friedens sich gleichsam selbst feige im Stiche gelassen, und deshalb begünstigte er seine Sache nicht länger. (⁹⁷)

Das von Parteien zerrissene Polen, das sich sonderbar genug den Namen Republik beilegte, bedurfte eines

Königs. Die Ersten des Landes erklärten in der Lubliner Versammlung den Thron für erledigt, und die Mehrheit neigte sich in ihrer Wahl Rákóczi zu.

Peter I. sandte alsogleich eine Gesandtschaft an den Fürsten, die ihm auf die schmeichelhafteste Weise zu wissen that, daß der Czar es gewesen, der ihn als den Würdigsten den Großen des Reiches vorgeschlagen, und daß diese nur seines Entschlusses harren, um ihn feierlich zu wählen. Allein zu gleicher Zeit ließ er ihm auch sagen, daß, falls er nicht geneigt sei, die Krone anzunehmen, Prinz Eugen von Savoyen für dieselbe vorgeschlagen werden solle, und er, der Czar, dann im Vereine mit demselben zu Gunsten Kaiser Josephs gegen Ungarn aufzutreten gedenke. (98)

Rákóczi sah demnach die Krone eines schönen, freisinnigen Landes und ein Bündniß mit dem mächtigsten Herrscher Europas in seinem Bereiche, während in Ungarn der Würfel sich gewendet hatte, und selbst in seinen günstigeren Zufälligkeiten die Zahl der ihm zu Gebote stehenden ordnungsloser Streitkräfte merklich schwächte. (99) Selbst seine besten Heerführer mußten im Kampfe für die Freiheit zwar zu sterben, allein in großen und entscheidenden Kämpfen den Sieg zu erringen, überstieg ihre Kraft. (100)

Rákóczi stand in der schönsten Blüthe des Mannesalters und besaß zwei Söhne. Allein so rein und uneigennützig [war die Vaterlandsliebe, die seine Brust erfüllte, daß, wie einst Potocki gegenüber, er auch jetzt der Krone Polens entsagte, die er bereits in den Händen hielt. (101)

Wie es ihm gelang, durch eine glänzende, von Ber-

senyi angeführte Gesandtschaft die Sache so einzurichten, daß er weder den mächtigen Autokraten des Nordens noch aber die polnische Nation durch seine verneinende Antwort verletzte, — dies hier zu erörtern, würde allzuweit führen. Genug, wenn wir hier die Thatsache verzeichnen, daß der Szar die Gesandtschaft mit ausgezeichnete Leutseligkeit empfing und Bercsenyi den Erwartungen Rákóczi's vollkommen zu entsprechen mußte. ⁽¹⁰²⁾

Die Polen suchten später bald den einen, bald den andern ihrer Könige hervor, und Rákóczi hatte für immer die Ansprüche abgeschüttelt, deren Erfüllung ihn seinem Hauptzwecke nur entfremdet haben würde.

Indessen war Paul Eszterházi, der tapferste der Heerführer Rákóczi's, in Steiermark eingebrochen, und die Vortheile, die er dort errang, brachten die Wiener Regierung in arge Verwirrung.

Nach Bussi Rabutin's glücklichem Auftreten in Siebenbürgen hatte Kaiser Joseph für das Fürstenthum eine allgemeine Amnestie erlassen, welche auch diesmal, wie immer, üblere Folgen hatte, als die eisernste Strenge. Ein ganzer Schwarm Schwankender und Furchtsamer ging in's deutsche Lager über.

Kaiser Joseph hatte für den 9. Februar 1708 den Landtag nach Preßburg zusammenberufen. Paul Eszterházi, der Palatin, unter dessen Vorsetze die Landtagssitzungen abgehalten werden mußten, besaß das Vertrauen der Nation keineswegs. Jedermann weiß, daß er gerade nach dem Schlusse jenes unvollständigen Landtages zum Fürsten des römischen Reiches erhoben wurde, welcher das Erbrecht des Herrscherhauses begründet, der berühmte

Schluß der Bulle des Königs Andreas jedoch, in welchem des Widerstandes mit bewaffneter Hand gedacht wird, von den Anwesenden ausgelöscht ward.

Eszterházi sandte auch Rákóczi, nebst der Zusage vollkommen persönlicher Sicherheit, ein Einladungsschreiben.

Der Fürst entgegnete hierauf, daß er recht gut wisse, wohin derlei Landtage führen, und daß er jene Herren, die dabei erscheinen sollten, unter keiner Bedingung als Vertreter Ungarns anerkennen werde.

Schon beim Beginne des Landtages wichen die Versammelten von dem vorgesteckten Ziele ab, und die geistlichen Herren riefen einen Religionsstreit hervor.

Nach zahlreichen Reden, zahlreichen gegenseitigen Anklagen und heftigen Ausfällen gingen die Stände auseinander. Die Protestanten kehrten, empört ob der ungewolligen Herrschergelüste des katholischen Clerus, mit dem Wunsche in ihre Heimat zurück, daß Sieg und Segen die Schaaren Rákóczi's geleiten möge. ⁽¹⁰³⁾

Allein die Siegesgöttin folgte nicht mehr den Fahnen Rákóczi's! Seine Truppen waren eben so entschlossen, eben so heldenmüthig und selbstaufopfernd wie bisher doch unter ihren Führern wüthete das verheerende Gift der Zwietracht; und der erste tödtliche Schlag ward durch die Croaten — die einst brüderlich Freud und Leid mit den Ungarn getheilt — herbeigeführt.

Dreißigtausend Mann standen in der Nähe von Erencsin, von Rákóczi selbst und Bercsényi befehligt; sie stießen dort mit dem Ban von Croatien, Johann Pálffy, und Siegbert Heister zusammen.

Sechstausend Ungarn tränkten das Schlachtfeld mit ihrem Blute — und die Schlacht ging verloren.

Wie wir gesehen, hatten die deutschen Besatzungen der befestigten Plätze, wenn diese eingenommen wurden, fast immer zu Rákóczi's Fahnen geschworen, allein bisher war es noch nie geschehen, daß auch ein ungarischer Heerführer und seine Truppen zum Feinde übergingen. Jetzt ward Rákóczi auch dieser Kelch geboten. Ladislaus Ócskay, der berühmte Freibeuter, der noch vor wenig Wochen der Schrecken Mährens und Oesterreichs gewesen, ging mit tausend Reitern zum Feinde über. Es war dies der erste Verrath und leider trug er nur zu reiche Früchte, denn zahlreiche Edelleute folgten Ócskay's Beispiele, während andere sich unthätig auf ihre Besitzungen zurückzogen, oder noch vor Ablauf der gestellten Frist dem Kaiser huldigten. — Später fiel Ócskay, in der Nähe von Verbo, den ungarischen Truppen in die Hände und büßte den begangenen Verrath mit dem Leben.

Raum vermochte Rákóczi bei Erlau fünftausend Mann um sich zu sammeln, während Bercsényi, vom Feinde gedrückt, sich genöthigt sah, fortwährend zu retiriren. ⁽¹⁰²⁾

Die drohende Stunde der Entscheidung hatte geschlagen.

Rákóczi berief eine Landesversammlung nach Patak.

Die kühnen Herzen waren durch die verlorenen Schlachten nicht eingeschüchtert — dies bewies die Pataker Versammlung.

Alexander Dttlik, der das Vorgefühl des Verfalles besaß, dessen Same so reichlich unter den ungarischen

Heerführern ausgestreut worden war, that den Vorschlag, die Friedensunterhandlungen wieder aufzunehmen.

Da sprang Bercsényi von seinem Sitze und zog den Säbel gegen ihn, um ihm, mit den Waffen in der Hand, zu antworten, und nur mit Mühe gelang es Rákóczi die Ruhe wieder herzustellen.

Nebst zahlreichen Beschlüssen, welche zur Fortsetzung des Kampfes gefaßt wurden, ordnete man auch allgemeine Gebete und feierliche Umgänge an. (105)

Selbst der Czar, Peter I., bot sich zum Vermittler an; doch nichts wollte fruchten, die Repräsentanten der so tiefgefränkten Nation sehnten sich nach Krieg.

Die Feindseligkeiten wurden mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt, allein Rákóczi's Glückstern leuchtete nicht mehr.

Siebenbürgen war verloren; Ladislaus Kevay überlieferte Neutra den Deutschen; Caspar Kevay ergab sich sammt der Besatzung von Rosenberg und zweihundert Eiptauer Edelleuten Johann Pálffy und fast der ganze Landadel der Umgegend folgte seinem Beispiele. (106)

Kaiser Joseph erließ abermals eine Amnestie für alle, die binnen Monatsfrist sich für ihn erklären würden; und wen die Drohungen und Grausamkeiten der deutschen Generale nicht wankend gemacht, der ließ sich jetzt durch das unsichere Versprechen der Gnade und Verzeihung fortreißen.

Joseph I. verhiess nicht nur Begnadigung, sondern überdies auch die Rückgabe der confiscirten Besitzungen; zwei Männer nur waren von dieser Vergünstigung ausgenommen — freilich waren diese Beiden Franz Rákóczi und Nicolaus Bercsényi.

Selbst Emerich von Bezerédi, einer der tapfersten Heerführer Kákóczi's, der im Laufe des Krieges mit eigener Hand zweiundsiebzig deutsche Offiziere getödtet hatte, vermochte nicht der Versuchung zu widerstehen, und war gerade im Begriffe mit der Truppenabtheilung, die er befehligte, zu den Deutschen überzugehen, als seine Absicht aufgedeckt wurde.

Kákóczi wollte ihn der Todesstrafe entziehen, die über ihn und seinen Obersten Bodó verhängt worden war; allein Anton Eszterhazi widersezte sich diesem Vorhaben, und erklärte in seinem eigenen und der übrigen Heerführer Namen, daß er solch einen Schmutzleck auf der Ehre seiner Nation nicht dulden könne, und die Begnadigung, die man Bezerédi und Bodó angedeihen lassen wolle, das Zeichen einer allgemeinen Waffenstreckung sein würde. (107)

Die beiden tapferen, jedoch verblendeten Männer waren demnach dem Tode verfallen.

* * *

Seht die Galeere, die dort mit den erbosten Elementen kämpft! Vom Blize getroffen sinkt der Mastbaum in Trümmer; auf jedem der mächtigen Segel prangte das Wappen eines Landes; jezt flattern sie zersezt von den zersplitterten Sparren. Die Wuth der Wellen treibt die Planken aus einander, und festgeklammert an dem Verdecke hat sich der Enterhaken kühner Seeräuber.

In seinem Raume wüthet die Pest, die Mannschaft schmilzt zusammen und eifrig schwingt der Tod seine Sense mit unermüdlcher Hand.

Jezt versinkt das Hintertheil und der Rest der Mannschaft stürzt nach dem Vordertheile, bis eine Welle

dies niederdrückt und sie nach des Fahrzeugs anderer Seite schießt.

Entsetzen und Verwirrung herrschen überall — Niemand wagt mehr zu hoffen — nur ein Mann steht ruhig inmitten der Zagenden und seine Stimme dringt gleich Trompetenschall durch das Brausen des Sturmes — und dieser Eine ist der Capitän des sinkenden Fahrzeugs!

* * *

So stand es um das Volk der Ungarn.

Wohin die ungarischen Truppen sich wenden mochten, begegneten sie Flüchtlingen; Tausende und Tausende zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen flohen sie von einem Orte zum andern, nicht wissend wen und was sie eifriger fliehen sollten, den Feind oder die tödtliche Seuche; denn mehr als jemals wüthete die Pest, und Weiber, Kinder und Greise, oft nur in spärliche Lumpen gehüllt, trotzten den eisigen Stürmen des strengen Winters.

Brenkovies und dessen Gefährten entfalteteten ihre ganze Thätigkeit während dieser schweren Lage. Kákóczi erfuhr alles, was der Feind wider ihn im Schilde führte, und der gewandte Rundschaftergeneral wußte selbst Pálffy's rege Aufmerksamkeit in Schlummer zu wiegen.

Allein dies alles half nur wenig; denn die Pläne der deutschen Heerführer, durch die Zweifel des Prager Hofkriegsrathes durchkreuzt, wechselten täglich, ja stündlich, und ließen den Launen des Zufalls freies Spiel.

Noch einmal — zum letzten Male — traf ein Strahl der einstigen Glückssonne die Schaaren der Ungarn; — doch blutigroth, gleich den Strahlen der sinkenden Sonne und wie diese vom Dunkel gefolgt.

Bei der Ortschaft Komhány, unweit Badkert, trafen Rákóczi und Bercsényi noch einmal mit Heister zusammen. Wüthend griffen sie ihn an und erfochten einen glänzenden Sieg. Doch vom Beutedurst fortgerissen, begannen die ungarischen Truppen sich zu zerstreuen.

Dies wahrnehmend ergriff Heister den günstigen Augenblick, sammelte einen Theil seiner versprengten Truppen, wandte sich den Ungarn wieder zu, schlug sie aufs Haupt und zwang selbst Rákóczi sich zurückzuziehen.

Von allen Verlusten, die Rákóczi erlitten, empfand er diesen am schmerzlichsten; denn er war eben so entscheidend als beschämend. (108)

Indessen hatte Stephan Andras Leutschau dem Feinde überliefert, und Kásmark, Ersekújvar und Bártfa geriethen gleichfalls in Feindeshand.

Zwei Glieder der Familie Balog, Adam und Peter, zeichneten sich zu jener Zeit vor allem durch Muth und Festigkeit aus. Sie sammelten Truppen, schlugen sich mit Löwenmuth und suchten selbst das Unmögliche möglich zu machen; allein auch diese beiden edlen Männer ereilte des Schicksals verfolgende Hand.

Es gelang Pálffy, Adam Balog gefangen zu nehmen, und der ungarisch-deutsche Heerführer ließ diesen treuesten der Söhne des Vaterlandes in Szekszárd durch den Strang hinrichten. (109)

Der Andere, Peter, starb bei Schomlau den Heldentod. Er fiel mit der Fahne in der Hand, aus fünfzehn Wunden verblutend. (110)

Alles schien sich gegen Ungarn verschworen zu haben. Papst Soloman XI. schleuderte den Fluch der Kirche

gegen Máfóczi und alle, die ihren dem Vaterlande und dessen Verfassung geleisteten Schwur nicht brechen wollten. (111)

Der kirchliche Fluch trug äußerlich seine Früchte — alles ergab sich und brachte dem Kaiser seine Huldigung dar; — allein die Herzen bluteten insgeheim, und mehr als einer der so eilig sich Ergebenden rief im Stillen aus: »Manet alta mente repostum.«

Doch nicht nur verlorene Schlachten, nicht nur der Glaubenswechsel erschrockener Herzen war es, was das Land bedrohte, sondern noch eine andere furchtbare Gefahr.

Die Pest griff, wie schon erwähnt, mit reißender Schnelle in Ungarn und Siebenbürgen um sich. Die wohlhabenderen der Bewohner des Landes flohen von einem Orte zum andern, und geriethen manchmal nur um so eher in den Klauen des Todes. Die ärmeren sanken oft auf der Landstraße sterbend zusammen. Ganze Ortschaften entvölkerten sich und überall begegnete das Auge der furchtbaren Seuche halbverwesten Opfern, die Niemand zu begraben wagte. (112).

Seit dem Zeitalter Adalbert IV. hatte der Tod keine so reiche Ernte gehabt.

Und während der Engel des Verderbens Hütten und Paläste heimsuchte mit seinem Flammenschwerte, feierte auch der Gott des Krieges nicht, und sandte nur zu zahlreiche Pilgerschaaren in eine schöne, bessere Welt.

Ein Verlust folgte dem andern. Die festen Plätze Somogy und Simontornya geriethen in die Hände der Deutschen. Der Befehlshaber von Beszprim, Gäßtein,

verblendet durch die glänzenden Gnadenverheißungen der deutschen Generale, ergab sich unbedingt, und als die Feste in den Händen der Kaiserlichen war, ließ man ihn zum Tode verurtheilen und hinrichten. ⁽¹¹³⁾

In der Liptauer Gespanschaft verlor Beresényi abermals eine Schlacht gegen Johann Pálffy und Wiard; Neograd und Sömör geriethen in Feindeshände, und den dringenden Bitten der Geistlichkeit Folge leistend, übergab Perényi die Feste Erlau den Deutschen. ⁽¹¹⁴⁾

Vier ungarische Heerführer und fünfzig Oberste brachen zu gleicher Zeit ihren Schwur und gingen zum Feinde über. ⁽¹¹⁵⁾

Kaiser Joseph I. vergaß keineswegs, mit wie geringen Streitkräften Rákóczi den Aufstand begonnen hatte; deshalb verschloß er der großen Zahl derjenigen sein Ohr, die ihm zu versichern nicht aufhörten, daß bereits alles gewonnen sei, und wollte um jeden Preis Frieden schließen mit den Ungarn.

Der Held des Tages, Johann Pálffy, erhielt daher den Auftrag, sich mit den Mißvergnügten zu verständigen. Der Kaiser begünstigte Pálffy ganz besonders, denn dessen Tochter war seine Geliebte, und der Einfluß dieses Weibes war es auch, welchem er, zum nicht geringen Aerger der übrigen Heerführer, die Ernennung zum Oberbefehlshaber in Ungarn zu danken hatte. ⁽¹¹⁶⁾

Wohl selten besaß ein kaiserlicher Commissär so ausgebreitete Macht wie Pálffy. Der Kaiser hatte nur zwei Punkte bestimmt: das Erbrecht des Hauses Habsburg in Ungarn und die Vernichtung der bekannten Klausel, den Widerstand mit bewaffneter Hand betreffend, in allem

Uebrigen ließ er Bálfy vollkommen freie Hand, zu binden, zu lösen, zu versprechen oder zu verweigern, was ihm gut dünkte.

Auch den bekannten Schlüssel der deutschen Gnade in Ungarn unterließ er nicht, diesem seinem Günstlinge in die Hand zu geben, der die Deutschen, Croaten und Raizen mit eben so viel Eifer als Glück gegen seine eigenen Brüder führte, während seine lebenswürdige Tochter am kaiserlichen Hoflager die einsamen Stunden Seiner Majestät zu versüßen wußte.

So sehr hatte sich das Vorgefühl des Unterganges der ungarischen Heerführer bemächtigt, daß Rákóczi, um den ewigen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, sich genöthigt sah, Simon Forgách und Anton Eszterházi mit ganz unwichtigen Aufträgen nach Polen zu schicken.

Auch Bercsényi's wollte er sich entledigen, da dessen Hestigkeit bei Gelegenheit der Friedensunterhandlungen nur neue Wirren hervorzurufen drohte. Es bot sich hierzu eine günstige Gelegenheit dar.

Fürst Dolgorouki schmeichelte Rákóczi noch immer mit der Aussicht auf die Hilfe des Czars; Bercsényi, der sich der Hoffnung auf diese Hilfe am eifrigsten hingab und überdies der älteste und treueste Freund Rákóczi's war, erklärte sich bereit, eine Reise nach Polen zu unternehmen, um sich mit Dolgorouki zu verständigen.

Rákóczi war damals schon vollkommen enttäuscht, und vertraute weder den Verheißungen Peters I. noch Ludwigs XIV.; daher trachtete er nur darnach, einen ehrenhaften Frieden zu schließen. Die zahlreichen Briefe, welche Bercsényi aus Polen an ihn richtete, und die, von den

schönsten und glänzendsten Hoffnungen strotzend, ihm Rußlands thätlichen Beistand verhießen, vermochten zwar keineswegs sein Vertrauen zu beleben, machten es ihm indes doch zur Pflicht, den Frieden nicht zu überstürzen. (¹¹⁷)

Alexander Károlyi war der einzige seiner Heerführer, der Kákóczi in diesen schweren Tagen helfend zur Seite stand, und mit welchem er das zu Geschehende besprechen konnte. (¹¹⁸)

Kákóczi liebte es mit eigenen Augen zu sehen, und deshalb nahm er sich zwei Dinge vor: erstens einen Ausflug nach Polen zu machen, um dort von Dolgorouki selbst in Erfahrung zu bringen, wie viel Wahres an Bercsényi's glänzenden Verheißungen war, — und zweitens persönlich mit Pálffy zusammenzutreffen, und die Friedensunterhandlungen keinem Anderen anzuvertrauen.

Um Ersteres durchzuführen, traf er eilige Vorbereitungen zu einer Reise nach Dobrovicz, wo der alte Fürst Dolgorouki sich damals aufhielt, und was das Zweite betraf, so trug er Károlyi auf, eine persönliche Zusammenkunft mit Pálffy anzubahnen.

In Dobrovicz vermochte Kákóczi nicht viel zu fördern, denn der Czar sagte ihm seine Hilfe nur für den Fall zu, wenn das Gerücht, daß der Sultan mit dem Könige von Schweden gegen ihn ein Bündniß schließen wolle, sich nicht bestätige, denn sollte sich dies verwirklichen, so hielt der Czar es für unflug, sich auch den Kaiser von Oesterreich zum Feinde zu machen. (¹¹⁹)

Desto angenehmer überraschte ihn bei seiner Rückkehr die Nachricht, welche Károlyi ihm brachte, daß nämlich Pálffy nicht nur bereit sei einen kurzen, später jedoch viel-

leicht zu verlängernden Waffenstillstand zu schließen, sondern sich auch freudig geneigt erklärt habe, mit Rákóczi zusammenzutreffen, hinzusetzend, daß er hoffe, mit dem Fürsten selbst binnen einer kurzen Stunde mehr zu beschließen, als mit dessen Vertretern binnen einem ganzen Jahre. ⁽¹²⁰⁾

Rákóczi ließ Pálffy alsogleich zu wissen thun, daß er in Baja, im Landhause der Familie Bay, mit ihm zusammenzukommen wünsche.

Vor dieser Zusammenkunft ordnete Rákóczi eine kriegerische Musterung bei Kis-Bárad an, wo zwölftausend Reiter zusammenströmten, eine schöne, noch immer gut gekleidete und bewaffnete Schaar, deren Offiziere jedoch von der allgemeinen Friedensseuche angesteckt waren, und, weit mehr von Friedenshoffnungen als Kampflust belebt, in des Fürsten Nähe eilten.

Rákóczi sprach sich offen gegen diese Herren dahin aus, daß, wenn Kaiser Josephs Versprechungen Hoffnung auf einen ehrenhaften, annehmbaren Frieden bieten sollten, er beim Abschlusse desselben kein Hinderniß in den Weg legen wolle; falls jedoch die Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung sich als eitel erwiese, dann sei der Augenblick gekommen, wo die Nation, der nun die Wahl zwischen dem Verluste der Ehre und einem glorreichen Tode geblieben, — letzteren zu wählen habe. ⁽¹²¹⁾

Nachdem er also zu diesen Menschen gesprochen, die sich jedoch schwerlich durch seine Worte befriedigt fühlten, bestellte er alle Oberoffiziere nach Apáthi, einem Gute Károlyi's, um sie dort von dem Resultate seiner bevorstehenden Zusammenkunft mit Pálffy in Kenntniß zu setzen.

Diese Zusammenkunft trug eine höchst freundschaft-

liche Färbung; Rákóczi und Pálffy wohnten beide in demselben Hause und verständigten sich ohne Zeugen.

Pálffy war nicht karg mit seinen Versprechungen. Er sagte der Nation vollkommene Freiheit, dem noch unter den Waffen befindlichen Theile derselben unbedingte Verzeihung, Rákóczi selbst die Rückgabe aller seiner Güter und jedes Amt, jede Stellung, die er wünschen könne — jedoch mit Ausnahme der Fürstenwürde Siebenbürgens — zu.

Nachdem er so das reiche Füllhorn seiner Verheißungen über ihn ausgeschüttet, forderte er Rákóczi auf, ein Schreiben an den Kaiser zu richten und ihm den Frieden anzutragen.

Rákóczi's Antwort war ruhig und würdig. Er versprach zu schreiben, obgleich er fest davon überzeugt sei, daß sein Brief ohne Antwort bleiben werde, und fügte hinzu, daß seiner Ansicht nach die Regierung, so wie die Heerführer des Kaisers nie ruhig zugeben würden, daß die Nation in Frieden sich der Vortheile erfreuen möge, welche die Verheißungen des Kaisers in sich faßten.

»Alles was das Land und die Nation durch diesen Frieden gewinnen können,« fuhr er ernster fort, »nehme ich mit Freuden an, allein nichts für mich selbst, denn ich weiß nur zu gut, daß man, sobald die Ungarn die Waffen niederlegen, die erste günstige Gelegenheit benutzen wird, um sie der zugestandenen Vortheile wieder zu berauben; und ich will nicht den Schein auf mich laden, als hätte ich aus persönlichem Interesse mein Vaterland verrathen. (122) Allein dies alles,« fügte er nach einer Pause hinzu, »kann nur festgestellt werden, nachdem ich eine Be-

rathung abgehalten, und die Ansichten der Häupter der Conföderation vernommen habe.«

Pálffy versicherte auf's Neue, daß Rákóczi ihm vertrauen könne, und daß er von Seiner Majestät mit unbeschränkter Vollmacht versehen sei.

Nachdem die beiden Herren sich getrennt hatten, traf Rákóczi in Apáthi mit seinen Offizieren zusammen. Er theilte ihnen das Resultat seiner Besprechung mit, und setzte hinzu, daß er glaube, Pálffy habe seiner Ueberzeugung gemäß gesprochen, daß er jedoch befürchte, daß man in Wien anders denke und deshalb den Verheißungen des Oberbefehlshabers nicht zu trauen wage. »Sollten in Folge dieser Meinungsverschiedenheit,« so fuhr Rákóczi fort, »alle unsere guten Vorsätze in Rauch aufgehen, dann, meine Herren, ist's an der Zeit, daß die Nation ihre ganze Kraft entfalte. Nichts ist verloren, so lange wir hier in unserem schönen, reichen Vaterlande fest zusammenhalten; hat jedoch die Vorsehung unsern Untergang beschlossen, so darf Ungarn wenigstens nicht feige fallen.« (123)

Zwei Tage später überschickte er Pálffy durch den Oberst Rafael das Schreiben, das er an den Kaiser gerichtet; er selbst jedoch begab sich nach Salánka, einer Ortschaft unweit der Beste Munkács, wohin er seine Ráthe beschieden. Forgách, Eszterházi und Bercsényi befanden sich, wie bereits erwähnt, in Polen, und in Folge der erlittenen Niederlagen und der erlassenen Amnestie waren Viele ihrem Beispiele gefolgt. Die Leidenschaftlichsten fehlten demnach bei der Versammlung von Salánka, die jedoch demungeachtet ziemlich zahlreich und besonders von den Siebenbürger Herren besucht war.

Kákóczi theilte der Versammlung nicht nur die Gründe mit; die ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Pálffy bewogen hatten, sondern auch den Gehalt der mit ihm gepflogenen Berathung. Er that dies dem Schwure gemäß, den er als Haupt der ungarischen Conföderation geleistet, vermöge dessen er gehalten war, über Krieg und Frieden nur im Verein mit seinen Råthen zu entscheiden.

Es handelte sich jetzt darum zu entscheiden, was man zu thun gedenke, falls sich wider Erwarten die Zusage Pálffy's als gegründet erweisen und es den Worten Kákóczi's, in dem an den Kaiser gerichteten Schreiben, gelingen sollte, das Herz des Monarchen zu rühren; so daß er trotz der Einflüsterungen seiner blutdürstigen Heerführer sich friedlicher Ausgleichung zuneige.

»Wir haben geschworen,« so sprach Kákóczi, »die Waffen nicht niederzulegen, bis wir unsere Freiheit nicht erkämpft haben. Es handelt sich daher jetzt darum, zu entscheiden, in wie weit wir nachgeben und von unseren bisherigen Forderungen abstehe können, ohne unsern Schwur zu brechen.«

Kákóczi sprach offen und ohne Rückhalt: — bei seiner edlen Denkungsweise empfand er mehr als jeder Andere den Druck der Verantwortlichkeit, und hütete sich daher sorglich die Meinungen durch seine Worte zu beeinflussen.

Er war allein nach Salánk gekommen, ohne Pomp, ohne bewaffnete Begleitung, um keinen Druck auf die Gemüther zu üben, und wiederholt ermutigte er die Glieder der Versammlung zur freien Darlegung ihrer Ansichten, und legte die endliche Entscheidung in ihre Hände.

Auch sagte er ihnen, was Pálffy ihm für seine eigene Person zugesagt, und was er hierauf erwiedert habe.

Es gibt Augenblicke im Leben der Nationen, die den Charakter derselben in's hellste Licht stellen; — solch' einen Augenblick bot jene Versammlung dar.

Unter all den versammelten Männern gab es keinen einzigen, der die Gefahr nicht sah, der sich nicht klar bewußt war, daß seit dem Ausbruche der Revolution das Geschick der Nation noch nie so auf der Spitze gestanden wie eben jetzt — die Zukunft derselben noch nie so ganz von einem Falle der Würfel abgehangen.

Und dennoch gab's unter ihnen allen, die größtentheils weder die Energie noch den Muth Rákóczi's besaßen, keine Stimme, die da gewagt hätte, die Ehre der Nation durch die ausgesprochene Meinung auf's Spiel zu setzen. ⁽¹²⁴⁾

Alle beschloffen einstimmig, doch ohne Leidenschaftlichkeit, daß ihr Gewissen ihnen nicht gestatte, auch nur von einer einzigen der Forderungen der Nation abzustehen, und daß es des geschichtlichen Geistes derselben würdiger sei, rühmlich auf dem Schlachtfelde zu verbluten, als ihren Schwur zu brechen und den Nacken unter das Joch zu beugen.

Trotz seiner trüben Ahnungen fühlte Rákóczi sich gehoben und begeistert durch diesen Entschluß. — Wen könnte dies Wunder nehmen — war er nicht ein Ungar? Nichts leichter als jene vorsichtige Weisheit, mit welcher wir unsere eigene Haut zu schützen wissen, — allein es ist dies die Weisheit der Flucht, der geläuterte Verstand der Feigheit; — die Weisheit der Kraft und Charakterreinheit — der Consequenz und Festigkeit ist anderer Art, und

führt sie uns auch nicht immer dem sicheren Hafen zu, so ist sie doch das glänzendste Pfand der Seelenreinheit eines Volkes — denn sie stellt es auf eine höhere Stufe moralischer Vollkommenheit.

Nachdem die Versammlung sich mit so viel Selbstverläugnung geäußert hatte, wandte man sich einer anderen wichtigen Sache zu.

Man fragte sich nämlich, was zu thun sei, falls die Friedensunterhandlungen abermals, wie schon so oft, an der Engherzigkeit der kaiserlichen Machthaber Schiffbruch leiden sollten.

Rákóczi verheimlichte die Versprechungen nicht, die Dolgorouki ihm gethan, eben so wenig wie die Hoffnung, daß er Besseres von einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Czar erwarte, dessen Ankunft man in Polen entgegenseh.

»Sprecht, Ihr Herren,« so fuhr er fort, »was dünkt Euch besser: soll ich mich nach Ablauf des Waffenstillstandes in die Feste Munkács einschließen, oder eine Reise nach Polen unternehmen, um dort mit dem Czar zusammenzutreffen?«

Alle wählten einstimmig das Letztere. (125)

Endlich sprach die Versammlung sich noch dahin aus, daß, falls die Sache so weit gedeihen sollte, daß von dem Verfassen der Friedensartikel die Rede sei, hierüber nur eine vollzählige Versammlung der Conföderirten entscheiden dürfe.

Nachdem diese wichtigen Fragen erledigt waren, löste Rákóczi die Versammlung auf, und berief die siebenbürgischen Herren zu einer Besprechung.

Er verhehlte ihnen nicht, daß die erste und wichtigste

Bedingung, welche der Kaiser gestellt, seine Niederlegung der Fürstenwürde Siebenbürgens sei, und fügte hinzu, daß Bálfy ihm verbürgt habe, daß Joseph I. alle Geseze und Vorrechte Siebenbürgens ungeschmälert lassen wolle.

»Ich habe Euch hier alles mitgetheilt,« fuhr Rákóczi fort, »was Bálfy mir auf sein Ehrenwort zugesagt; Ihr seht demnach, daß die erste und unausweichlichste Bedingung für die Herstellung des Friedens in beiden Schwesterländern meine Abdankung ist. Ich bin bereit dies Opfer zu bringen, und dem Lande das Wahldiplom zurückzugeben, falls auch Ihr mich des Schwures entbindet, nie ohne Einwilligung der Stände der Fürstenwürde zu entsagen.«

Viele der Siebenbürger Edelleute, die Rákóczi vergötterten, erhoben hiergegen das Wort. Sie sagten, daß sie sich nicht berechtigt fühlten, in einer so entscheidenden Sache einen Beschluß zu fassen, und da das ganze Land Rákóczi gewählt, könne auch nur die Gesamtheit von dessen Vertretern ihn in gesetzlicher Versammlung seines Schwures entheben.

Alle versicherten einstimmig und mit Wärme, daß sie ihn nie verlassen wollten, und bereit seien, ihm durch Wasser und Feuer zu folgen, wohin er sie auch führen möge. ⁽¹²⁶⁾

Nachdem der Fürst so alles ins Reine gebracht, was die Umstände erheischten, richtete er ein Schreiben an Alexander Karolvi, und übertrug ihm den Oberbefehl über alle Truppen, die Besatzung von Munkács allein ausgenommen, welche Adam Bay, einer von Rákóczi's treuesten

Anhängern, befehligte, während in der Stadt die Leibwache des Fürsten die nöthigen Dienste versah.

Da jedoch Bay einst mit ihm zugleich in Wiener-Neustadt gefangen gefessen, und nur unter sehr schweren Bedingungen freigelassen worden war, wollte Rákóczi den wackern Mann, der zugleich sein persönlicher Freund war, nicht der Gefahr aussetzen, falls Munkács verlorengehen sollte, in die Hände der Deutschen zu gerathen; deshalb übergab er den Befehl über die Besatzungstruppen in diesem kritischen Augenblicke den Händen Zsenyei's, dessen bereits früher in diesen Blättern Erwähnung geschah.

Mit schwerem Herzen trat Rákóczi seine Reise nach Polen an, deren Vorbereitungen binnen ein paar Tagen getroffen worden waren.

Die Sache der ungarischen Conföderation befand sich daher in den Händen Károlyi's, jedoch nur zeitweilig, denn Rákóczi nahm sich vor, so bald als möglich zurückzukehren.

Allein Károlyi faßte seine Stellung von einer andern Seite auf und nahm nur zu bald die Larve ab.

Da er jedoch den Schein zu bewahren wünschte, vollbrachte er alles, was Rákóczi ihm aufgetragen, und suchte dann den Fürsten persönlich in dem polnischen Städtchen Stry auf, wo dieser das Resultat der ersten Unterhandlungen abwarten wollte. Károlyi brachte die schriftlichen Bedingungen Pálffy's mit sich, der vom Kaiser abermals neue Vollmachten erhalten hatte, und eifrig auf die Entscheidung der Conföderation drang. ⁽¹²⁷⁾

Es war nicht zu verkennen, daß Károlyi das Verlangen Pálffy's nach einem Friedensschlusse vollkommen

theilte, was natürlich den Verdacht jener Herren, die Kákóczy's Umgebung bildeten, rege machte. Vor allen waren es Simon Forgách und Anton Eszterhazy, Károlyi's persönliche Feinde und Neider, welche darauf drangen, daß Kákóczy ihn verhaften lasse. (128)

Allein die Aussicht den Krieg mit Vortheil fortführen zu können, falls der Czar die gewünschte Hilfe verweigern sollte, war so zweifelhaft, daß Kákóczy theils aus diesem Grunde und theils weil Károlyi bisher keinen Grund zu so schwerem Verdachte gegeben, und nur die erhaltenen Befehle befolgt hatte, diesem Rathe kein Gehör gab und Károlyi mit neuen Weisungen versehen entließ.

Von Stry aus berief Kákóczy die Versammlung der Stände der Conföderation nach dem Städtchen Húst und versprach dort persönlich zu erscheinen, und den Beschlüssen der Nation in jeder Hinsicht nachzukommen.

* * *
Kaum aus Polen zurückgekehrt, eilte Károlyi eine Zusammenkunft mit Pálffy herbeizuführen. Die beiden Männer verstanden einander vollkommen; keiner wünschte die Versammlung in Húst und Kákóczy's Einmischung abzuwarten; deshalb versetzte Károlyi eigenmächtig und im Gegensatze mit den Befehlen des Fürsten die Versammlung von Húst nach Nagy-Károly, und beschleunigte den Tag der Zusammenkunft.

Um der Sache eine ehrenhaftere Färbung zu geben, entsandte er eine Deputation an Kákóczy, die ihm zu wissen that, daß die Versammlung eröffnet sei, und ihn in ihre Mitte lade, um die Friedenspunkte zu unterfertigen, welche bereits angenommen seien. (129)

Nichts hätte den Fürsten mehr überraschen können, als diese Botschaft, welche den Beweis von Károlyi's Eigenmacht und der sträflichen Reckheit derjenigen führte, die sich die Vertreter der Conföderation zu nennen wagten; obgleich bei jener Versammlung, Károlyi ausgenommen, kein einziger der von den Conföderirten ernannten Ráthe anwesend war, und auch die Abgesandten der Gespannschaften fehlten.

Die Sonne geht unter.

I.

Károlyi's Handlungsweise hatte den gerechten Unwillen Rákóczi's erregt; er empfing daher die Abgesandten desselben mit finsterner Stirn und strengen Worten.

»Eine Landtagsversammlung nach einem Orte berufen, der kaum zwei Meilen vom feindlichen Lager entfernt ist,« so sprach er, »kann nur Verrath genannt werden. So bereitwillig ich demnach in Húst erschienen sein würde, so halte ich es doch für Pflicht, gegen mich selbst und gegen die heilige Sache des Vaterlandes, durch meine Anwesenheit in Nagy-Károly und die Unterschrift der ohne mein Wissen und in Folge gesetzwidriger Berathungen verfaßten Friedensartikel das Heil der Nation nicht zu gefährden.«

Rákóczi verfaßte eine Proclamation und übergab sie der Gesandtschaft.

Er hob in derselben vor allem die sträfliche Willkür hervor, mit welcher Károlyi es gewagt, nicht nur die Landesversammlung von Húst nach Nagy-Károly, seinem

eigenen Gute, zu verlegen, sondern auch durch seinen Einfluß einen Beschluß zu befördern, bei welchem Rákóczi als Haupt der Conföderation und erwählter Fürst von Ungarn, ganz umgangen ward, und welchem er nicht beige-pflichtet hatte. (130)

Diese Proclamation war mit kräftiger, energischer Feder geschrieben und wohl dazu geeignet, die Gemüther der Versammlung mächtig zu erschüttern. Zwei Monate früher, und ein ähnliches Document würde Károlyi das Leben gekostet haben; (131) allein jetzt war alles untergraben, der Geist des Landes ein anderer geworden, und Rákóczi's Worte blieben unbeachtet.

Am 30. April des Jahres 1711 erschien Johann Pálffy auf der Ebene zwischen Nagy-Majtény und Szathmár, und stellte seine Truppen, bei welchen sich zahlreiche Cavallerie befand, in Schlachtordnung auf.

Alexander Károlyi mit fünfzehntausend Mann, hundertneunundvierzig Fahnen und vollständiger Kriegsrüstung befand sich bereits dort.

Beide Heerführer erschienen mit glänzendem Gefolge wie bei irgend einer festlichen Gelegenheit.

Auf dem freien Raume, der sich zwischen beiden Heeren befand, verlas Carl Vocher, der kaiserliche Commissär, nochmals die Kriegsartikel, die sodann von den Häuptern der Conföderation feierlich angenommen wurden.

Hierauf folgte der Huldigungseid, welchen die Heerführer, die Offiziere und alle Truppen ablegten, worauf die Fahnen auf die Erde niedergelassen, Waffen, Trommeln und anderes Kriegsgeräth in einen Haufen zusammengetragen und Johann Pálffy übergeben wurden. (132)

Der größte Theil der ungarischen Truppen gehorchte nur mit schwerem Herzen, und bezeichnete das, was gesehen war, unverhohlen mit dem Namen Verrath.

Der Eindruck, welchen diese Waffenstreckung im ganzen Lande hervorbrachte, war unbeschreiblich. Während die Muthigen, denen noch ein Hoffnungsstrahl geblieben war, durch diese Entwicklung der Dinge sich tief bedrückt fühlten, eilte die große Zahl derjenigen, die um jeden Preis Ruhe und Frieden ersehnt hatten, nach den Kirchen, und im ganzen Lande ertönte auf den noch rauchenden Trümmern ein tausendstimmiges: »Herr Gott, Dich loben wir!«

Der Friede, welchen Alexander Károlyi geschlossen hatte, war nicht unbedingt. Er bot im Gegentheile zahlreiche Vortheile dar, und wären die Bedingungen desselben eingehalten worden, an dem Namen Károlyi's würde nicht der Verdacht des Verrathes haften.

Vielleicht wählte der heldenmüthige Mann, der in zahllosen Schlachten so viel Eifer bewiesen hatte, Gutes für sein Vaterland zu wirken, und hielt das, was er gethan, für die einzige noch mögliche Zuflucht; deshalb wollen wir uns hüten, den Stab über ihn zu brechen, wir haben noch traurigere Waffenstreckungen gesehen!

Ein drückendes Gewicht schien auf dem armen Lande zu lasten; und als die Betäubung, welche auf den schweren Schlag folgte, sich zu verlieren begann, sahen selbst diejenigen, die sich bisher in den schönsten Hoffnungen gewiegt hatten, der Zukunft nur mit Bangen entgegen.

Rákóczi erhielt eine vollständige Amnestie, die Friedensbedingungen gaben ihm seine Würden und Titel, so wie alle seine Besitzungen zurück, und es stand ihm frei die ungeheuren Einkünfte, welche er jährlich bezog, nach Wunsch und Gefallen im Lande selbst oder im Auslande zu verzehren. Allein all diesen Vergünstigungen war die Klausel angehängt, daß er binnen drei Wochen persönlich oder mittelst eines Bevollmächtigten die Friedensdocumente unterschreiben, den Treueschwur ablegen und in alle seine festen Schlösser deutsche Besatzungen aufnehmen müsse.

Die übrigen Magnaten, Edelleute, sowie alle, die an dem Aufstande theilgenommen, erhielten gleichfalls vollständige Begnadigung, und überdies ward ihnen die Rückgabe aller ihrer Besitzungen zugesagt — selbst jener, die vielleicht seit deren Beschlagnahme bereits in fremde Hände gelangt sein sollten, — sobald sie nämlich den Schuldigungseid abgelegt haben würden.

Die Truppen erhielten die Erlaubniß, sich zu zerstreuen und in ihre Heimat zurückzukehren.

Den Siebenbürgern ward versprochen, daß der Kaiser, von nun an den Titel eines Fürsten von Siebenbürgen annehmend, das Land dessen alten Gesetzen und Privilegien gemäß regieren werde.

* * *

Wir hielten es für unausweichlich, in diesem streng geschichtlichen Romane eine kurze Skizze jenes denkwürdigen Friedensschlusses zu geben, verweisen jedoch hinsichtlich der Einzelheiten unsere Leser an die Geschichte selbst. (133)

Am 26. Mai des Jahres 1711 bekräftigte die Kaiserin Eleonora, als Regentin des Reiches bis zur Rückkunft Carls VI., mit ihrer eigenhändigen Unterschrift das Friedensdocument.

Dies war das Ende der durch Rákóczi geleiteten achtjährigen Erhebung, an welche so viele schöne Hoffnungen sich geknüpft hatten, und die dem Lande so viel edles Blut, neunzigtausend Seelen und zahllose Schätze gekostet.

Was für Früchte der Segen dieses Friedens trug — haben die Jahrbücher der Geschichte aufgezeichnet.

Rákóczi protestirte feierlich gegen den Friedensschluß, wies jeden persönlichen Vortheil, der ihm aus demselben erwachsen konnte, zurück, und verweigerte seine Unterschrift sowohl als den Huldigungseid.

Die treuesten seiner Heersführer und Ráthe, sowie alle, die einigermaßen von Bedeutung waren, folgten Rákóczi nach Polen.

Diese Auswanderung trug durchaus nicht den Charakter der Flucht, und Rákóczi's practischer Tact, so wie jene zarte Schonung, welche in seinem ganzen Wesen lag, bewährten sich nie glänzender als in jenen Tagen des Unglückes; denn niemals hatte er so viele Sorge für das Schicksal jener getragen, die für die Sache des Vaterlandes gekämpft, und nie gab es größere Ordnung als während jener Auswanderung.

Zu Anfang des Monats Juni hielt Rákóczi sich in Polen, im Schlosse von Kukovicza auf. In seinem Gefolge befanden sich Stephan Mikeš, Adam Bay, Nicolaus

Sibirik, Abt Radałowicz, Franz Rajdaci, Georg Kovács, und zwei französische Offiziere seines Generalstabes. (131)

Daß in dem Momente, wo Károlyi ohne des Fürsten Einwilligung die Unterhandlungen mit Pálffy zu Ende brachte, noch keineswegs jede Hoffnung für die Zukunft des Vaterlandes geschwunden war, und man, wenn nicht mehr, wenigstens den Abschluß eines rühmlichen Friedens für erreichbar halten konnte, bestätigt Rákóczi selbst in seinen Memoiren.

Diese Hoffnungen bestimmten ihn dazu, von Kufovicza aus noch einmal — zum letzten Male — ein Schreiben nach Ungarn zu senden, in welchem er Károlyi und alle, die bei jenem Friedensschlusse thätig mitwirkten, unverhohlen der sträflichsten Uebereilung beschuldigte, durch welche sie das Vaterland für immer in's Unglück gestürzt. (132)

Noch nie während seines vielbewegten Daseins hatte Rákóczi so schwere Tage durchlebt als während seines Aufenthaltes im Schlosse von Kufovicza. Gleich den Signalgeschüssen, welche die wachsende Gefahr verkündeten, langte eine Hiobspost nach der andern an. Er fühlte das heilige Gebäude seiner Hoffnungen, wie von der Wuth der Wesen untergraben, wanken; er zählte jeden Riß, sah wie die Mauern nach und nach zusammenstürzten, — und stand dem unerbittlichen Verhängniß gegenüber!

Tag für Tag sah er sich genöthigt, einen Zweig vom Baume seiner Hoffnungen, eine Blüthe seiner Erwartungen abzubrechen; sein Gemüth war gleich der allzu straff gespannten Saite! — ah! nicht länger gespannt, um den be-

fiederten Pfeil in die Ferne zu schleudern — wohl aber um zu reißen!

Wer da weiß wie sehr er Frau und Kinder liebte, der wird es natürlich finden, wenn das ungewisse Schicksal der Seinen ihm gleichfalls schwer auf der Seele lag.

Er wußte bis zur Stunde nicht, wo Amalie und seine Söhne sich befanden, was wohl natürlich war, denn die bittere Erfahrung langer Jahre hatte die Fürstin Vorsicht gelehrt; sie wagte die so schwer errungene Freiheit nicht durch eine unvorsichtige Mittheilung auf's Spiel zu setzen, und verschwieg, besserer Zeiten harrend, selbst dem Gatten den Ort ihres Aufenthaltes.

Rákóczi hatte zwar gehört, daß die Fürstin nach ihrer Flucht aus Carlsbad sich nach Sachsen begeben hatte, in der Hoffnung von Carl XII., König von Schweden, der sich gerade dort befand, freundlich empfangen zu werden; allein sie täuschte sich — Carl XII. wollte sie nicht einmal vor sich lassen. Wenn jedoch der König, der Amalien nicht persönlich kannte, auch Vorwände suchte für die Kälte, die er ihr bewies, so dachten doch seine Generale anders, und unterließen nicht der Fürstin so häufig als nur möglich ihre Aufwartung zu machen.

Dem Rathe dieser Herren folgend verließ sie das Churfürstenthum Sachsen, und begab sich nach Preußen. Ihr Gatte wußte jedoch nicht, ob sie sich noch dort befand, oder vielleicht schon die Grenze Polens überschritten haben mochte, wo sie, wenigstens für den Augenblick, größere Sicherheit und Bequemlichkeit zu finden hoffen durfte, denn Rákóczi besaß zu jener Zeit in Polen ausgebreitete Besitzungen.

Nachdem die österreichische Regierung seine herrlichen Güter in Ungarn confiscirt hatte, ließ Ludwig XIV. die Hälfte der Herrschaft Jaroslaw in Polen für ihn ankaufen, wo sich auch ein bequemes Schloß befand, und Rákóczi selbst hatte von Bersényi alle jene Besitzungen gekauft, welche dieser vom Könige von Polen erhalten hatte. (130)

Allein Rákóczi war so sehr in Anspruch genommen von allem, was sich in Ungarn zutrug, daß es ihm für den Augenblick an Zeit fehlte, sich mit seinen polnischen Besitzungen zu beschäftigen, in welchen jedoch viele seiner Freunde einen Zufluchtsort gefunden hatten, während er selbst den größten Theil seiner Diener und Pferde dahin voraussandte.

Er erhielt fortwährend Nachrichten aus dem Vaterlande. Nach der Waffenstreckung bei Nagy-Majtény wimmelte die Grenze Polens von den noch immer treuen Anhängern einer verlorenen Sache; ein wahrer Menschengürtel umgab die Grenzländer, und die Ortschaften waren überfüllt von ungarischen Familien, so wie von ungarischen Offizieren, die, des kriegerischen Lebens gewohnt sich nicht trennen wollten von der Freiheit, welche es mit sich bringt.

II.

Alle diese Flüchtlinge sahen der nächsten Zukunft mit einer Art zweifelnder Erwartung entgegen; denn sie konnten sich noch immer nicht entschließen der Hoffnung zu entsagen, daß irgend ein glückliches Ungefähr oder die Ein-

mischung irgend einer fremden Macht der Sache, für die sie so lange gekämpft und gelitten hatten, eine günstigere Lösung geben könne.

Auch war diese Erwartung nicht ohne allen Grund. Aus Rákóczi's eigenhändigen Memoiren können wir ersehen, daß es ihm gerade zu jener Zeit gelungen war, den König von Frankreich zur Einigung mit Rußland zu bewegen, und es handelte sich um nichts Geringeres als um die Landung einer bedeutenden französischen Truppenabtheilung unter dem Herzoge von Vendôme an den Küsten Dalmatiens. ⁽¹³⁷⁾

Rákóczi sandte einen Croaten Namens Wojović nach Dalmatien, um dort mit Hilfe seiner Freunde und Verwandten eine Stellung zu nehmen, die dem Herzog von Vendôme die Landung erleichtern konnte. Diesem gelang es auch sich eines Hafens zu bemächtigen, wovon er Rákóczi unverzüglich benachrichtigte, so wie auch davon, daß er sich zu Vendôme begeben wolle, der sich in Italien befand, um ihn zu rascherer Thätigkeit aufzufordern.

Rákóczi befand sich in gespannter Erwartung, und als er wähnte, daß Vendôme bereits in Dalmatien gelandet war, erhielt er die niederschmetternde Nachricht, daß der Herzog, wahrscheinlich dem Gebote des viel versprechenden und wenig haltenden Königs von Frankreich folgend, ihm sagen ließ, daß es ihm unmöglich sei mit französischen Kriegsschiffen in den adriatischen Meerbusen zu dringen, da er der venetianischen Republik versprochen habe, dies nie zu thun. ⁽¹³⁸⁾

In Folge zahlreicher Versprechungen durfte Rákóczi auch das Auftreten Peters I. hoffen; und wirklich würde

für den Czar nichts leichter gewesen sein, als nach der Beendigung des Krieges mit Schweden die deutschen Truppen bis nach Wien zu verfolgen, und dort der Regierung einen die Ansprüche der Ungarn begünstigenden Frieden zu dictiren.

Der König von Frankreich hatte auch wirklich die Absicht, ein Uebereinkommen mit Peter I. zu treffen und schickte zu diesem Zwecke einen Gesandten nach Javorow, wo sich der Czar zu jener Zeit aufhielt. (139)

Rákóczi, der durch Clermont von allem unterrichtet war, begab sich in die Nähe von Javorow und erwartete mit Ungeduld das Resultat der gethanen Schritte.

Indessen verleitete der Marquis Dessalleurs, der Gesandte Frankreichs, der in Stambul durch die österreichische Regierung gewonnen worden war, Ludwig XIV. zu dem Wahne, daß die Pforte, im Interesse des Königs von Schweden, dem Kaiser von Rußland den Krieg zu erklären gedenke. Dies änderte die Sache. Der König von Frankreich, weit entfernt den Hoffnungen zu entsprechen, die der Czar zu hegen berechtigt war, und in welchen Rákóczi, in Folge der Versprechungen Ludwigs XIV., ihn noch mehr bestärkt hatte, dachte nicht mehr daran, ein Bündniß zu schließen, sondern trug Peter I. nur seine Vermittlung zur Vermeidung eines Zusammenstoßes mit der Pforte an.

Diese unerwartete Wendung der Dinge warf ein höchst zweifelhaftes Licht auf Rákóczi; der Czar ließ ihn zu sich bescheiden und warf ihm seine falschen Behauptungen vor, allein es ward dem Fürsten nicht schwer, die

Sabalen aufzudecken, welche diesen Meinungswechsel hervorgerufen hatten.

Raum sah der Czar, wie die Sachen standen, so nahm er das Anerbieten Rákóczi's an, einen Gesandten nach Stambul zu schicken, der, mit Hilfe reicher Geldsummen, für deren Herbeischaffung der Czar alsogleich Sorge trug, den Divan zu gewinnen suchen sollte. (120)

Auch diese neue Hoffnung ward vereitelt, — denn Carls XII. glänzende Siege am Pruth, wo er die russische Armee fast vernichtete, zogen den Geist Peters I. von allem Andern ab, und er dachte nur daran, diese Scharte ruhmvoll auszuweken.

Rákóczi stand auf den Trümmern all seiner Hoffnungen, gleich einer riesigen Denksäule, die allein die allgemeine Zerstörung überlebt.

Er kehrte nach Kufovicza zurück, um dort Rafael und Jzike zu erwarten, die das Königreich Polen in seinem Auftrage durchspähten, um zu erfahren, ob die Fürstin Rákóczi mit ihren Kindern sich noch in Preußen befände, oder die Grenze bereits überschritten habe, und irgendwo in Polen verborgen sei.

Sorgenvoll, gebeugt, doch nicht gebrochen, saß Rákóczi an einem schönen Sommerabende in seinem Gemache, als nahender Hufschlag seine Aufmerksamkeit erregte, und ihm verkündete, daß abermals Gäste im Schlosse anlangten.

Ein paar Augenblicke später sprengten ein paar ungarische und polnische Reiter vor das Schloßthor, denen ein leichter Reisewagen auf dem Fuße folgte.

Rákóczi's Gemüth war so schmerzlich bedrückt, daß

dieser Anblick seine Besorgnisse eher hob als minderte; allein wie angenehm fühlte er sich überrascht, als die Flügelthüren auffsprangen und durch dieselben Magdalena in das Gemach trat.

Rákóczi erhob sich rasch von seinem Sitze, und der Eintretenden entgegeneilend, ergriff er freudig ihre Hand.

»Ihr seid es, Magdalena?« rief er aus; »welche unerwartete Freude!«

»Ich bin's,« entgegnete die schöne Frau in herzlichem Tone, der jedoch nicht ohne einen Anflug schmerzlichen Ernstes war, »ich bin es, mein Fürst, und Gottlob! nach so vielen schmerzlichen Schicksalschlägen, so vielen vereitelten Hoffnungen ist es mir vergönnt, Euch als die Verkünderin sanfteren Glückes zu nahen.«

»Ihr kommt von Amalien,« sagte Rákóczi lebhaft, »nicht wahr? Sprecht, eure Miene trügt mich nicht. Ihr bringt mir immer Freude, immer Trost und Hilfe!«

»Noch eine Frage, mein Fürst,« begann Magdalena, die, den Hut abnehmend und ihn bei Seite legend, am geöffneten Fenster neben Rákóczi Platz nahm. »Seid Ihr Herr eurer Zeit? Könnt Ihr mir folgen? Oder müßt Ihr hier noch länger der Dinge harren, die da kommen sollen?«

»Alles ist zu Ende,« entgegnete Rákóczi tief ergriffen, »bis die Vorsehung nicht einst es anders verfügt. Ich harrete hier gleich dem Arzte, der hoffnungslos die letzten Pulschläge eines Sterbenden zählt; — jetzt ist der letzte Seufzer verklungen — er kann den Leichnam verlassen.«

»Wir können also gehen — heute, morgen oder übermorgen?« fragte Magdalena.

»In dieser Stunde brauchten wir nur an uns zu den-

fen. Allein ich kann die treuen Menschen, die alles für mich auf's Spiel gesetzt, nicht verlassen, ohne so viel als möglich für ihre Zukunft Sorge zu tragen. Binnen vier- undzwanzig Stunden jedoch wird alles Nöthige geordnet sein, und nun sprecht, Fürstin, löst mir dies liebe, erfreuliche Räthsel. «

»Amalie und eure Kinder sind gerettet, « sagte Magdalena.

»Wo sind sie?« unterbrach sie Rákóczi, den diese Nachricht zwar nicht überraschte, der jedoch vor Ungeduld brannte, zu wissen, wo er die Seinen finden konnte.

»Entsinnt Ihr Euch noch, mein Fürst, « entgegnete Magdalena, während ihre schönen Züge einen engelgleichen Ausdruck annahmen, »jenes alten, von tiefen Gräben umgebenen Schlosses in Litthauen, in welchem Bercsényi im Jahre 1703 sich verborgen hielt, in welchem er mit Euch zusammentraf und das jetzt sein Eigenthum ist?«

»Ja wohl, « versetzte Rákóczi, »es ist ein alter, grauer Bau, aus den Zeiten der Jagellonen; einst ein Jagdschloß, wenn ich mich recht entsinne; denn seitdem ich es gekauft, betrat ich es nicht mehr; ich habe viele Flüchtlinge dahin gesandt, wie auch nach Jaroslaw.«

»Sie sind alle dort die treuen Menschen, so wie Pferde, Wagen — kurz alles, was wir retten konnten, « fuhr Magdalena fort. — »Der treue alte Orbán ist dort, Bercsényi und — die Hauptpersonen: Amalie, Georg und Joseph. Alle sind gesund und harren eurer mit Ungeduld.«

»Dank, o tausendfältigen Dank für diese beglückende Nachricht Euch, meinem guten Engel!« rief Rákóczi mit Wärme; »es ist dies mein erster guter Tag, —

meine erste frohe Stunde seit Wochen — Monden! — Laßt mich die Entfernung verkürzen, die mich von so vielen Lieben trennt — laßt uns eilig aufbrechen, sobald ich die nöthigen Befehle ertheilt habe.“

Nachdem Magdalena so das Gemüth des vielgeprüften Mannes durch die guten Nachrichten, die sie ihm gebracht, beruhigt hatte, ging das Gespräch auf andere Gegenstände über. Die liebenswürdige Frau erzählte ihm alles, was sich in Karlsbad zugetragen, und was er bisher mehr geahnt als gewußt hatte, und setzte dann hinzu, daß Amalie, den Rath befreundeter Männer befolgend, auch Preußen verlassen habe, wohin sie sich von Sachsen aus begeben, um nach Polen zu kommen. Dem Drängen Zamoiski's und Anderer nachgebend, begab sie sich nicht nach Jaroslaw, sondern nach jenem entlegenen Jagdschlosse, wo sie so verborgen als möglich lebte.

Nach diesen Mittheilungen wandte sich das Gespräch auf das Geschick des Vaterlandes, auf die Verbindungen mit dem Auslande, worauf die Beiden ernst beriethen, welche Hoffnungen die Zukunft noch darzubieten schien, und wohin Rákóczi mit den Seinen sich wenden, wo er sich niederlassen sollte, um ruhig und unbelästigt leben zu können.

»Und Ihr, Magdalena?« fragte endlich Rákóczi.

»Ich, Franz,« entgegnete die Fürstin, während sanfte Begeisterung ihre Züge verklärte, »ich weihe mich einer Sendung, einer Mission! Eine Sendung, Franz, die ich beenden muß! — Dann wie Gott will!« — Und zum ersten Male seit langen Jahren nannte sie den Fürsten bei seinem Taufnamen, jede förmliche Anrede vermeidend.

Es lag etwas so Erschütterndes, so traurig Entschlossenes in Magdalenenens einfachen Worten, daß Rákóczi sich tief und schmerzlich davon ergriffen fühlte. Gern hätte er gefragt, was sie weiter beschlossen, welch' Lebensziel sie sich vorgesteckt habe? — Und vielleicht that er diese Fragen auch, allein die Antworten konnten nicht befriedigend gewesen sein, denn auf des Fürsten schönen Zügen lag unverkennbar der Ausdruck des Schmerzes, als er zu später Abendstunde den Saal betrat, in welchem die Abendmahlzeit seiner und seines Gefolges harrte.

* * *

Eine Woche nach dieser freudig-schmerzlichen Begegnung begab sich Rákóczi erst nach Jaroslaw und dann nach jenem alten Jagdschlosse in Litthauen.

Sollen wir es wagen, die schöne Stunde zu beschreiben, die den schwerkgeprüften Mann in die Arme seiner Gattin, seiner Kinder führte — ihn, gleich einem Traume aus schönen Tagen, mit so viel bekannten, befreundeten Gestalten umgab; sollen wir die verstärkten Züge jenes Engels auf dies kalte Blatt werfen, — der ihm die Thore des Heiles geöffnet? — Nein, wir entsagen dieser allzu-schönen Aufgabe, der wir uns nicht gewachsen fühlen.

Wir haben in diesen Blättern ein großes und wechselndes Zeitbild vor den Augen unserer Leser entrollt — jetzt nahen wir dem Ende, und all die befreundeten Herzen, die mit uns gejubelt und getrauert, gezürnt und vergeben haben, werden uns, so glauben wir, verzeihen, wenn wir endlich die Segel einziehen und dem Schlusse zueilen.

Stunden gleich dieser, wenn langgetrennte Freunde sich wieder in den Armen liegen, wenn diejenigen, die zu-

sammen gekämpft und gelitten, sich abermals die Hand reichen, vermag auch die gewandteste Feder nur mangelhaft zu schildern; der Phantasie allein ist es vorbehalten — gleich dem Maler dem beendeten Bilde — solchen Scenen den höchsten Schimmer der Vollendung zu verleihen.

Während die Menschen Rákóczi den Gegenstand seiner ersten Liebe, die schöne, heißersehnte Braut, entrisssen hatten, beschloß die Vorsehung in ihrer geistigen Größe, die reizende Jungfrau in einen reinen Genius, einen schützenden Engel umzuschaffen, der ihm, gleich des Allmächtigen warnenden oder prophetischen Worten, in den entscheidendsten Augenblicken seines Lebens zur Seite stehen möge.

Wie schön und beruhigend ist inmitten unserer menschlichen Schwächen und Fehler der Gedanke, daß ein Engel unter uns wandelt, Rosen streuend auf den irdischen Pfad, auf dem so viele Dornen uns verwunden; weshalb? — wird erst jene Stunde uns enthüllen, die den Schleier von so vielen ernstern Räthseln lüftet.

Solch ein Engel war Magdalena, ein wahrer Engel; denn niemals fühlte ihr reines Herz sich inniger beglückt, als wenn sie Anderen Trost und Freude bringen konnte.

Rákóczi fand in dem entlegenen Jagdschlosse nicht nur das, was ihm auf Erden das Theuerste war, seine Gattin und Kinder, sondern auch die treuesten seiner Freunde: Petróczi und Bercsényi, mit seiner schönen und muthigen Gattin, sowie den wackern Radzinski, den Retter Amalians, und noch viele seiner Getreuen, unter welchen auch Clermont und Apagyi mit ihren Frauen nicht fehlten.

Auch die Witwe Rafael befand sich dort, resignirt und entschlossen, sowie ihr verschwenderischer Sohn, den sie so lange aus den Augen verloren, den jedoch Heldenthum und Unglück von den Schlacken, die ihm so fest anhängen, gereinigt hatten, wie die Flamme das edelste der Metalle, das schimmernde Gold.

Der alte Ursza, jetzt Oberst Medve, wie er allgemein genannt wurde, Baszil und Tzikucz fehlten gleichfalls nicht. Allein Brenkovicz und Fenchel hatten sich nicht eingefunden.

Rákóczi hatte sie vor ziemlich langer Zeit zu seiner Schwester gesandt, mit dem Auftrage, zugleich die Lage des deutschen Lagers, sowie die Absichten der feindlichen Heerführer zu erspähen, und seitdem nichts mehr von den Beiden gehört.

* * *

Drei Tage lang weilte Magdalena in diesen reichlich bevölkerten Mauern, in welche stets neue Flüchtlinge strömten, während andere sie verließen, um auf der weiten Erde ein Plätzchen zu suchen, auf welchem sie ihr Zelt aufschlugen, das bittere Brod der Verbannung essen und, wenn die ernste Stunde schlug, ihr Grab finden konnten.

Am Morgen des vierten Tages trat Magdalena, in Reiskleidern und bleich wie eine weiße Lilie, in das Gemach, wo Amalie und Rákóczi mit dem Frühstücke ihrer harrten. Ihre Züge trugen weder den Ausdruck der Trauer noch der Heiterkeit, sondern strahlten wie von einer Art ernster Feierlichkeit verklärt.

Rákóczi und seine Gattin fühlten sich nicht nur durch

die Reisefleider, sondern vor allem durch jenen prophetischen Ernst überrascht.

»Willst Du vielleicht einen Spazierritt machen?« fragte Amalie mit ungewisser Stimme.

»Ja, theure Amalie,« entgegnete Magdalena, »und zwar einen sehr, sehr langen.«

»Wir werden Dich begleiten,« sagte Amalie herzlich, »nicht wahr, Franz? Das Wetter ist schön und die rasche Bewegung wird uns allen wohlthätig sein.«

»Laßt uns frühstücken,« unterbrach sie Magdalena ausweichend, »später können wir dann unsere Pläne feststellen.«

Unter freundschaftlichen Gesprächen, die jedoch eine tiefernste Färbung hatten, und aus welchen die Erinnerung vergangener Tage gleich einzelnen Blitzen oder Blüthenknospen hervortraten, verfloß eine schöne, bedeutungsvolle Stunde.

Endlich erhob sich Magdalena; Amalie und Rákóczi folgten ihrem Beispiele, und alle Drei standen in der Mitte des geräumigen Gemaches.

Plötzlich schloß Magdalena Amalien in die Arme, und drückte sie lange und innig an den treuen, hochklopfenden Busen. Beide waren tief ergriffen, und Keiner vermochte ein Wort über die Lippen zu bringen.

Amalie empfand mit einer Art prophetischen Vorgefühles, daß etwas Ungewöhnliches im Werden sei, und eine bittere Stunde ihrer harre, doch wagte sie es nicht eine Frage auszusprechen.

Endlich wand sich Magdalena aus den Armen der

Freundin, und beide Hände Kákóczi entgegenstreckend sprach sie sanft, doch mit peinlicher Ueberwindung:

»Gott mit Euch, Ihr guten, edlen Menschen! — Lebt wohl und vergeßt nicht, daß ich Euch gesagt, die Vorsehung habe mir eine Sendung anvertraut. Diese Sendung, Ihr Lieben, hat jetzt ihr Ende erreicht. Ihr seid vereint, von euren schönen, hoffnungreichen Kindern umgeben! Lebt wohl, noch einmal, und seid überzeugt, daß, wohin auch meine Schritte mich führen mögen, doch mein Herz und meine Gedanken stets bei Euch zurückbleiben!«

»So willst Du uns verlassen?« rief Amalie schmerzlich aus.

»Nein, dies ist unmöglich!« sagte Kákóczi mit Innigkeit; »Ihr dürft nicht von uns scheiden. Die Stelle, an der wir Beide einst Ruhe finden, wird geräumig genug sein, um das, was uns auf Erden das Theuerste ist, in unserer Nähe zu behalten.«

»Nicht wahr, Du verläßt uns nicht?« flüsterte Amalie, deren schöne Augen von Thränen überflossen.

»Euch verlassen? Nein, Amalie, niemals, niemals!« rief Magdalena aus; »allein was nennen die Menschen verlassen? Eine Spanne Raum zwischen den Punkten, wo unser Leben verfließt. Ich bin gleich der Rose von Jericho, Ihr guten, lieben Menschen; jahrelang in einer Büchse verschlossen, belebe ich mich doch wieder, sobald der erfrischende Thau mich berührt. — Zweifelt nicht daran! Hat Gott es so gefügt, daß wir einst neu aufleben sollen, und das heilige Wort erschallt, das uns leitet wie der Stern, der die drei Könige zu des Erlösers Wiege führte — so bin ich wieder in eurer Mitte. Jetzt aber haltet mich nicht

auf; ich allein weiß, was mich drängt, was mir Entfernung gebietet, jetzt, wo meine Sendung ihr Ziel erreicht. Lebt wohl; wenn nicht früher, so werden wir uns doch dort wieder finden,“ fuhr sie, durch das geöffnete Fenster nach dem blauen Himmelsdome zeigend, fort, »dort oben, wo wir uns rein und schlackenlos gegenüberstehen!“

Magdalena umarmte noch einmal die Freundin, drückte dem Freunde noch einmal die Hand und, der bittenden Worte nicht achtend, verließ sie eilig das Gemach.

Amadil, Rosa und Ferne standen auf dem geräumigen Altan des Schlosses; die Vorhalle des Gebäudes war von Männergestalten erfüllt.

Am Fuße der Freitreppe hielt ein Diener ein edles, braunes Roß am Zügel.

Wortlos eilte Magdalena die Treppe hinab, und saß im nächsten Augenblicke im Sattel. Niemand begleitete sie. Noch einmal winkte ihre Hand dem fürstlichen Paare freundlich zu, noch einmal übersflog ihr Auge alle, die sich um sie gesammelt hatten, und rasch, gleich einem Blitzstrahle, war sie verschwunden.

Rákóczi und Amalie eilten auf den Altan, um sie noch einmal zu erblicken; sie sahen wie sie das schöne, lange Thal dahinsprengte; jetzt hielt sie ihr Pferd noch einmal an, ihr weißes Tuch flatterte im Morgenwinde gleich der letzten Segelspitze des scheidenden Schiffes; dann ward die schöne Gestalt von Secunde zu Secunde undeutlicher und floß endlich, gleich einem Traumgebilde, mit der Luft zusammen.

* * *

*

Ihre Dienerschaft sammt Pferden und Wagen war schon mit der Morgenröthe, ohne daß Jemand dies wahrgenommen hatte, aus dem Schlosse verschwunden. Wohin? Niemand wußte es zu sagen.

Schluß.

Ungefähr zwei Wochen vor dem Tage, wo auf der Ebene von Nagy-Majtény die Fahnen, die einst so stolz und ruhmvoll geflattert hatten, sich traurig zur Erde neigten, ereignete sich in Kaschau, in der Wohnung Siegbert Heister's, ein Auftritt anderer Art, dessen wir hier gedenken müssen.

Wie schon erwähnt, hatte Rákóczi, ehe er sich nach Polen begab, Brenkovic's und Fenchel zu seiner Schwester, der Gräfin Aspremont, geschickt, und ihnen nebenbei auch noch andere Aufträge ertheilt.

Den beiden kühnen Männern gelang es nicht nur Julien das Schreiben ihres Bruders zu übergeben, sondern auch das so sehr verheimlichte Ableben Kaiser Joseph's I. in Erfahrung zu bringen.

Obgleich beide in ihrer Eigenschaft als Kundschafter fast alle deutschen Generale kannten, und selbst von Johann Pálffy bei seinem Briefwechsel mit Alexander Karoly häufig benützt wurden, glaubten sie doch die größte Vorsicht anwenden zu müssen, denn sie sahen ein, von wie mächtigem Einflusse die Nachricht dieses Todesfalles, während der neue König sich in Spanien befand, auf die ihres

Wissens noch nicht beendeten Friedensunterhandlungen sein müsse, wenn sie den Conföderirten zu Ohren kam.

Die Pest wüthete noch immer im ganzen Lande, was alle Verbindungsmittel erschwerte, allein auch jede rasche Verbreitung irgend eines Gerüchtes hinderte, und dies machte die lange Verheimlichung des wichtigen Ereignisses möglich.

Da man, um die weitere Verbreitung der furchtbaren Epidemie zu verhindern, alle Reisenden ohne Unterschied anhielt, mußten auch Brenkovic's und Fenchel bei ihrer Rückkehr höchst vorsichtig zu Werke gehen, um jeden Aufenthalt zu vermeiden.

Allein trotz aller Vorsicht trafen sie bei Szolnok unvermuthet mit einem Trupp deutscher Soldaten zusammen, und obgleich sie ein Beglaubigungsschreiben Pálffy's und selbst einen älteren, von Heister ausgestellten Paß aufweisen konnten, wurden sie doch an der Fortsetzung ihrer Reise gehindert, und von dem Szolnoker Commandanten unter starker Bedeckung geradeswegs zu Heister geschickt, ohne jedoch rauher Behandlung ausgesetzt zu sein. Beide waren fest davon überzeugt, und sprachen dies auch offen aus, daß Heister sie alsogleich auf freien Fuß setzen werde.

Heister hatte eine Wohnung in Kaschau, und man führte soeben die Pferde vor, die ihn gewohnter Weise in's nahe Lager bringen sollten, als Brenkovic's und Fenchel vor seinem Hause anlangten.

Kaum hatte der Adjutant sie angemeldet, so ertheilte Heister den Befehl, sie in sein Gemach zu bringen.

»Ah!« rief er, die Gefangenen erblickend, aus, »Ihr

seid es, Brenkovic, und gefangen — was soll das heißen?»

»Ich weiß es selbst nicht, gnädigster Herr,« entgegnete der Kundschafter; »man hat sich unser bei Szolnok bemächtigt, als wir gerade im Begriffe waren, zu Feldmarschalllieutenant Graf Pálffy zu eilen.«

Heister's Freude war unverkennbar. Er hatte sich Brenkovic wiederholt bedient und auch Fenchel ein paar mal in Anspruch genommen.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, was wir bereits mehr als einmal über die Charaktere und Handlungsweise dieser außergewöhnlichen Männer gesagt, um alles, was nun folgte, verständlich zu machen.

»Wahrhaftig, es ist unbegreiflich, wie man sich bekommen lassen konnte, so treue und wackere Männer aufzuhalten!« sagte der General und flüsterte dann seinem Adjutanten ein paar Worte so leise zu, daß weder Brenkovic noch Fenchel sie verstehen konnten.

Der Adjutant verbeugte sich und verließ das Gemach.

»Wir sind allein,« fuhr Heister fort; »was bringt Ihr mir Neues?«

»Ich glaube,« entgegnete Brenkovic, »daß, ehe wir noch in's ungarische Lager gelangen, dort alles auseinandergehen wird. Alles hängt jetzt, wie mir dünkt, davon ab, Herr General, den Tod Seiner Majestät so lange als möglich geheim zu halten.«

»Den Tod des Kaisers?« rief der General, der von diesem wichtigen Ereignisse noch keine Ahnung hatte, in höchster Ueberraschung aus, und der Ausdruck seiner Zügebewies, wie unerwartet ihm diese Nachricht kam.

»Ja wohl, Herr General. Se. Majestät starb so jung, kaum dreiunddreißig Jahre alt; kein Arzt vermochte ihn zu retten, und die Kaiserin Mutter, Eleonora, ergriff die Zügel der Regierung; Ihr werdet daher begreifen, von wie großer Wichtigkeit es ist, daß diese Trauerbotschaft dem Grafen Pálffy so bald als möglich zu Ohren komme.«

Nachdem Heister sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, ließ er sich alles ausführlich erzählen und rief dann aus:

»Und solche Männer wagte der Szolnoker Commandant aufzuhalten, die für ihre treuen Dienste des höchsten Lohnes würdig sind!«

»Ich pflege nichts des Lohnes wegen zu thun,« bemerkte Brenkovic's, während Fenchel mürrisch schwieg, gewohnter Weise seine Worte für den Fall aufsparend, wo er eine Frage beantworten mußte.

Hätte die unerwartete Gefangennehmung Brenkovic's in diesem Augenblicke nicht besangen gemacht, so hätte sein scharfes Auge wahrscheinlich das ungewohnte Etwas in Heister's Zügen wahrgenommen, welches selbst der heitere Empfang, den er ihm angedeihen ließ, nicht zu verwischen vermochte.

Allein Brenkovic's fühlte den Boden unter seinen Füßen brennen; Niemand haßte die deutschen Heerführer in so hohem Grade als er, und er zählte die Minuten, bis er bei Rakóczi sein konnte, von dem er zwar wußte, daß er eine Reise nach Polen beabsichtigte, jedoch nicht ahnte, daß er bereits dort war. Der in alle geheimen Triebäder der Conföderation eingeweihte Mann sah nur zu deut-

lich, welche wichtige Wendung die Nachricht vom Tode des Kaisers veranlassen konnte.

»Ihr müßt Euch demnach eilig mit wichtigen Nachrichten zu Rákóczi — nicht doch, zu Feldmarschalllieutenant Pálffy begeben? — Und Ihr thut nichts des Lohnes wegen, und habt Euch bloß aus Treue gegen die Kaiser Leopold und Joseph bereits seit Jahren in den Lagern Tököly's und Rákóczi's aufgehalten und dort zu ihrem Vortheile gewirkt? — Welch' ruhmwürdige Selbstaufopferung! Für so ungewöhnliche Dienste ist freilich das, was ich und andere deutsche Heerführer Euch gezahlt — ein Pappentriestiel! — Ein höherer Lohn erwartet Euch,« — der General begleitete diese Worte mit einer bezeichnenden Handbewegung nach oben, »von welchem euren wackern Gefährten hier auszuschließen mein Gerechtigkeitsgefühl mir nicht erlaubt.«

Schon der Anfang dieser Rede machte Brenkovic's betroffen, und auch Fenchel war gar bald im Reinen darüber, daß sie Beide verrathen waren — durch wen, wußte er sich freilich nicht zu erklären.

»Wie soll ich dies verstehen, Herr General?« fragte Brenkovic's ernst, während dunkle Röthe seine Züge überflog.

»Du sollst verstehen, nichtswürdiger Betrüger,« rief Heister mit vollkommen veränderter Stimme und ausbrechendem Zorne, »daß dein und deines Helfershelfers Stündlein geschlagen hat! Ihr Beide und noch manche Andere habt von jeher zwei Herren gedient und werdet dem Galgen nicht entgehen.«

Hiermit nahte Heister sich der Thür und rief mit

noch lauterer Stimme: »Ihr könnt kommen, Herr Adjutant!«

Die Augen der beiden Gefangenen begegneten sich; es war ein kurzer, energischer, bedeutungsvoller Blick, der hier getauscht ward, gleich dem Signalfener, das auf irgend einer Bergspitze emporflammt. Sie verstanden einander. In dem Augenblicke, wo die Thür geöffnet ward und der Adjutant, von ein paar Soldaten gefolgt, eilig das Gemach betrat, spannte rasch wie der Blitz jeder der beiden Kundschafter den Hahn einer kurzen Pistole, die sie sich gegenseitig an die Brust setzten.

»Feuer!« rief Brenkovic's.

Die Pistolen krachten gleich einem einzigen Schusse, und die beiden Kundschafter sanken leblos zu Boden.

Dies war das Ende dieser ungewöhnlichen Männer; weder Brenkovic's noch Fenchel gehörten zu denjenigen, die ein schimpflicher Tod treffen kann.

Nach Magdalenens Entfernung weilte Rákóczi nicht lange mehr in Polen; er und seine Gattin begaben sich nach Frankreich, wohin Bercsényi und Clermont mit ihren Frauen, so wie noch viele Andere ihnen folgten. (1¹¹)

Ludwig XIV. empfing Rákóczi zwar gnädig, allein gleich einem abgenützten Werkzeuge, dessen er nicht mehr bedurfte, obgleich die übrigen Glieder der königlichen Familie ihm die wärmste Theilnahme bewiesen. (1¹²)

Der König hatte ihm in früheren Zeiten fünfzigtausend Franken Hilfs-geld zugesagt, allein als sein Glückstern zu sinken begann, war hiervon nicht mehr die Rede, so daß Rákóczi sich gezwungen gesehen, zur Besoldung

seiner Truppen sein eigenes Silbergeräth einschmelzen zu lassen. (123)

Als er nach Frankreich kam, schloß er seine Rechnungen mit den französischen Ministern ab, und es stellte sich heraus, daß er noch sechshunderttausend Franken zu fordern hatte. Diese Summe ward capitalisirt und er bezog jährlich die Interessen derselben.

Ueberdies setzte Ludwig XIV. ihm noch einen Jahrgelthalt von hunderttausend Franken, für den Unterhalt seines Gefolges jedoch jährlich vierzigtausend Franken aus. (124) Von diesen hundertvierzigtausend Franken zog Fleuri, sobald er Minister ward, achtzigtausend Franken ab. (125)

Die Ueberbleibsel dieses Jahrgelthales schmolzen in den Händen eines Geistlichen Namens Brenner, dem Rákóczi seine Geldangelegenheiten anvertraut hatte, so sehr zusammen, daß dem Fürsten davon, als er den Veruntreuungen Brenner's endlich auf die Spur kam, nur sechstausend Franken jährliches Einkommen übrigblieb. (126)

Brenner, der zur Strafe seiner Uebelthaten in die Bastille kam, schnitt sich dort die Gurgel ab und starb als Selbstmörder. (127)

Rákóczi weilte sechs Jahre in Frankreich, wo er den Namen eines Grafen Sárosh führte. (128) Im Jahre 1717, beim Beginne der Feindseligkeiten zwischen den Türken und Kaiser Carl VI., begab sich Rákóczi, der Aufforderung des Sultans Folge leistend, nach der Türkei, wohin Bercsényi sammt mehreren Anderen, die neue Hoffnungen an diese Ereignisse knüpften, ihm folgten.

Nach Beendigung des Krieges und als der Friede

bereits geschlossen war, wies der Sultan Rákóczi, dessen er nicht länger als Schreckbild bedurfte, Rodosto zum Aufenthaltsorte an, wo er jedoch für seinen und seines Gefolges Unterhalt mit fürstlicher Großmuth Sorge trug. (140)

Bercsényi sammt seiner Gattin und dem treuen Radzinski theilten das Geschick des Fürsten.

Apaghi, dem Rákóczi die Verwaltung seiner polnischen Besitzungen anvertraut, blieb sammt seiner Gattin und Schwiegermutter, so wie seinem Schwager in Polen, und lebte in steter Verbindung mit Mirian, den der Tod zu meiden schien. Er entsagte eben so wenig seinen erhabenen Ideen, die ihn für das Volk eine schönere und freiere Zukunft vorhersehen ließen, als Mirian den Einfluß verlor, den er, obgleich mit geringem Ergebnisse, auf die unteren Volksschichten ausübte. Der Greis war von Niemanden in seinem Wirken gestört, was wohl auch eine Folge seiner ausnahmsweisen Stellung sein mochte.

Clermont, Eszterházy, Jankovics und noch mehrere Andere ließen sich in Frankreich nieder; Adam Bay lebte in Hamburg; Ursza, Izikucz und Waszil kehrten aus Polen nach Siebenbürgen zurück, wo sie in den Gebirgen des Szeklerlandes den deutschen Truppen noch gar viel zu schaffen machten, bis endlich Izikucz von einer Kugel getroffen ward, Ursza und Waszil jedoch, des abenteuerlichen Lebens überdrüssig, verschwanden, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war.

* * *

Der erste schwere Schlag, der Rákóczi in Rodosto traf, war der Tod seiner Gattin.

Mit Amalien verschwand die Heiterkeit und Ruhe,

welche sie über den wohlgeordneten Haushalt des Fürsten zu verbreiten gewußt. Amadil war nicht im Stande ihren unerschöpflichen Lebensmuth, sowie die Energie des eigenen Herzens Anderen einzulösen, — und nach Jahren goß — wie dies einst der Edelknabe Kalmán auf der Pusta gesehen, der Mond sein sanftes Licht über den Kirchhof von Rodosto und über einen einfachen Grabstein aus, auf welchem, dem Wunsche der Gräfin Bercsényi gemäß, nur der einfache, doch an süßen und bitteren Rückerinnerungen so reiche Name Amadil zu lesen war. (1⁵⁰)

Nach ihrem Tode kehrte Bercsényi mit seinen Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern, nach Frankreich zurück, wo seine Nachkommen größtentheils in kriegerischen Aemtern sich Auszeichnung erwarben, und das Regiment eines derselben, die berühmten Bercsényi-Husaren, so wie auch dasjenige eines Nachkommen Eszterházi's, die Eszterházi-Husaren, in großem Ansehen standen.

Im Jahre 1730 — Amadil lebte damals noch — verbreitete sich in der Gegend die Nachricht, daß vor kurzer Zeit eine reiche und vornehme Frau mit des Sultans Einwilligung unweit Rodosto ein großes, doch höchst einsam gelegenes Landhaus gekauft habe, mit dessen Herstellung und Verschönerung man eifrig beschäftigt war, und wotäglich große Transporte von Hausgeräth aller Art aus Stambul anlangten.

Niemand hatte bisher die Besizerin jenes Landhauses erblickt; später, als sie ihre neue Wohnung bezogen hatte, sprach man in der ganzen Gegend nur von ihrer Güte und Wohlthätigkeit. Diejenigen, die sie gesehen, erzählten, daß sie in tiefe Trauer gekleidet, und ihr Anzug

fast demjenigen einer Nonne gleich, daß ihr Antlitz bleich, jedoch, ihres vorgerückten Alters ungeachtet, noch immer ungewöhnlich schön sei.

Der damals schon bejahrte Rákóczi wurde jedoch, Niemand wußte zu sagen auf welche Weise, mit der räthselhaften Fremden bekannt, die man in der Gegend nur die schwarze Fürstin nannte; er besuchte sie häufig, brachte oft halbe Tage bei ihr zu und machte Spazierritte oder lange Spaziergänge mit ihr; — wer sie jedoch war und woher sie gekommen, — blieb für immer ein Geheimniß.

* * *

Noch einmal lassen wir den Vorhang emporrollen, um ein eigenthümliches Bild, das letzte dieses erhabenen, blutigen Drama's, zu enthüllen.

Wie reich an Begebenheiten ist doch das Leben! — wie verwickelt seine Wege! Laßt uns einen Blick um uns her werfen und unsere Einbildungskraft auffrischen! Wo befinden wir uns?

Es will uns bedünken, als hätten wir dies Thal, diese Felsenriffe, einst schon gesehen.

Ja, wir täuschen uns nicht, dies sind die Hochgebirge des Szibles, wo wir einst, vor langen Jahren, Baszil, den walachischen Ziegenhirten, Brenkovic und Ursza gesehen. Jetzt liegt kein Schnee auf dem würzigen grünen Rasen, die Bäume sind nicht weiß bereift, allein dennoch streift der Wind scharf und winterlich durch die Berge.

Alles ist hier, wie es einst gewesen, nur dünkt die Landschaft uns schöner, romantischer. Dort ist der alte Baumstumpf, dort die kleine Schaf- und Ziegenheerde, der

schöne weiße, langbehängene Schäferhund und hier, auf seinen Knotenstoß gestützt, der Schäfer.

Ah, seine Züge sind nicht mehr, was sie einst gewesen! Wo ist das junge Antlitz ohne eine Falte der Sorge, ohne einen Schatten der Sehnsucht? wo das leichte Herz und Gehirn, welches nichts, gar nichts — tyár nyim-nyik — zu denken wußte?

Ein schöner, kräftiger Greis, den Schafpelz über die Schultern geworfen, steht dort statt des einst jungen, unerfahrenen Pakulár. ⁽¹⁵¹⁾ Sein Barthaar ist gebleicht und fließt wallend auf die Brust herab, nur die Augen haben noch den Glanz der Jugend und blicken scharf und entschlossen, wenn auch nicht heiter, um sich her. Es ist nicht mehr gedankenlose Leere, die den Ausdruck dieser Züge bildet; nein, Geistesstärke und eine Art von Reife blicken aus denselben hervor, die der kräftige Alte sich wohl kaum in diesen wilden Bergen, unter seinen Schafen und Ziegen erworben haben kann.

Alles ist, wie es einst gewesen, sagten wir, ja alles, den kleinen Hügel dort mit dem einfachen Holzkreuze ausgenommen, der damals in der wilden Winterscene fehlte.

Wen deckt dies Grab? — Wer mag der greise Schäfer sein?

Still, seine Lippen regen sich — hört, es ist als ob er seine Worte an das Grab richtete.

»Du hattest Recht, alter, alter Ursza; die Welt gleicht einem Traume; wenn wir erwachen, sehen wir uns wieder dort, wo wir gewesen. O, daß ich auch jetzt noch nicht zu denken vermöchte wie einst, da Du mich mit verführerischen Worten aus meinem sorglosen Nichts gelockt!

Das Leben zieht an mir vorüber gleich einer glänzenden Vision — ich habe alles versucht, viel gesehen und gelernt — bin ich wohl glücklicher, als ich einst gewesen?« — Der Greis schüttelte langsam das Haupt, als wolle er die Frage verneinend beantworten.

Plötzlich griff er sich an die Brust, und über das ernste Antlitz flog ein Ausdruck schmerzlichen Erstaunens, als er eine zerrissene Kette unter den Falten seines groben, doch reinen Hemdes hervorzog.

Es war dies eine schwere goldene Kette, die ihm einst Rákóczi geschenkt und an welcher eine Denkmünze mit des Fürsten Brustbild hing. Gleich einem unschätzbaren Talisman hatte Baszil — denn er war es — dies Kleinod bewahrt und es stets auf der Brust getragen.

„Sonderbar!“ rief er aus, „seit langen Jahren trage ich diese Kette, das Einzige, was mir geblieben, und jetzt, in diesem Augenblicke, riß sie entzwei!“

* * *

Am 8. April des Jahres 1735, in dem Momente, wo auf Baszil's treuer Brust die Denkkette sprang, hauchte Franz Rákóczi in Rodosto, kaum sechzig Jahre alt, den letzten Seufzer aus.

E n d e.

Anmerkungen.

1) — Diese Burg (Tokaj), welche mein ererbtes Besitztum war, und welche ich später abtragen ließ.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 34.

2) — Da ich jedoch den Krieg für die Freiheit meines Vaterlandes begonnen, und alle Schichten desselben in so heftiger Bewegung sah, hielt ich es für unziemlich und mit meiner Ehre unvereinbar, die Interessen meines eigenen Vaterlandes zu vernachlässigen, um die Krone eines fremden Landes (Polens) anzunehmen.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 32.

Es gereicht dem jungen, kraft- und geistvollen, kaum siebenundzwanzigjährigen Mann (Rákóczi) zur Ehre, daß er, wenigstens seinen eigenen Ansichten gemäß, nur für Gott, das Vaterland und die Freiheit gegen rechtlose Macht kämpfte.

Fehler, die Geschichte der Ungarn,

IX. Bd., S. 522—523.

3) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 46.

4) — Dies bezeugen alle Geschichtschreiber, sowie Rákóczi selbst, zu dessen Fehlern Ruhmredigkeit keineswegs gehörte, in seinen Memoiren, Seite 17—117.

5) — Siehe: die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 478—479—480—481.

6) 7) — Bercsényi erwähnte wiederholt der schönen Eigenschaften des Prälaten (Paul Széchényi) und seiner eifrigen Wünsche für die Freiheit des Vaterlandes.

Mémoires du Prince Rákóczi, S. 49.

8) — Siehe: Fehler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 523 und Mémoires du Prince Rákóczi, S. 41.

9) 10) 11) 12) 13) 14) 15) 16) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 45—46.

17) — Siehe: Histoires des révolutions de Hongrie, VI. Bd. Seite 182.

18) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 46.

- 19) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 47.
- 20) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 48.
- 21) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 50.
- 22) — Siehe: Anmerkung 18 und Mémoires du Prince Rákóczi, S. 52.
- 23) 24) 25) 26) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 50—52—57.
- 27) — Siehe: Michael Eserey, Handschrift, S. 294.
- 28) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 58.
- 29) — Siehe ebendasselbst Seite 70.
- 30) — Der Aberglaube, daß es Leute gibt, die unverwundbar sind, ist überall unter dem Volke verbreitet.
- 31) — Plájás, walachischer Pandur in den Grenzgespannschaften Siebenbürgens; nur zu oft gleichbedeutend mit Räuber.
- 32) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 57.
- 33) 34) 35) 36) 37) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 53—56—61.
- 38) — Siehe den dritten Band dieses Werkes.
- 39) — Zur Bekräftigung dieser Behauptung müßten wir wenigstens 200 Anmerkungen citiren; deshalb begnügen wir uns, den Leser an alle über die österreichische Herrschaft geschriebenen Geschichtswerke, das des Jesuiten Wagner nicht ausgenommen, zu verweisen.
- 40) 41) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 83, und Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 531—532.
- 42) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 537.
- 43) — Siehe ebendasselbst, IX. Bd., S. 544.
- 44) 45) — Siehe: Neugeboren, Handbuch der Geschichte Siebenbürgens, S. 300.
- 46) 47) 48) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 552—553—558—559.
- 49) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 61.
- 50) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 558.

- 51) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 49.
- 52) 53) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 556—578.
- 54) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 83.
- 55) — Siehe Anmerkung 40 und 47.
- 56) 57) 58) 59) 60) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 580—581—582—583 und Mémoires du Prince Rákóczi, S. 82—87.
- 61) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 583, und Graf Johann Masláth: Helene Zrinyi, im Taschenbuche »Iris« 1840, S. 338.
- 62) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 301.
- 63) 64) — Siehe ebendasselbst, S. 588—589, dann Mémoires du Prince Rákóczi, S. 91, und Neugeboren, Handbuch der Geschichte Siebenbürgens, S. 301.
- 65) — Siehe: Neugeboren, Handbuch der Geschichte Siebenbürgens, S. 304.
- 66) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 589.
- 67) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 99.
- 68) — Siehe Anmerkung 30.
- 69) 70) 71) 72) 73) 74) 75) Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 99, und Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 593—594.
- 76) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 593.
- 77) Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 102.
- 78) — Dieß erweist sich aus den Brieffschaften und Documenten der auswärtigen Geschäftsträger, und wird von Rákóczi selbst, sowie durch Fessler bestätigt.
- 79) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 599.
- 80) 81) 82) 83) 84) 85) 86) 87) 88) 89) 90) 91) 92) — Siehe Mémoires du Prince Rákóczi, Seite 111—122, und Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 609—618.

- 83) 94) 95) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 112.
- 96) — Siehe Neugeboren, Handbuch der Geschichte Siebenbürgens, S. 302.
- 97) 98) 99) 100) 101) 102) 103) 104) 105) 106) 107) 108) 109) 110) 111) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 620—632, und Mémoires du Prince Rákóczi, S. 132 und 147.
- 112) — Von den Trüdeln der Pest spricht Niemand so ausführlich als Eserey, vor allem auf Seite 395 seiner Handschrift.
- 113) 114) 115) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., Seite 630—634.
- 116) 117) 118) 119) 120) 121) 122) 123) 124) 125) 126) 127) 128) 129) 130) 131) 132) 133) 134) 135) Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 146 bis 152, und Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd., S. 644, 645—647.
- 136) Michael Eserey erwähnt sowohl, daß Berscönyiin Polen Besizungen erhielt, sowie auch, daß Rákóczi dort ausgebreitete Güter besaß.
- 137) 138) 139) 140) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, 152—153.
- 141) — Siehe: Fessler, die Geschichte der Ungarn, IX. Bd. S. 647.
- 142) 143) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 161 und die folgenden Seiten.
- 144) 145) 146) 147) 148) — Siehe: Mémoires du Prince Rákóczi, S. 159—160.
- 149) Siehe ebendasselbst. S. 153,
- 150) Siehe den I. Band dieses Werkes.
- 151) Pakulár, die walachische Benennung für Schafhirt.

Nachschrift. Wir benützten die im Jahre 1825 in Leipzig erschienene Ausgabe von Fessler's Geschichte.

Von den Memoiren Rákóczi's, sowie von Histoire des révolutions de Hongrie die in Haag bei Johann Neaulme im Jahre 1739 gedruckte Ausgabe.



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

